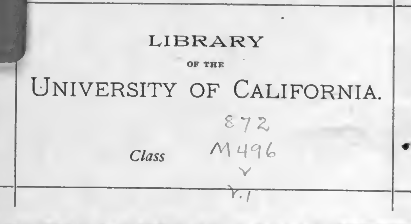


J. R. zur Megede

Von zarter Hand





Von zarter Hand

Von zarter Hand

Roman von

Johannes Richard zur Megede

Achte Auflage

Erster Band





Stuttgart und Leipzig :: 1907
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Wilhelm Wetter

in Freundschaft zugeeignet





Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

April — Ragaz — Krone — Graf von Carén —. Man braucht nicht gerade allwissend zu sein, um daraus zu erkennen, daß ich mich zurzeit etwas auf dem Trockenen befinde. Sonst würde ich nicht die tote Saison des Weltbades gewählt haben oder zum wenigsten im „Hof Ragaz" abgestiegen sein. Ein Tagebuch würde ich dann aber ganz gewiß nicht schreiben. Ich thu's, weil man doch etwas zu thun haben muß, und weil meine Trübsalsfanfaren nicht ganz ungehört verklingen sollen.

Es ist zwei Uhr nachts, und das Donnern der Tamina dringt herüber. Ich habe soeben eine sehr geistreiche Konfrontation mit meinem Rasierspiegel beendet ... Etwas mitgenommen sähen wir aus, Herr Graf, für unsre achtundzwanzig Jahre — aber die kleinen Mädchen haben ja so was immer gern: etwas müder Mund, unter den Augen die interessante Bläue, alles in die fahle Diplomatenblässe getaucht, in der uns nur noch die Kellner der Nachtcafés über sind. Dennoch ist's ein scharfes, nicht mal dummes Gesicht mit — ich bitte um Verzeihung — ausgesprochen gutmütigen braunen Augen. Wenn mein Waschtischspiegel etwas größer wäre und ich nicht zum Aufstehen zu faul, könnte ich noch

eine schlanke, elegante Figur konstatieren, auf die in meiner Familie besonders gezüchtet ist. Im Verein mit einem ungefaßten Monocle machte sie mich immer zu einer ganz acceptabeln Erscheinung auf dem Petersburger Parkett. — Ja Petersburg . . . die Sorgen . . . der Kanarienvogel meiner Tante . . . Wenn doch die beiden das Zeitliche segneten — die gelbe Canaille heute, die Tante morgen! Es wäre beiden so leicht bei ihrem hohen Alter und der gichtischen Anlage. Aber sie haben kein Herz für mich. Ich komme dabei auf eine Gefühlsphilosophie, die dem Tagebuch ziemlich gleichgültig sein kann und mich außerdem mit der Vogelschutzgesetzgebung in Konflikt bringen würde.

Also fangen wir noch einmal von vorne an: ehrlich, wenn's auch uns Diplomaten schwer fällt; — scharf, damit es nicht vergeudete Zeit ist.

*

Also ich komme ziemlich geraden Wegs aus Petersburg; offiziell auf ein Jahr gesundheitshalber nach der Riviera beurlaubt — auch länger, noch viel länger, solange ich will. Das ist stillschweigende Uebereinkunft. Schwindsüchtig bin ich nicht. Dafür zeigt mein Geldbeutel alle Symptome des letzten Stadiums der „Galoppierenden". Das ist keineswegs erbliche Belastung, denn die Finanzen meines in Gott ruhenden Herrn Vaters prädestinierten mich gewissermaßen für die diplomatische Carriere. Schuld daran, daß ich jetzt etwa so gut situiert bin wie mein dralles Thurgauer Stubenmädchen — ist nicht das Spiel, nicht der Wein, nicht die wahre Liebe — sondern die Thatsache, daß ich über ein Jahr von der gesamten Lebewelt einer europäischen Hauptstadt um ein selten köstliches Juwel beneidet wurde, dessen Edelsteinfassung auf dem matten Grunde Mechelner

Spitzen mich so fabelhafte Summen kostete, daß ich sogar zur Veräußerung meines väterlichen Gutes schreiten mußte. Kurz darauf verlor ich das Juwel. Mein Geldbeutel bekam schwindsüchtige Anwandlungen. Zur Stärkung wurde mir erst Petersburg, zuletzt die Riviera verordnet — und ob die Komödie nun mit einem kurzen Knalleffekt in Monte Carlo endet oder mit einem langen Siechtum in irgend einem Nest, das ist mir vorläufig ziemlich gleichgültig. Denn ein Rettungsstern blinkt mir noch: das ist meine Tante. Stern?... Na, wenn ich ganz genau wüßte, daß sie diese Charakteristik niemals liest, würde ich ungefähr folgendes sagen:

Sie ist eine ekelhafte, zweiundsiebzigjährige alte Jungfer, die nie etwas auf Erden geliebt hat, ausgenommen ihren Kanarienvogel. Sie ist fromm und giebt keinem Bettler einen Sou; sie ist edel, und sie könnte mich auf dem Schafott enden sehen. — ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!‘ — Jawohl, liebe Tante Jeannette, das bist du alles nach deiner unmaßgeblichen Meinung in der Potenz. Ich aber sage: Wenn du hinüberschwebst und Petrus nicht sofort die Himmelsthür vor dir verriegelt, so bitte ich um ein bescheidenes Plätzchen im Höllenfeuer. Denn mit dir im Paradiese? Dank' unterthänigst.

Für den einzigen Sohn ihres Bruders hat Tante Jeannette ungefähr so viel Interesse, wie eine Schildkröte für einen russischen Windhund. Wenn man eben Pech hat! Als dreijähriger Bengel soll ich mal in großer Gesellschaft bewundernd gesagt haben: „Tante, du siehst ganz aus wie eine Schildkröte.“ Das raubte mir endgültig ihre Sympathie. Habe ich das große Wort wirklich gesprochen, so zeugt das für eine seltene Beobachtungsgabe. Denn wenn sie durch das Zimmer schiebt auf Plüschschuhen mit fettgewölbtem Rücken, hat sie entschieden etwas von

dem großen Kriechtier. Ich habe noch nie von fetten alten Jungfern gehört — sie aber hat's fertig gebracht! Und so was wohnt in Berlin — Tiergartenviertel — in einer entzückenden Villa mit Riesengarten. So was besitzt Millionen und sieht nie einen Menschen bei sich. Der Hofstaat ist: Obermarschall und Tyrann ein rheumatischer Kanarienvogel — Kammerherr vom Dienst ein alter, dicker, scheinheiliger Betbruder mit blauer Nase und einem langen, schwarzen Rock, den er beim Anmelden wie einen Talar schwenkt — Palastdame eine spindeldürre Mamsell, der ich wärmere Gefühle für den Dicken zutraue. Geliebt bin ich von allen nicht. Die Kanariendame — meine Tante würde es für lasterhaft halten, ihr Herz an einen Kanarienmann zu hängen — sträubt empört die Federn, sobald sie mich erblickt. Die gelbe Bestie empfindet richtig: ich bin ihr Todfeind. Das feiste Gesicht des Dieners wird steinern, sobald er dem etwas leichtfertigen Grafen Louis — das bin ich — die Flügelthüren zum Salon öffnen muß. Und das ist keine Maske. Denn er vergiebt es mir nie, daß ich seine blaue Nase langer und zarter Beziehungen zu der Chartreuseflasche auf dem Büffett beschuldigte. Die Mamsell ist äußerst devot, aber sie macht mich stets darauf aufmerksam, daß die gnädige Comtesse sehr schlecht geschlafen habe und um Gottes willen nicht aufgeregt werden dürfe. Einmal verbat ich mir das scharf. Die Folge war, daß am nächsten Tage der Dicke, diesmal freundlich lächelnd, erklärte, daß meine Tante mich wegen heftiger Migräne nicht annehmen könne.

Und um dieses verwunschene Schloß samt Königin und Kanarienvogel zu erobern, bin ich sechsmal im tiefsten Winter von Petersburg nach Berlin gereist. Es gehörte wahrhaft gräflicher Mut zu diesem Unterfangen. Denn erstens mal meiner Tante zu beichten —

von einem „kleinen Mädchen", großartiger Verschwendung, komplettem Ruin. Sie ertrug's übrigens. Nur bei dem „kleinen Mädchen" klingelte sie erschöpft nach Riechsalz. Dann Reue, Zerknirschung heucheln — dann nicht vorhandene Verwandtschaftsgefühle wecken — dann, als Meisterstück der Verstellung, der zweiundsiebzigjährigen Schildkröte um den Hals fallen und gottergeben sagen: „Jetzt hab' ich nichts als den Himmel und dich, Tantchen!" Metternich würde sicherlich in dem Moment wie ein Waisenknabe neben diesem jungen Novizen erschienen sein der sogar eine ganz echte Schauspielerthräne aus der Augenecke wischte. Wenn's mir die alte Dame nun abgeschlagen hätte, weil sie mich doch durchschaute, so könnte ich ihr's nicht mal übelnehmen. Aber sie that etwas ganz andres. Sie seufzte, sah gen Himmel — der fette Rücken zitterte gerührt — und sprach wie folgt:

„Lieber Neffe, die Vorsehung ist weise, und wir dürfen ihr planvolles Wirken nie zu unterbrechen versuchen. Das wäre frivol! Sieh mal, ich habe außer den beiden Guten draußen niemand als diesen Vogel," — dabei zeigte sie auf ein vergoldetes Bauer, wo sich die Kanariendame kampfbereit plusterte. „Und in einer schlaflosen Nacht kam ich auf den Gedanken: für dieses liebe Tierchen muß gesorgt werden, wenn ich nicht mehr bin." Das Untier piepste darauf wehmütig. „So habe ich denn mein Vermögen außer zwei Legaten einer frommen Stiftung vermacht, der ich das Wohl dieses gefiederten Lieblings auch nach meinem Tode anvertrauen kann. Stirbt Lola vor mir" — sie hauchte nur noch vor Rührung —, „dann ist die Vorsehung mit meinem Thun nicht zufrieden. Ich nehme es als Zeichen und vernichte das Testament. Und dann bist du ja der Erbe. Bei Lebzeiten

gebe ich nichts . . . Louis, Louis, du bist ein Verschwender!" — Das weiß ich nun zwar allein, aber es hilft mir nichts. Bei der Gelegenheit muß ich übrigens erst ein Schafs- und dann ein Verbrechergesicht gemacht haben, denn plötzlich schrie Tante Jeannette auf: „Louis, du willst Lola morden! Ich seh's deinen Augen an." Der Gelbe flatterte verzweifelt in seinem Käfig, als wenn er bereits mein Messer an der ewig heiseren Kehle fühlte. Nach einigen Augenverdrehungen beruhigte sich die Tante, ward ganz Majestät und schloß die Philippika: „Versuch es nie, Louis, denn ich müßte dich unbedingt enterben! Und jetzt laß mich mit Lola allein. Ich habe in einen Abgrund gesehen, vor dem mir schaudert."

Seit der Unterredung bin ich wie verhext: ich kann die Mordgedanken nicht los werden. Und dabei ist's eine ganz aussichtslose Sache. Mit Lola läßt man mich nie mehr allein. Die Tante steht hinter mir, der Diener zur Rechten, die Mamsell zur Linken, wenn ich die Kanariendame trotzdem zu sehen wünsche. Und ich bemühe mich scham- und würdelos um ihre Gunst, flöte sie an, verdrehe liebevoll die Augen. Sobald ich aber den Finger zwischen die Stäbe stecke, hüpft der Gelbe verzweifelt, und die Tante sagt würdevoll zu mir: „Er traut dir nicht." Dann himmelt sie den Gelben an: „Lola, Lola . . . mein Liebling — man plant Böses gegen dich," — bis das Ungeheuer, dem die Schildkröte unbegreifliche Liebesgefühle einflößt, ganz gerührt auf seiner Stange von einem Bein zum andern torkelt und so ersterbend piepst, daß mich köstliche Todeshoffnungen durchbeben. Jawohl, Kuchen! Er lebt und frißt und tyrannisiert die Tante heute noch und ist vollständig immun gegen die Petersilie in meiner Rocktasche, die in seinem Schnabel ihm ein so sanftes

Ende bereiten würde. Alles vergebens! — Ob ich mit dem Dicken Brüderschaft trinke — oder der Dürren eine Liebeserklärung mache? Gedacht habe ich schon daran, doch es ist hoffnungslos. Sie nimmt mich nicht, und der Dicke würde meinen Anschlag sofort verraten.

Sapienti sat. Jetzt habe ich noch rund fünftausend Mark, sitze weltverloren in Ragaz, weil ich in St. Moritz zu bekannt bin und die Riviera vermögenslosen Grafen nur ein Fortkommen als Croupier ermöglicht. — Ragaz? Warum ging ich eigentlich nach Ragaz? — Es war so 'ne Kateridee, wie das Tagebuch auch. Good night.

*

Als ob ich in diesem verödeten Hotel nicht gerade Strandgut genug wäre! Seit drei Tagen ist ein Lieutenant mein Zimmernachbar: klein, schwarz, frisch. Ich bin sehr retiré. Du täuschest mich nicht, mein Jungchen, mit der nervösen Lebhaftigkeit, die du zwei schwindsüchtigen Rumäninnen, den einzigen zweifelhaften Zierden unsrer table d'hôte à quatre, gönnst.

Selbstverständlich auch um die Ecke gegangen! Und ich habe nicht die mindeste Lust, von einem Kollegen von der andern Fakultät vielleicht noch um zwanzig Mark angepumpt zu werden. Vorläufig haben wir uns vorsichtig beschnüffelt, das heißt, er mich. Kann nicht recht aus mir klug werden. Bei der Vorstellung wurden die üblichen, absolut unverständlichen Namen gemurmelt. Trotzdem weiß ich durchs Fremdenbuch, daß er von Jaromir heißt. Ich selbst figuriere da als Gr. Carén. Kann alles mögliche heißen und ist mit seiner halben Wahrheit das beste Inkognito. Denn in diesem Gasthofe vielleicht den Rumäninnen mit hochadeligen Airs

zu imponieren — deplaciert! Der Lieutenant hat den gewissen Kommißblick und mißtraut mir. Londoner Anzug, Hut von Habig und dabei die Reserve, die uns die Diplomatie immer auferlegt — das reimt sich schlecht mit Gr. Carén. Er kann weder Kavallerist noch in einer großen Garnison gewesen sein. Wahrscheinlich königliches Linienfußvolk von jenseits der Weichsel. Von Pferden keine Idee und von der Welt so viel, wie man aus Kasinogesprächen und endlosen Kommißpeccos ergattern kann. Der Gute war übrigens anfangs äußerst vorsichtig in Bezug auf seine Person. Als Nutzanwendung zieh' ich daraus: erst vor kurzem niedergebrochen — von Gläubigern zu Schanden geritten. Ich vermutete das auf den ersten Blick. Er trägt das Zivil eng, mit Kommißschic, und bläst sich jedes Stäubchen vom Rock — außer seinem Smoking also wahrscheinlich nur noch Räuberzivil. Wir spielen nach Tisch immer Ecarté auf der Bude, weil die Rumäninnen im Lesezimmer zu scheußlich husten und Ragaz von Nebel und Regen trieft. Man kann nicht die fünf Schritte bis zur Tamina hinübergucken. — Spielt übrigens das Ecarté gerissener als ich, der ich es immer als Jeu und sehr hoch gespielt habe. Es ist ein zweifelhaftes Vergnügen, hier wegen fünf Mark Haben oder Nichthaben zwei Stunden auf einem Kattunfauteuil zu hocken. Dem Kleinen ist das Gewinnen ein Riesenscherz — nennt mich dann „lieber Herr Carén" und „einen famosen Kerl". Man erträgt's. Aber wenn er lange bleibt, gehe ich.

Was hat er nun eigentlich in Ragaz zu suchen? Gestern nach Mitternacht endlich auf den Leim meines konsequenten Schweigens gekrochen. Hält's nicht mehr aus ohne Beichte. War Grünrock früher, dann bei einem Kriegsschulkameraden vier Wochen

in Berlin untergekrochen, der ihn vermutlich flott gemacht hat, jetzt auf der abenteuerlichen Streife nach einer wahnsinnig reichen Berliner Familie, von der er nichts kennt als die Veilchenaugen einer Tochter — und auch die nur auf Pistolenschußweite. Aber doch verdammter Kerl, der Kleine! Sieht das Mädel Unter den Linden, rast der Droschke mit dem köstlichen Inhalt nach, die zum Glück schon vor Hotel Bristol hält. Fünf Minuten später interviewt er den Portier. Die befriedigendsten Auskünfte: vornehme Ausländer — ein wahrer Berg köstlichster Lederkoffer — fabelhafte Trinkgelder — unter Moët & Chandon „Cremant Rosé" kein Tropfen. Dem verflossenen Jäger, der's bis dato nur zu einer Segeltuchtasche gebracht hat und in seinem Posemuckel Moët nur par renommé kannte, schwindelt es. Er kann nur noch den Namen in seinem Gedächtnis notieren und dazu die traurige Thatsache, daß die Herrschaften noch heute abend über Ragaz und das Engadin irgendwohin abreisen. Ragaz Station. Mit ganz verrückten Hoffnungen ist er ihnen nun vor- oder nachgereist — das weiß er selbst nicht. Toller Phantast, der Kleine — die letzten gepumpten Moneten so leichtsinnig ans Bein zu binden! Natürlich ist er stintmäßig verliebt — in zwei blaue Augen, die er nur einmal gesehen hat. Es giebt auf der Welt doch noch Liebe auf den ersten Blick und Idealisten. Eigentlich sollte mir der kleine Mann imponieren. Das ist noch Jugend! ... Ich habe diese Art Jugend nie gekannt, war nie verliebt. Ein Graf Carén kann eben überall anklopfen, und ihm wird aufgethan. Das macht blasiert. Auch das kleine Juwel, das mich so haarsträubend ruinierte und so schnell in andern Besitz überging, war mir im Grunde des Herzens gleichgültig.

Die Familie, die vorläufig nicht vorhanden ist und wohl auch so bleiben wird, soll aus vier Personen bestehen: Vater, Mutter, zwei Töchter. Der kleine Lieutenant will mich scharf auf die andre Tochter machen. Ich — dein Kamel? Auch nicht übel! Aber der gute Junge, der es mit mir vielleicht ganz ehrlich meint, könnte sich irren. Ich sehe mir die Sache an. Die ältere Schwester ist selbstverständlich eine Vogelscheuche, und die Eltern sind im besten Fall englische Schneider außer Dienst. Vielleicht ist's gar mein Londoner Hoflieferant, der mir eine furchtbare Wiedersehens-scene wegen mangelhaft beglichener Rechnungen bereiten würde. Nichts desto trotz: Ist deine Angebetete eine Sünde wert und sind die Millionen wirklich vorhanden — so pfeif' ich auf die Gefühle dieses Verliebten und den Kanarienvogel meiner Tante, entschleiere mich graziös als Graf Carén, Kaiserlich deutscher Botschaftsattaché à la suite. Lieber Jaromir, wenn deine Schöne mit den Veilchenaugen den Gothaischen Kalender nur halbwegs kennt — meine Sünden aber nicht —, so verzichtet sie auf deine heiße, junge Liebe und nimmt mit meiner kühleren gräflichen vorlieb. Ja, Teuerster, — das ist Real-politik!

Eigentlich thut mir der Kleine doch leid. Es klingt so nett, wenn er nach der zweiten Flasche unsers schweres Veltliners aus sich herausgeht und, die Hand auf meiner Schulter, sagt: „Sehen Sie, Carén, ich habe ja nur ihre Augen, und auch die nur einmal gesehen —, dennoch könnt' ich dem Mädel nachlaufen bis ans Ende der Welt.“ — Ich schäme mich, es zu sagen, aber ich möchte auch so fühlen können. Es liegt doch was drin! Dafür habe ich alles genossen und eigentlich nichts, was ja immer zusammenfällt. Selbst wenn die Kanariendame

sterben sollte und die Schildkröte hinterher, würden die neuen Millionen mir wahrscheinlich so wertlos sein wie die alten vergeudeten. Ich bin eben passé.

*

„Hurra — wir haben sie!"

Der Siegesruf stammt natürlich nicht von mir, sondern von dem verliebten Lieutenant. Ich muß ihm indessen lassen, daß er noch viel von der Findigkeit seines grünen Elitecorps besitzt. Aufklärung — Umgehung: alle Achtung! — Vom Portier des „Ragazer Hofes" hatte er die Ankunft der Familie ausgekundschaftet. Ich sah auch die imponierenden Kofferberge — tadelloses hellgraues Elefantenleder, nur alles zu neu. Sofort wurden Posten ausgestellt. Ich war Numero zwei und markierte Vedette, an meinem Fenster sitzend, was für einen Gardekavalleristen der Reserve auch passender ist. Der detachierte Oberjägerposten vor dem Hotel wurde durch zwei Bauernjungen mit Kröpfen dargestellt. Der Feldwachtkommandant rast unaufhörlich die Sicherungslinie ab. Endlich nachmittags um halb drei entschließt sich der Feind zum Vorgehen aus seiner befestigten Position. Der Kleine winkt mir ganz wild. Wir rennen die Landstraße nach Landquart entlang — weshalb, begriff ich nicht. Aber es war sehr hübsch, der erste schöne Tag im Rheinthal, das in einem Blütenmeer von Kirschen und Kastanien wogte. Dann birschen wir uns über einen Lawn Tennis-Platz zum Vater Rhein und patrouillieren das Ufer ab — ein furchtbarer Weg mit Sand und Steinen, eigentlich alles andre als ein Weg. Wozu der Unsinn? Der Lieutenant gestikuliert heftig; darauf schreit er wieder Hurra! Rheinabwärts, wo die Tamina abfließt, taucht etwas Weißes auf: Sommerhüte oder ein wild gewordener

Kirschbaum — was weiß ich. Ich setze mein Monocle fester, durch das ich, entre nous, nicht eine Spur besser sehen kann. Der Lieutenant beordert mich ins Ufergebüsch — holt mich nach zehn Minuten wieder 'raus. Wir sehen jetzt wirklich helle Hüte, zwei Matrosen, einer gesetztere Façon, auch ein grauer Herrencylinder dabei — letzterer für die Schweiz nach meiner Ansicht eine Geschmacklosigkeit. Wir pendeln auf dem scheußlichen Wege der Karawane entgegen — ich weiß noch immer nicht, worauf Jaromir hinauswill — und treffen sie gerade an der Stelle, wo ihr zivilisierter Pfad zu unsrer Sandwüste wird. Die Fremdenkarawane zögert etwas, nur der melierte Koteletteburt mit dem Cylinder stampft weiter. — Der Lieutenant macht in der Aufregung Honneur und jagt in einem Englisch, dessen sich kein Pescheräh zu schämen brauchte: „Ich glaube, meine Herrschaften, daß Sie den Weg unpassierbar finden werden — und der links abbiegt, ist völlig durchweicht vom letzen Regen." Das letztere war eine ganz gemeine Lüge. Aber ich wußte jetzt, worauf er hinauswollte, und fügte in einem menschenwürdigen Englisch eine kühle Bestätigung hinzu. Darauf machte der graue Cylindermann ein wütendes Gesicht und brummte.

Eine klangvolle Frauenstimme erwiderte jedoch deutsch: „Danke sehr, meine Herren. Dann müssen wir wohl wieder zurückgehen."

Jetzt gab sich die selbstverständliche Verlegenheitskonstellation. Wir wanderten gemeinschaftlich heimwärts. Der Uferdamm ist schmal wie der Weg zum Paradies. Voran die Mutter mit der klangvollen Stimme nebst Ekel von Gemahl; es folgen in Abständen der Lieutenant mit der Geliebten, zuletzt ich mit der älteren Schwester. Das Schicksal scheint mich denn doch für sie bestimmt zu haben. Der

Kleine hat sich nach der überflüssigen deutschen Manier vorgestellt — ich thue das unter solchen Umständen nie. Badebekanntschaften sind doch nicht für die Ewigkeit. Die Partie vor uns amüsiert sich indes königlich auf französisch — für einen feurigen Romeo radebrecht er's abscheulich. Ich weiß eigentlich nicht warum, da nach dem fremdländisch klingenden, aber doch korrekten Deutsch der Mutter auch den Töchtern wahrscheinlich mit unsrer Landessprache beizukommen ist. Aber ehe wir zu dem verständigen englischen Hochmute kommen, der sich im Auslande den Teufel um die Sprachgefühle andrer schert, wird wohl noch viel Wasser den Rhein 'runterlaufen. Meine Dame und ich schweigen uns in allen drei Sprachen aus: französisch, englisch, deutsch — wahrscheinlich, weil wir sie alle drei beherrschen. Bei mir gehört's ja direkt zum Beruf — und sie sieht mir ganz so aus, als wenn sie ihre Heimat auf der ganzen Welt hätte.

Ich gerate wieder in meine Manie, die ein unglaublicher Mangel an Physiognomiengedächtnis gezeitigt hat: nämlich die Rückseite der Menschen auf irgend ein Merkmal hin zu studieren. Man findet da immer etwas — eine Bewegung, eine Linie, die ganz Eigenart, ganz Person ist. Vorläufig beäuge ich den Cylindermann. Kurz geschorenes graues Haar, roter Stiernacken, der über den Kragen quillt — der ganze hellgrau karierte Koloß in der Landschaft eigentlich nur als Hintergrund zu verwenden. Die großen, brutalen Ohren stehen ungleich am Kopfe; es ist ein Millimeter, vielleicht noch weniger, fast unbemerkbar, dennoch würde ich den Mann herausfinden aus Tausenden. Bei der Frau ist's umgekehrt. Schlanke, hohe Figur, graziös, aber mit einem Atom von Mütterlichkeit, das merkwürdigerweise auf mich außerordentlich pikant wirkt. Alles glatt, gefällige Linien, auch in der Farbe des

blonden Haares, der weißen Haut das Matte, ich möchte sagen: Indifferente der Weltdame. Ich taxiere sie auf siebenunddreißig. Doch das ist ein Kalkül mit dem Umwege über die Töchter. Sie könnte ebensogut zehn Jahre weniger oder mehr haben. — Ich habe ihr Gesicht gesehen, aber das wäre gar nicht nötig gewesen. Sie kann ja gar nicht anders aussehen als — da fehlt mir wieder der Begriff — als hübsch, blaß, ohne Runzeln und Fältchen, mit blauen, etwas leeren Augen; halb Modekupfer, halb monde. Von der einen die hübsche, charakterlose Linie, von der andern die gleichmäßige Liebenswürdigkeit, der Verstand. Das Weib — obgleich diese Bezeichnung absolut nicht paßt — macht mich ganz wild. Wenn man trotz seiner achtundzwanzig Jahre doch schon ein sehr langes Leben hinter sich hat, dabei die Manie der Charakterisierung besitzt — und nichts Markantes findet, absolut nichts, immer nur die ewig hübsche Linie, über die das Auge hinweggleitet! Und gerade darum würde ich sie wiedererkennen nach Jahrzehnten, in jeder Toilette, in jedem Licht! Den Scherz macht sich die Natur nur einmal.

Dabei kommen die Töchter schlecht weg, und sie verdienen's wahrhaftig nicht.

Von der Mutter haben sie die Figur, die bei der Jungen schlanker, reizender ist, bei der Aelteren vornehmer, rassiger.

Du bist ein Schlemmer, mein lieber Lieutenant. Denn wenn's je eine Blüte im blühenden Rheinthale gab, so ist das deine Ethel. Giebt's denn überhaupt so viel sonnige Jugend, wie dieses Geschöpf besitzt, an dem alles lacht: die Kornblumenaugen, die entzückende Stupsnase, die weißen Zähne, der süße rote Mund? Auch das lockige Goldhaar lacht, und der Frühlingswind, der es so anmutig verwirrt,

ist ein Gourmet. Dennoch hast du für mich auch deine Signatur, mein Schatz — ein Leberfleck dicht hinter dem linken Ohr. Wenn du eitel wärst und kokett, könntest du so leicht jeden Morgen eine winzige Haarlocke mit der graziösen Hand darüber decken. Aber vielleicht bist du noch eitler, noch koketter und weißt ganz genau, daß, wer hinter dir geht, immer die sündige Neigung haben wird, diesen kleinen Fleck zu küssen. Darin bin ich also besser daran als der Lieutenant, der von der Rückansicht nichts hat und sich sehr recken muß, um genau so groß zu sein wie die Angebetete. Ich habe sehr lasterhafte Neigungen mein Lebtag gehabt, wenn duftende Frauennacken in meiner Nähe waren. Dennoch lass' ich sie dir, die Blonde, Jaromir! Für mich ist sie zu jung . . .

Mit der Resignation sollte ich eigentlich schließen, denn zwischen der Schwester Asta und mir bestehen vorläufig sehr geringe Sympathien. — Du bist ganz aus der Art geschlagen, du hochgezogenes Vollblut. Ich brauche dein Gesicht eigentlich nicht hier abzukonterfeien — ich vergesse es doch nie. Tiefgrüne große Augen und ein herber, schöner Mund. Der braune Kopf sitzt auf einem königlichen Nacken. Das ist deine Signatur. — Nein, zu jung bist du für mich nicht, obgleich du wenig älter bist als deine siebzehnjährige Schwester. Aber wir passen nicht füreinander. Du bist mir zu sehr pur sang, wie ich ahne. Da kann ich nicht mit . . .

Klug werde ich übrigens aus der Familie nicht. Das ist eine Internationalität, die sogar mir über die Hutschnur geht. Die Leute heißen Le Fort, sind in England naturalisierte Franzosen und tauften die eine Tochter Ethel und die andre Asta.

Ganz so viel werde ich mich an dem Nachmittag aber wohl mit euch nicht beschäftigt haben wie jetzt,

wenn neben mir der grüne Rhein rauscht, glücklicherweise noch nicht der träge Riese wie bei Köln, aber ein kecker, frischer Bursch, der's sehr eilig hat nach dem Bodensee! Heute glitzert er nur und strudelt; zur Schneeschmelze mag er jedoch den roten, regellosen Blöcken an beiden Ufern ganz energisch aufs Haupt steigen. Raum hat er ja dazu in seinem Thale, durch dessen blühenden Frühlingsgarten er sich jetzt so bescheiden breit ergießt. Ueber den zackigen Schneehäuptern des Gonzen und des Alviers zur Rechten blitzt die Sonne; die keck an allen Klüften und Schrunden emporgeklommenen Tonnen sitzen wie schwarze Punkte in dem Weißen. Aus der Ferne grüßen die „Sieben Churfirsten", auch ehrwürdige Herren mit beständiger Nachtmütze. Zur Linken aber, über Ragaz, aus dessen Blütenschnee die neue Kirche und die noch öden Riesenhotels sich recken, steigt in tiefem Waldgrün steil der Wartenstein empor, oben eine berstende Ruine — und neben ihm die weiße Loggia des Hotels, das heute seinen Einweihungstag mit wehenden Schweizer Flaggen feiert. Ich begreife den Lieutenant nicht, der bei dem Anblick minderwertiges Süßholz raspelt. Mir wurde es ganz warm ums blasierte Herz. An so einem Frühlingstage — in den Alpen — am Rhein! Die Sentimentalität liegt uns Deutschen doch immer im Blute. Es ist unser heiliger Strom auch hier schon in der Fremde! Ich bin kühl, fast international geworden in meinem Berufe und sollte schwächliche Heimatsgefühle eigentlich nur jenseits der Weichsel empfinden — dennoch treibt's mich, in dem Augenblick irgend eine gefühlvolle Dummheit zu sagen.

„Das ist unser Rhein, gnädiges Fräulein."

Geistreich war das Aperçu nicht, aber sie verstand mich.

„So? Ich habe keine Heimat, mein Herr!“ antwortete sie. Das grüne Auge leuchtete beinahe schwarz, und der herbe Zug sprang um den Mund ...

Dann schwiegen wir wieder.

Es ist kein langer Weg nach Ragaz zurück. Er wurde auch nicht länger dadurch, daß der Lieutenant ihn krampfhaft durch Stehenbleiben zu verlängern suchte. Als wir an die kleine, wackelige Taminabrücke kamen, war eigentlich die Trennung Anstandspflicht, wenigstens für mich, der ich von den Leuten wirklich nichts will. Aber es kam ganz anders.

Wir stoppen an dem rauschenden Gebirgsbach — die berühmte Verlegenheitspause: wie sich trennen? Der Lieutenant wagt einen verzweifelten Vorstoß. „Waren die Herrschaften schon in der Schlucht? Es ist jetzt halb vier Uhr, und wenn ...“

Ich räuspere mich. Das Randrängen war nie nach meinem Geschmack. Auch die Fremden sehen sich schweigend an. „Und was meinen Sie dazu, Herr Graf?“ Die Dame ohne Kennzeichen sagt es sehr liebenswürdig. Ich war baff, die Mädels und der Lieutenant dito. Aber die hübsche Frau fährt lächelnd fort: „Sie können Ihr Inkognito nicht aufrecht erhalten, Graf Carén. Ich habe Sie vor zwei Jahren in Ostende gesehen — zwar nur par distance, aber sehr oft. Sie waren in Begleitung einer sehr schönen Dame.“

Da leuchteten auch gleich die Kornblumenaugen der Kleinen auf, und sie sagte mit einem ganz reizenden Ausländeraccent: „Ach, Mama — die Dame mit den Saphiren, von denen alle Welt sprach. O, sie war so wunderhübsch!“

Wie klein ist doch die Welt, und wie teuer waren die Saphire! Ethel, wenn du wüßtest, wie teuer sie waren, und wie stark sie mein Schicksal entschieden. Die hübsche Mutter ahnt es vielleicht. Und sie weiß

ganz gewiß, daß ich lüge, wenn ich nach kühler Weltmannsart erwidere: „Sehr gütig, gnädige Frau, sich meiner zu erinnern. Die Dame war meine Cousine, eine Gräfin Lagrange." — Woher diese Frau meine Personalien überhaupt kennt, ist mir vollkommen schleierhaft. In Ostende hieß ich Graf Lagrange, war Franzose, verkehrte mit niemand, und das saphirgefaßte Juwel wurde von allen Kellnern Frau Gräfin genannt. Wie mögen Sie doch augenblicklich heißen, Frau Gräfin? . . .

Ich hatte mir die Entschleierung des Grafen Carén vor drei Tagen ganz anders vorgestellt. Jedenfalls war ich fortan der Mittelpunkt der Gesellschaft. Zweifelhaftes Vergnügen das, wenn man in der „Krone" wohnt und eben an ihr vorbeischlendert! Der Lieutenant machte mir leise Vorwürfe, daß ich so schnöde Versteckens gespielt. Die Hauptursache seiner Verstimmung war wohl, daß seine Kornblumensee sich öfters als unbedingt nötig nach mir umsah. Ein Graf mit solcher Cousine, mit solchen Pretiosen ist etwas für die Jugend. Auch das Ungeheuer von Vater gönnte mir zwei freundliche Falten seines roten, breiten Gesichtes. Die hübsche Frau machte sich an mich heran. Wir wechseln ein paar höfliche Worte. „Ostende — der köstliche Strand — König der Belgier . . ." — „Wir wußten gar nicht, daß der ‚Quellenhof‘ (das ist das erste Hotel hier) schon eröffnet ist," sagte sie dann.

Mir wurde es heiß und kalt bei der scheinbar harmlosen Inquisition, aber an der gemeinen Lüge habe ich nie recht Gefallen gehabt, und ich erwiderte: „Nein, gnädige Frau, der ‚Quellenhof‘ ist noch nicht eröffnet. Ich wohne seit acht Tagen in der ‚Krone‘." Bei dem letzten Worte konnte ich doch einen Moment so ein gewisses unsicheres Flimmern in den blaßblauen Augen erkennen.

Gr. Carén — wir sind in unsern Vermögensverhältnissen erkannt!

Nicht etwa, daß der geringste Temperaturwechsel in ihrer Liebenswürdigkeit erfolgte — dazu ist Madame Le Fort zu sehr Dame von Welt. Aber die Unterhaltung wurde zuletzt ein schrecklich öder Gemeinplatz, so daß ich erleichtert aufatmete, als ich bei dem Eingange in das Taminathal die Tochter Asta erwischte, die mir vorhin meuchlings entflohen war. Da machte ich natürlich die zweite Dummheit. „Haben Sie mich auch in Ostende gesehen, gnädiges Fräulein?"

„Nein, Herr Graf." Das klang sehr kühl, sehr von oben herab, und der königliche Nacken hob sich stolzer. Sie ist wahrhaftig nicht zu jung, und die Saphirfassung täuschte sie über den wahren Wert meines verflossenen Juwels nicht. Also denn nicht, Fräulein Asta!

*

Im übrigen war's ein unvergeßlich schöner Tag im Taminathal.

Die Engländer waren milde heute und verekelten uns die schöne Natur nicht mit ihren Photographierkästen, ihren Kniehosen und ihrer gemeinen Sprache.

Es ist ein enges Thal, das sich der Alpenbach gleich hinter Ragaz durchs Gebirge gebrochen. Die Straße führt immer hart am Wasser entlang. Links hebt sich die Felswand schroff, grau, gleich über dem Fluß. Kein Kletterschuh, der hier tastend von Riß zu Riß bis zur Höhe gelangen könnte, auf der grüner Wald rauscht. Nur elendes Gestrüpp — der Same von Vögeln oder vom Winde hingetragen — hat sich in die Spalten gezwängt, auf den Absätzen festgeklammert, hier — dort — in weiten Zwischenräumen, durch glatten, senkrecht abfallenden Fels getrennt. Felsschwalben haben ihr Nest angeklebt,

und einsame Käfer summen. Und die Sonne wirft ihre breiten Lichter darüber. Das junge Grün lacht, und der ewig nasse Fels glänzt. Unten aber rast die milchig-grüne Tamina über die Blöcke, die sie selbst mitgeschleppt, über die Kiesel, die sie verwaschen. Zur Rechten von der Straße, die sich baumbepflanzt durchs Thal windet, steigt der Berg empor, grün, mit Matten und Wald; der Wind raschelt in dürrem Eichenlaube. Dazwischen drängt sich brüchiger Schiefer hervor, Schneewasser stiebt silberglänzend darüber und stürzt dann, in schmale Felsrinnen gezwängt, rauschend zu Thal. Und dies Bild von frischer Jugend, emsiger Zerstörung, wieder gekrönt von leuchtendem Schnee, in dem die schwarzen Fichten begraben sind. Wer will das Thal beschreiben, das oben der Fels schnürt, unten die Tamina höhlt — diesen jähen Wechsel von Fels und Wald und Matte und Berg und von der Höhe donnernden Gießbächen? Immer meint man, die Felsenriegel müßten sich schließen, und immer wieder thun sie sich auf. Der Schnee leuchtet, die Wand tropft. Die feuchte, würzige Schnee- und Wasserluft ist meinem verbrauchten Nervensystem heilkräftiger, als es die warmen Bäder von Pfäffers sein könnten.

Von Pfäffers selbst, dem weltberühmten, ahnt man nichts, bis es direkt vor einem liegt, ganz in der felsigen Tiefe, lichtlos, verwittert, ein langgestreckter Klosterbau von erdrückender Schwermut, an dem die Tamina an ihrer hier beginnenden Schlucht schäumend vorüberschießt. Zur Sommerresidenz würde ich es nicht wählen, obgleich's ein Hotel mit Hunderten von Zimmern ist. Noch herrscht trostlose Oede, und der Schritt hallt unheimlich in den breiten, niedrigen Riesenkorridoren, aus denen die Stickluft des ehemaligen Klosters nicht herauszubringen ist. Ich hatte immer das Gefühl, es

müßte in dieser ewig fahlen Dämmerung urplötzlich eine Tonsur auftauchen, ein sinnendes Mönchsgesicht aus härener Kutte uns anschauen. Denn büßen läßt sich's hier, das enge, graue Thal predigt Entsagung.

Gemeiniglich führt der Weg durch das Kloster zum Himmel — hier führt er zur Hölle. Denn etwas von der Hölle, der Unterwelt hat die Schlucht, die man auf in Felsen eingekeilter Holzgalerie betritt. Ich hatte natürlich meine dritte Dummheit gemacht und auf das Schutzplaid verzichtet, das hier unser zwölfjähriger Guide energisch anbot. Auf glitschigem Holzboden tastet man sich zögernd in diese Gruftkühle. Wasserdunst steigt aus der Tiefe, feiner kalter Gischt sprüht von oben, zuweilen große Tropfen, die auf meinen Strohhut klatschen. Tief unten in diesem wie eingesprengten Felsenspalt, durch dessen schmale Lichtscharte hoch oben der blaue Himmel blickt, gurgelt, wirbelt die tobende Tamina. Man versteht kaum ein Wort, und doch hat man ein starkes Bedürfnis nach der menschlichen Stimme in dieser blauen dämonischen Dämmerung, in diesem wütenden Tosen einer erbarmungslosen Naturgewalt. Ich glaube jetzt, daß die Hölle nicht heiß ist, sondern kalt — so kalt, so leblos sein muß wie diese Schlucht, an der sich die schmutzige Holzgalerie entlang windet.

Die Kornblumenfee vor mir hielt sich die niedlichen Ohren zu und hätte es mit den Augen gern ebenso gemacht, wenn das auf dem schlüpfrigen Holzgrunde angängig gewesen wäre. Der Lieutenant betrachtete mißtrauisch die großen, schwarzen Wasserflecke auf dem hellen Sommerüberzieher. Unentwegt stampfte der Koloß vorwärts, daß die Planken wankten; und leichtfüßig, chic, ohne eine Spur von Grauen glitt neben ihm die Dame ohne Eigenart dahin. Sie hatte gute Nerven. Fräulein Asta schloß den Zug. Sie hatte es so gewollt. Und als wir

schon lange am Ende angelangt waren auf der Felsplatte, neben der die heißen Heilquellen von Pfäffers dem toten, kalten Felsgestein entspringen, stand sie noch immer an der gefährlichsten Stelle und starrte, über das Holzgeländer gebeugt, in die Taminatiefe.

Wir trinken, wie das so Brauch, das heiße, weißklare Wasser, Fräulein Ethel mit einem allerliebsten Abscheu gegen seine fade Geschmacklosigkeit — wir begutachten die viereckigen, tiefen Löcher oben im Fels, wo schon im Mittelalter Querbalken eingestemmt waren, bis zu denen man von oben die Badelustigen in Körben herabließ. Ich habe zu der mittelalterlichen Beförderung so viel Fiduz wie zu einem lenkbaren Luftballon. Dann sehen wir auch mit heimlichem Grauen den roten Strich weit über Galeriehöhe, bis zu dem 1861 die wilden Bergwasser, alles mit sich fortreißend, gewütet haben. Der Koloß lachte verächtlich, Madame Le Fort schwieg. Ihr Gesicht hatte in der Unterwelt nichts von seiner charakterlosen, glatten Linie, ihr Auge nichts von seiner blauen Leere eingebüßt.

Ich stand neben ihr. Da strömte mir ein feines Parfüm zu, der pikante Rosenwassergeruch von Peau d'Espagne. Ich liebe den Geruch. Er ist so weich, so anmutig, daß ich immer mattglänzende Brabanter Spitzen beim Einatmen zu sehen wähne und schöne Frauenschultern — und er ist wieder so schwer und vornehm, daß man ihn nie vergißt, weil er sich auch in der Erinnerung nie verliert. Gräfin Lagrange bevorzugte „Juchten"; es stand ihr, weil es immer etwas von eleganten Koffern, langweilig-teuern Weltbädern und russischer Verschwendung hat. Es kommt für mich gleich hinter dem Patschuli, und die Frauen, die sich seiner bedienen, sind auch gewöhnlich danach. Ich liebe Juchten nicht — schon der Erinnerung wegen.

Ja, Peau d'Espagne — bei Madame Le Fort — das ist etwas andres!

Warum braucht sie eigentlich Peau d'Espagne? Es paßt so gar nicht zu ihr, zu der glatten Linie, die man so hübsch vergißt. Peau d'Espagne ist ein gefährliches Parfüm, das ewig dauert wie ein Fluch. Peau d'Espagne ist Eigenart, und die Spitzen, denen sein Duft entströmt, haben Vergangenheit, und die Menschen, die den Duft lieben, haben auch ihre Vergangenheit — oder wollen sie wenigstens haben. Was will Madame Le Fort mit der Vergangenheit! Die charakterlos-hübsche Linie hat keine, so wenig wie eine Zukunft. Dabei komme ich aufs Grübeln. Was ist eigentlich Madame Le Fort? ...

Fräulein Asta hatte unsre Gesellschaft verschmäht. Sie stand noch immer unbeweglich und sah in die Tamina. Als wir auf dem Rückwege wieder zu ihr kamen, guckten wir auch pflichtschuldigst in die Tiefe. Mir schoß ein Gedanke durch den Kopf. ‚Wenn ich einen Todfeind hätte!' ...

Und ich sagte auch laut: „Haben Sie Leute, die Sie absolut nicht leiden können, meine Herrschaften?"

Alle verstanden sofort. Des Lieutenants Phantasie erhitzte sich unmäßig. Wenn ich meinen Hauptmann, die rothaarige Canaille, hier hätte — oder —" (er gestikulierte lebhaft) „meinen Gerichtsvollzieher — hinab mit ihm! Es würde mir ein Hochgenuß sein und von Reue keine Spur."

Er meinte es im Augenblick ganz ehrlich mit seinen Mordgedanken; aber ich glaube, vor niemand ist man sicherer als vor diesem verliebten, guten Jungen.

Der Koloß lächelte breit und spuckte in den Fluß.

Die Kornblumenfee schüttelte sich vor Grauen. „O Gott, Herr Graf, einen Menschen morden! Ich möchte kein Geschöpf, nicht einmal einen Kanarienvogel, sterben sehen!"

Darüber denke ich allerdings anders ...

Auch die Frau ohne Kennzeichen verzog den schmalen Mund und hielt die Hand vor die Augen.

„Nicht wahr, der Körper würde erst an die Felsen prallen? Man würde rotes Blut, zerschmetterte, zuckende Glieder und vielleicht noch dieses blutige Schrecknis pfeilschnell die Tamina entlang treiben sehen. Hören Sie auf, Herr Graf! — Nur kein Blut sehen!"

Merkwürdiges Weib! Auch so etwas hat den wunden Punkt, den zuckenden, fast perversen Nervenreiz. Sie spielt nicht Komödie. Sie kann thatsächlich kein Blut sehen.

Fräulein Asta schwieg. Sie hatte uns wahrscheinlich gar nicht zugehört.

Und wenn ich um eine eigne Meinung gefragt werde — so brutale Sachen liebe ich gar nicht. Jemand erstechen, erschießen? — Bon! Aber jemand irgendwo 'runterstürzen, das ist mir contre cœur. Jedenfalls mußte ich mich aus der Affaire ziehen, kühl, blasiert, um die diplomatische Eigenart zu markieren, und ich sagte lächelnd: „Da es nun einmal Menschen giebt, die einem kalt lieber sind, möchte ich auf die Tamina verzichten. Ich ziehe das aristokratische Gift vor. Reinliche Sache! Die Brinvilliers im Salon ist doch viel sympathischer als Trouville am Stilfser Joch."

Die Hälfte der Worte verschlang ganz nach Verdienst das Donnern der Tamina. Alle schwiegen und starrten in das Wasserloch. Da auf einmal höre ich eine wohlklingende Stimme leise, fast im Selbstgespräche — ich weiß nicht, warum mir der

tobende Fluß gerade diese fast geflüsterten Worte gönnte, während er die starken Laute zermalmte.

„Ja, Gift . . . Gift . . .“

Peau d'Espagne duftet.

Und während ich dies schreibe, sehe ich wieder die glatte, charakterlose Linie.



Zweites Kapitel.

Du hattest wohl schon Angst, mein liebes Tagebuch, daß du in einer Verlobung dein gottseliges Ende nehmen würdest? — Nein, keuscher Spiegel meiner Gefühle, das Herz ist noch ganz frei!

Ausgerechnet einen Tag mit den Le Forts zusammen gewesen. Dann wurde mir die Sache zu dumm. Graf Carén in der „Krone“ — Mister Le Fort im „Hof Ragaz“: das ist eine Verschiebung der Standesbegriffe zu Gunsten der Hochfinance, die ich nicht länger als vierundzwanzig Stunden aushalten kann. Mögen mir diese anglisierten Deutsch-Franzosen gewogen bleiben!

Auf einmal reizte mich nämlich Monte Carlo. Himmel — Engländer — Schwindsüchtige: das ist's, was man die goldene Riviera nennt. Monte Carlo würde ich für ein Paradies halten, wenn ich gewonnen hätte. So nenne ich es kühn ein Halsabschneidernest. Rrrr... Rrrr... jawohl, ich höre noch, wie du herunterschnurrst, du alte, häßliche Roulette. Hätte ich dich nie gesehen! Dann würde ich um sechshundert Mark reicher sein. Mein bares Vermögen beträgt jetzt dreitausend Mark, und wir haben Mai. Wenn sich das weiter so hübsch nach

unten abrundet, kenne ich einen, der am ersten Juni keinen Sou mehr hat.

Seit einer Woche befinden sich gräfliche Gnaden in Berlin, das sie mit dem Luxustrain über Frankfurt erreicht haben. Ich kann mich an die Schnellzugbummelei und die zweite Klasse nun einmal nicht gewöhnen. Dann will ich lieber gleich ganz unter den Schlitten: fahre vierte, nachdem man das Händewaschen verlernt hat, oder noch besser, die sagenhafte fünfte, wo man die Beine durchstecken kann und mitlaufen. Das ist Galgenhumor — aber er kommt mir erst beim Schreiben.

Die acht Tage, die mich der „Kaiserhof" beherbergte, waren eitel Frohsinn. Ich fühlte mich doch mal wieder Mensch, als ich am Potsdamer Bahnhof ausstieg. Man drückt das Monocle fester, näselt dem Taxameter zu: „Kaiserhof" — und gondelt, so recht blasiert in die rechte Droschkenecke gelümmelt, los. Die fünf Schritte bis zum Hotel ginge man doch beileibe nicht zu Fuß, obgleich's viel interessanter ist die Leipzigerstraße 'runter. Am Portal stürzt der Portier sofort höchstselbst an den Schlag: „Unterthänigster Diener, Herr Graf — das große Balkonzimmer ist gerade heute vormittag frei geworden. Befehlen der Herr Graf sofort ein Bad oder erst später?" — Der Mensch, an dem täglich trinkgeldgebend die bunteste Auswahl von Bête humaine vorüberflutet, kennt nach fast einem halben Jahre noch alle meine Eigentümlichkeiten ganz genau. Ich muß doch recht gedächtnisstärkende Trinkgelder gegeben haben. Gleichgültig. Angenehm ist's doch, wenn im Vestibül noch so ein Dutzend minderwertiger Menschen steht, die der Portier absolut nicht beachtet, solange er mit dem Herrn Grafen spricht, und die das auch ganz in der Ordnung finden. Es geht doch nichts über die Standesunterschiede! Das

Abendessen nehme ich auf dem Zimmer. Es kostet einige Märker mehr, und mir schmeckt's scheußlich, wenn ich mutterseelenallein ein ellenlanges Menü hinunterwürgen soll, — aber ein Graf Carén ißt eben nicht mit der Allgemeinheit, und wenn er dabei verhungern sollte.

Zu guter Letzt wurden der Herr Graf müde. Seine Kauwerkzeuge von der öden Beschäftigung wirklich, seine Vergnügungssucht jedoch keineswegs. Aber heute sind wir stark. Wir entlassen den Kellner mit einer leichten Bewegung der russischen Zigarette — lassen uns „Gute Nacht" wünschen. Denn wir wissen ganz genau, was so eine erste verbummelte Berliner Nacht im Rausche des Wiedersehens kosten würde; was vom Hundertmarkschein noch übrig bleibt, ist bestenfalls gerade noch für die Nachtdroschke — und wir müssen sparen.

Ich langweile mich noch ein bißchen im Zimmer 'rum, packe aus und freue mich über die beginnenden Symptome von Charakter. Dann geh' ich wirklich zu Bett.

*

Am andern Tage faßte mich urplötzlich der preußische Uniformtick. Lächerlich! — Der Diplomatenfrack ist doch neben jedem Gardeducorps noch exklusiver. Ich mache fürs Bezirkskommando Toilette. Beinkleidfalte tadellos — der Stegknopf muß etwas klappen, der gerade Stahlsporn kaum hörbar klirren. Die Mode wechselt da von heute bis morgen. Wie ich die Ulanka zuknöpfe, freue ich mich über die schlanke Taille. Die Tschapka wippt graziös auf einer Kopfecke. Trotz des Landwehrkreuzes am Gardestern nicht die Spur von Reserve oder Generalstab — beide haben immer etwas Eckiges —, sondern sechster Garde-Ulan vom Scheidel bis zur Sohle! Noch ein bewundernder Blick in den Spiegel, die linke

Schnurrbartecke etwas höher hinauf, die Säbelscheide etwas lodderiger angefaßt. Elektrischer Knopf — „Droschke“ — stramm stehender Portier — Wagenfahrt in den äußersten Osten. Wenn dich alle Welt so hübsch findet, lieber Louis, wie du dich damals fandest, so bist du die männliche Krone der Schöpfung. In dem alten, verräucherten Bezirkskommando I das übliche Sporenklirren bei der Meldung, ein bürgerlicher Bezirksoffizier, der angesichts der Uniform und des Namens fünf Minuten nicht weiß, wer Vorgesetzter ist: er oder ich. Kurze Verbeugung. „Danke gehorsamst.“ — „Bitte gehorsamst.“ Wieder in den Taxameter geklettert. „Kutscher: Linden. Am Schlosse halten.“ — „Jawohl, Herr Lieutenant!“ Das hätte sich der gute Mann sparen können. Lieutenants giebt's viele, aber nur wenige sind auserwählt zu sechsten Garde-Ulanen und Grafen Carén. Warum ich, ausgerechnet, am Schlosse halten lasse, weiß ich nicht. Majestät haben weder eine Meldung noch einen Immediatvortrag befohlen.

Ach, Berlin ist doch entzückend! So die Linden 'runter zu schlendern — alle fünf Minuten reißt ein Infanterist das Gewehr von der Schulter und glotzt einen starr an. Kameraden vom bunten Rock kommen; man grüßt sich: Garde und bessere Kavallerie leicht, elegant, man weiß sich unter Standesgenossen, — Artillerie höflich, die Herren reiten ja noch — Linieninfanteristen, was nicht gerade Königsgrenadier ist, mit geradezu vernichtender Höflichkeit, das markiert am besten den Standesunterschied.

Ich ironisiere mich bei dieser Gelegenheit selbst. Uniform ist Oberfläche. Und ein zukünftiger Botschafter sollte tiefer gehen.

Aber ich bin ja à la suite, und man geht unter die Linden, um zu sehen und gesehen zu werden —

nicht um zu studieren. Mittags um zwölf Uhr, wenn die Maisonne auf der Quadriga des Brandenburger Thores blitzt, der Springbrunnen des Pariser Platzes den feinen silbernen Wasserstaub bis auf die Trottoirs sprüht und wohlerzogene, wohlgekleidete Menschen zu Wagen und zu Pferde unter den frischgrünen Bäumen sich drängen, da ist man eleganter Pflastertreter, kecker Flaneur, der jedem hübschen Kinde recht deutlich fragend ins Gesicht blickt: ‚Talmi oder echt?‘ Talmi ist gewöhnlich pläsierlicher, denn dann geht man der Fee nach und orientiert sich, in welche von den Seitenstraßen sie einbiegt. Zum Moralisieren ist eben die Saison nicht. Alles ist Leben, Eleganz, hübsche Tünche — selbst der Frühlingswind, der angenehme Düfte bringt, frischen Blätterhauch, den er den Linden geraubt — feinen Wohlgeruch, den er hübschen Damen entlehnt, — und das kaum bemerkbare Parfüm von frischgewaschener und frischangezogener Menschheit.

Bei Jules Bister instruiert man sich, daß grünseidene Socken gerade das Neueste sind — natürlich kauft man: im Carnaval de Venise überzeugt man sich, daß französische Batisthemden, lappig und verknüllt, den Kavalier zieren, und daß man gut thut, mit einem langen Halse auf die Welt zu kommen, weil die himmelhohen Krawatten unsrer Großväter wieder Mode sind. Man tritt ein, wird begrüßt, beknickst, und wenn es gut geht, zahlt man das Doppelte als wo anders. Bei Schulte beäugt man die Bilder, versucht einer Lackschuhnixe unter den Rosasonnenschirm zu gucken. Gewöhnlich geht sie dann weg. Zuweilen aber schielt eine aus halbgeschlossenen, schönen, stahlharten, habsüchtigen Augen zurück — eine feingeschnittene Nase, ein gemeiner Mund: Theater oder Ballett — und die Brillanten im rosageschminkten Ohre nicht von der Hungergage

abgespart. Der Sporn klirrt, der Blick hinter dem Monocle wird glasiger. — Heinze rief mir wehmütige Gefühle wach. Das Glücksrad des Großkollekteurs mit seiner Unsumme Nieten so behaglich sich drehen zu sehen und zu denken: ‚Wenn du nun ganz genau wüßtest, daß das Schicksal dir den großen Treffer bestimmt hat, müßtest du sofort ein Vollos der „Preußischen" nehmen.' Ich begnügte mich mit einem Stettiner Pferdelos. Der große Coup der Staatslotterie liegt in noch zu nebelhaften Fernen. Wo der Norddeutsche Lloyd die Bewegungen seiner unzähligen Dampfer mit so niedlichen Schiffchen auf einer Riesenkarte darstellt, wurde mir schwül. Zum Vergnügen mit gespickter Geldkatze nach Madeira oder Indien — sofort bereit! Aber glücksritternderweise nach Sansibar, Australien oder gar dem gelobten Lande der Freiheit und der Yankees, wo unsereiner Kellner wird oder Schuft... Ich sah schon im Geiste einen abgerissenen Mann — früher den besseren Ständen angehörig — mit einer Holzkiste und schief getretenen Absätzen die Leiter zum Zwischendeck hinunterklettern. Graf Carén, weder die schöne Uniform der sechsten Garde-Ulanen, noch die grünseidenen Strümpfe, noch die Krawatte deines Herrn Urgroßvaters schützen dich vor solcher Möglichkeit! Bei J. von Hövell wurde mir wieder wöhler. Soll ja auch niedergebrochener Kavallerist sein und verhehlte das Adelsprädikat auf seinem früheren Ladenschilde in der Friedrichstraße standhaft. Jetzt ist er der König der Berliner Confiseure mit einem Riesenschaufenster, das die köstlichsten Bonbonnieren zieren. Ob sie alle von der wahren Liebe für reizende Bräute und glückliche Frauen liebestrunken erworben werden, oder ob illegitime Gazeröckchen und etwas lichtscheue Verehrung die größere Rolle spielen? Ich habe mir früher manches Bijou hier

füllen lassen, auch die als Bonbonniere frisierte Tschapka meines Regiments. Für meine Tante war der süße Gruß nicht, und sonst besitze ich keine zärtlichen Verwandten. Ein jüdischer Banquier handelte damals neben mir; die hübsche Verkäuferin lächelte mir verstohlen zu — einen Trauring sah ich bei ihm nicht, auch nichts Aehnliches.

Natürlich, als ich mich so geistreich in Vermutungen erging, kam gerade ein Bekannter heraus, der thatsächlich verlobt ist. Zweiter Gardekürassier, früher mit starker Neigung, behufs Auswanderung verabschiedet zu werden. Wir begruben ihn seinerzeit schon in aller Freundschaft lebendig. Jetzt ist er von einem reichen Schwiegervater wieder aus der Patsche gerissen. Das Mädel soll hinken — und seine Liebe wohl auch.

„Carén, Sie hier — famos!“ Ließ mich auch nicht los, schleppte mich zu Kranzler. Da haben wir auf der Veranda eine halbe Stunde über die lieben Nächsten geschändet. Es ist so nett, an der Ecke von Linden- und Friedrichstraße die beiden besten Uniformen der Armee von allem Volke bewundern zu lassen. Die liebe Sonne meinte es gut, mit meinen Goldlitzen am Kragen besonders gut. Neben uns quollen förmlich die Menschen, die Droschken, die Fahrräder aus der engen Friedrichstraße. Das wogt und wimmelt und nimmt erst ein anständiges Tempo an, wenn's in die eleganten Linden einbiegt. An Moral denkt man bei dem Anblicke nicht viel. Das besorgen der reitende Schutzmann und sein Kollege vom Fußvolk, der natürlich wieder mit einem Notizbuche in der Hand notiert, wieviel Wagen hier in einer Stunde passierten, ohne sich anzufahren oder wegen einer Polizeiwidrigkeit festgestellt zu werden. An dem Marmortischchen neben mir sitzt ein reizendes, blondes Wesen mit



blauen Augen und teilt ihre Gefühle zwischen einem Sherry Cobbler und unsrer Uniform. Ja, so was zieht an wie der Rost das Eisen! Der vierschrötige katholische Kürassier hat mich trotz schwachen Widerstandes für das „Monopol" gepreßt. Einige Bekannte essen dort um fünf. „Selbstverständlich nicht in Uniform," bemerkte er mit einem mißbilligenden Blick auf meine Reservemaskerade. Ich zieh' sie doch nicht aus heute, denn wie so was in Zivil endet, weiß man. Ich mache ja alle Dummheiten mit, und weil der deutsche Sekt in den „Amorsälen" unmenschlich teuer ist, ärgere ich mich natürlich und trinke französischen, der noch teurer ist. Wir trennten uns. Ich wollte mich zu einem bescheidenen Frühstück ins „Pschorr" begeben. Der Kerl hat mich mit seinen Erzählungen von niedergebrochenen Bekannten und verlobten Glückspilzen ganz schwindelig gemacht. Ich dachte schon an die reiche Schlosserstochter — aber hochmütig machen einen solche Möglichkeiten erst recht. Das blaue Blut bäumt sich auf, es verlangt eben etwas Rasseechtes.

Als ich nochmals am Café Bauer vorbeiging, um nach hübschen Durchreisendinnen zu spüren, sah ich vor einem exquisiten Reiseartikelgeschäft einen bekannten Rücken. Es war der kleine Lieutenant aus Ragaz, der sehnsuchtsvoll riesige Elefantenlederkoffer anstarrte. Den seelischen Zusammenhang ahnte ich. Bloß sah der kleine hübsche Kerl etwas mitgenommen vom Schicksal aus und hatte so einen wehmütig eingedrückten Filzhut. Schimmerte sein Ellbogen wirklich schon ein Atom, oder machte das nur der Gegensatz zu meiner eignen nagelneuen Uniform? Ich wollte scheu umkehren. Es ist ein netter, anständiger Kerl. Aber was thut er hier in Berlin? — Und seinesgleichen bin ich eben doch

noch nicht. Das kam mir aber wieder so feige vor. Ganz Uniformnarr bin ich noch nicht.

Als ich näher schlenderte, schielte er zu mir hinüber. Erkannt hatte er mich doch. Es war so was Unsicheres, Geniertes in dem halben Blicke, der beinahe was Verprügeltes hatte. Der Blick sagte ganz deutlich: ‚Du wirst mich wohl nicht wiedererkennen wollen, weil ich wirklich jetzt unter dem Schlitten bin. Ich will dich auch nicht dazu zwingen!‘

„Guten Tag, Herr von Jaromir!“

Er zuckte ordentlich zusammen.

„Guten Tag, Herr Graf. Schon von der Riviera zurück?“

Da waren wir eigentlich am Ende unsers Gesprächs. Er druckste — und ich druckste. Es giebt so Situationen, wo das nächste Wort sicher eine Dummheit ist. In diesem Fall war ich so frei.

„Essen Sie mit im ‚Monopol‘?“ — Auf einmal war er ganz rot geworden und stotterte etwas von einer Verabredung. Und da es ja bei uns Verpflichtung ist, eine Aufforderung fünfzigmal zu wiederholen, damit man nur ja nicht an der Aufrichtigkeit zweifelt, so that ich's denn auch und zuletzt ganz warm, obgleich das große Unwahrheit war.

Er wurde immer unruhiger. — Endlich platzte er mit der Wahrheit heraus: „Ich habe kein Geld!“ Darauf die bekannte erhabene Handbewegung von mir, die ungefähr andeuten soll: ‚Wieviel Tausend wünschen Sie zu haben? — Sie brauchen nur zu sagen.‘ Er verlangte aber nichts derart, wie ich anfangs befürchtete, sondern die schwarzen, lebhaften Augen in die Elefantenkoffer gebohrt, sagte er leise und nervös: „Ich will kein Geld. Denn wenn Sie mir jetzt einen Thaler geben würden, so könnte ich Ihnen keinen Zeitpunkt angeben, wenn ich Ihnen den je zurückgäbe.“

Es war ein peinliches Gespräch, und mein neuer Lackschuh stöhnte verzweifelt. Aber wir haben nicht umsonst unsre gutmütigen braunen Augen. Wir waren selbst bodenlos leichtsinnig — also räumen wir andern das gleiche Recht ein. Der kleine, verbitterte Kerl mochte das auch fühlen, und endlich schlug ich ihn breit, schleppte ihn in eine Pschorrecke. Da gestand er mir, daß er seit zwei Tagen fast nichts gegessen habe und Fleischer- und Bäckerläden umschliche wie ein Raubtier. Armes Luder! Er log nicht. Das sah ich, wie er sich auf das Filetbeefsteak stürzte. Es giebt wirklich noch Kontraste. Meine glänzende Uniform und sein Plebejerhunger... Dabei gefiel mir diese Ehrlichkeit, die selbst in dem Heißhunger lag. War der kleine Kerl nicht aus besserem Stoffe als ich, der Wohlthätigkeitswallungen heuchelte und vom Ruin nur wenige Pferdelängen entfernter war als er? Das gewisse Gleichheitsgefühl mag mich wohl noch bestimmt haben, ihn doch ins „Monopol" zu schleppen.

Wie die Gesellschaft war? — Selbstverständlich reizend! Alles vornehm, reich — mit einer Ehre, so blendend weiß wie das Plastron. Die eine Hälfte vom Kommiß, mit dem verbrannten Nacken und der weißen Stirn, die andre Regierung und embryonische Botschafter, fade, etwas müde — auch ein paar scharfäugige Streber darunter. Heutzutage kommt man damit weit! — Dieser Speisesaal mit den kleinen, glänzend gedeckten Tischchen, den Blumenarrangements, den lautlosen Kellnern ist elegant, aber nicht exklusiv. Wir hatten eine gemütliche Ecke erwischt. Der eiskalte Sekt perlte in ganz diskreten kleinen Bläschen die beschlagenen Kelche empor, der Lachs leuchtete in hellem Rosa, und die Kapelle draußen spielte die melodisch-pikante Mazurka „La Czarine". Die Offiziere essen mit Appetit —

sie haben ihn vom Tempelhofer Felde mitgebracht —, die Streber würgen mit Zielbewußtsein; bis zum musikalischen Botschafter ist's weit, und da braucht man Kräfte. Die Blasierten stochern, schieben die Teller resigniert zurück: direkte Abneigung gegen den Fraß. Natürlich giebt der Schlaf bis zwei Uhr nachmittags keinen Wolfshunger. Ich selbst habe mich im „Pschorr" delektiert und bin mäßig. Mir macht das Leben Spaß: die Menschen, die langsam Saal und Tisch füllen — alte Mummelgreise, hübsche kleine Mädchen. Man sieht vor Langeweile ganz blöde alte Augen, in Lebenslust blitzende junge; um den feinen Kelch mit funkelndem Burgunder liegt zuweilen eine reizende Mädchenhand geschlossen, zuweilen ist's eine fleischige, juwelenbedeckte, die bedächtig nach dem Kompott langt; wenn der alte Kerl am Tische nebenan seine haarige Pranke auf das weiße Tafeltuch legt und die eckigen Finger Reitermärsche spielen, muß ich mich immer wegdrehen. Es ist Leben, es ist Farbe in diesem Bilde, über das elektrisches Licht seinen blauen, kalten Nebelglanz gießt. Doch ist's langweilig. Zu guter Letzt sind alle die Gesichter dressiert — die Heiligkeit der Table d'hote meistert auch die leichtfertigsten Frauenaugen und den grimmigsten Messerhelden. Da ist mir mein kleiner Jaromir lieber. Der hat noch immer Hunger und freut sich am Menü.

In diesem Stil esse ich nun seit acht Jahren jeden Tag. Das Schicksal, das mich in allen Hauptstädten Europas 'rumwarf, gab mir fast immer dasselbe Bild, dieselben Gespräche. Meine Bekannten hier habe ich ein Jahr nicht gesehen. Dennoch ist wieder der neue Kommandeur ein infamer Schikaneur, der Rittmeister ein trauriger Gentleman. Die Streber schweigen und sehen sich argwöhnisch um, ob auch niemand gehört hat, daß der Ministerial-

direktor besser hätte Schuster werden sollen. Und die Blasierten dehnen sich: ‚Laßt doch die ewige Schimpferei, Kinder! Wir wollen was Verständiges reden.‘ Das Verständige ist der Wintergarten, die Amorsäle, und ob es auch noch Dumme giebt, die auf die berühmte spanische Tänzerin 'reinfallen. Merkwürdig! Es sind sicher kluge und gute Menschen unter uns — und ich selbst bin gar nicht dumm —, aber diese „beste Gesellschaft“ schleift einen ab wie der Bach den Kiesel. Wir unterhalten uns wie die Backfische, die Kadetten — und wenn's lustig wird, handelt es sich um Geschichten, die schmutziger sind, als mit unsrer tadellos weißen Wäsche vereinbar. Ich weiß das alles, ich langweile mich vielleicht; ich habe die kolossalen Leichtsinnssprünge wahrscheinlich nur gemacht, weil mich der Stumpfsinn erstickte — dennoch jagt mir der Gedanke, endgültig aus dieser Art Leben zu scheiden, einen Schauer über den Leib. Ist's Schwäche, Gewöhnung, falsche Scham? Oder das Schlimmere — daß ich bereits ganz Oberfläche, Maske geworden bin und mir davor graut, bei der Demaskierung vielleicht ein Nichts unter der Tschapka hier, der blauen Brustrabatte zu finden?

Nein, um Gottes willen — nur nicht das Nichts! — Ich bin auf dem besten Wege dazu.

Wir kamen nämlich auf die menschenfreundliche Beschäftigung, lebendige Tote zu begraben. Es giebt ihrer so viele bei der Garde und bei uns alljährlich. Und wenn wir einen guten Freund hatten bei Lebzeiten, das heißt, als er noch nicht auf der Kippe der Schulden oder des schlichten Abschiedes stand — wir versenken ihn jetzt ohne Wimpernzucken in die kühle Gruft gesellschaftlichen Vergessens. Thun wir das, weil wir sämtlich im Glashause sitzen und das Steinwerfen angenehme Pflicht wird, oder ist es der erbarmungslose, aber richtige Instinkt, der die Gesell-

schaft rein halten will von allen Faulen, coûte que coûte? Ich begrabe fleißig mit. Dabei sehe ich ganz deutlich dieselbe Gesellschaft ein Jahr später vor mir, wie sie auch einen der Ihrigen einsargt — einen Grafen Carén. Die liebenswürdigen Gesichter, die sie mir heute alle gönnen, täuschen mich nicht.

Und weiß der Teufel, wie: auf einmal schwirrt der Name Jaromir über die Sektkelche. Der kleine Lieutenant zuckt zusammen und wird blutrot. Der vierschrötige Kürassier, der das Wort gesprochen, begreift sofort den Mißgriff, erhebt das Glas zu dem Kleinen: „Prosit, Herr Kamerad! Verzeihung... Aber jede alte Familie hat natürlich ihre räudigen Schafe." Wir sehen uns alle etwas verwundert an.

Aber Jaromir schüttelt energisch den Kopf und sagt hastig: „Bitte, sprechen Sie nur ruhig weiter, Herr von Testorff!"

Mir ist noch jedes Wort erinnerlich. Testorff räuspert sich noch einmal verlegenheitshalber. „Dieser Jaromir ist nämlich ein ganz böser Bruder. Ein Vetter von mir — Sie wissen ja, der wegen der ungarischen Soubrette, die sich erschoß, unauffällig in den Osten versetzt wurde — erzählte mir. Einfach toll! — Kennen Sie Ihren berühmten Namensvetter?"

Jaromir nickte. „Sehr genau."

„Vater tot; war General der Infanterie — nicht wahr?" Wenn er auf die Infanterie kommt, kriegt Testorff immer das Näseln.

„Jawohl. Hatte das XXI. Corps. Vor sechs Jahren gestorben."

„Nun — der Sohn von dem, der übrigens nicht einen roten Dreier Vermögen besitzt, hat's fertig gebracht, fünf Jahre lang Gott und alle Welt haarsträubend anzupumpen und zum Schlusse die Menschheit mit nicht eingelösten Ehrenscheinen sonder Zahl zu beglücken. Sie müssen mir zugeben, Herr Kamerad..."

Dem Kleinen zitterten meiner Ansicht nach ganz unnötig die Hände, und er erwiderte sehr höflich: „Das ist Wort für Wort wahr — bis auf die Ehrenscheine. Das war aber nur einer, weil ein Kamerad von der Kavallerie seine Ehrenschulden an Jaromir vierundzwanzig Stunden zu spät beglich.“

Da nimmt Testorff das Monocle ’runter, um den Kleinen genauer sehen zu können. „Sie sind ja fabelhaft unterrichtet, Herr von Jaromir.“ Ich finde das zu meinem Bedauern auch. „Ist’s vielleicht ein naher Verwandter?...“

Und der Kleine kümmert sich um den etwas nachlässigen Ton gar nicht, sondern erwidert: „Allerdings — denn ich bin selbst dieser Jaromir, meine Herren!“ Eigentlich that er mir leid, wie er so tapfer alles eingestand, obgleich an seinem Körper jede Fiber vor Aufregung bebte. Der Ellbogen war wirklich etwas blank, wie ich jetzt sah. Ich hätte nun das beruhigende Wort sprechen können, das so etwas liebenswürdig abthut, wie jeden unwissentlichen gesellschaftlichen Fauxpas. Ich war feige, ich that’s nicht. Ich ließ den Kleinen ruhig weitersprechen. Und er gehört wirklich nicht zu den Menschen, die sich hinter die Coulissen verkriechen, sobald der Vorhang zerissen ist. Ob’s freilich viel Sinn hatte, uns das zu erzählen: Im Kadettencorps erzogen, dann ’raus als Offizier in die Armee ohne eine Idee von Finanzwirtschaft und ohne Geld. „Sehen Sie, meine Herren, als ich die ersten hundert Thaler von einem Onkel zur Equipierung erhielt, da dachte ich, so viel Geld könnte überhaupt nicht alle werden! Aber es wurde alle, und ich machte Schulden — und ich machte sie so lange, bis mir das Messer an der Kehle saß, bis mich ein Wucherer zu dem Ehrenscheine zwang, weil er doch etwas aus mir herauszupressen hoffte. Gut — ich habe ihn verfallen

lassen. Es war bodenloser Leichtsinn, bitterste Not — und daß mir ein Kamerad sein Wort brach! Im übrigen, meine Herren, keine Angst: Ich bin nicht mit schlichtem Abschied aus der Armee entlassen, ich führe zu Recht den Titel ‚Offizier a. D.'. Das Ehrengericht, das später über mich tagte, fand keine Veranlassung, ihn mir zu nehmen. Aber ich verstehe sehr wohl, daß es Ihnen peinlich ist, gerade diesen Lieutenant a. D. hier unter sich zu haben. Er ist auch nicht freiwillig gekommen. Graf Carén hier, dem ich meine derangierten Verhältnisse nicht einen Augenblick verschwiegen habe, hat mich fast zwangsweise mitgenommen — aus Güte und eben wohl deshalb, weil er mich für durchaus anständig hielt." Ich versuchte, den Kleinen zu unterbrechen, der zuletzt so laut sprach, daß die Nebentische aufmerksam wurden. Aber den halten! Er fuhr verbissen fort: „Ich bin hier in Berlin, um mir einen Beruf zu suchen, zu arbeiten, meinetwegen bei der Straßenreinigung — und, so Gott es will, jeden Pfennig meiner Schulden einst zurückzubezahlen. Das ist mein ehrlicher Wille. Sie mögen lachen. Aber ich fühle mich in diesem Gedanken so gut Edelmann und Offizier wie je."

„Merkwürdige Geschichte! Wie kann man eigentlich so weit kommen?..."

Dem kleinen Lieutenant schwoll die dicke Zornader auf der blassen, schweißbedeckten Stirn, und er suchte mit flimmernden Augen nach einem Worte. Ich ließ ihn nicht dazu kommen. Die blecherne Stimme, die das „Merkwürdig" gesagt hatte, riß mich aus dem Banne der Feigheit. Ich legte dem Kleinen beruhigend die Hand auf die Schulter: „Ruhig Blut, Jaromir!... Und wir, meine Herren, sollten uns daran ein Beispiel nehmen. Ich weiß nicht, ob einer von uns so tapfer sein würde, wenn er unter

dem Schlitten ist.“ Der Kürassier schielte, und einer gähnte. Aber wenn wir einmal fünf Minuten lang innerlich Graf Carén sind, dann sind wir's auch ganz — und ich ersparte meinen Freunden nichts. Was ich ihnen da von schiefer Ebene sagte, auf der wir alle bereits recht munter heruntergerutscht wären, das hatten sie noch nicht gehört. Schluckt nur feste — du auch, Kürassier! Wo wärst du, wenn deine hinkende Braut nicht partout Frau Baronin hätte werden wollen? Aber am giftigsten war ich doch auf den Kerl mit der blechernen Stimme. Das heißt „Graf Serner“, ist reich, thut nichts. Und ich sah ihm sehr scharf in das leere Gesicht, dem auch die Borussenterz und das Monocle irgend etwas Aristokratisches nicht zu geben vermochten. Aristokratisches? bah! — Und dabei ist's vielleicht ein Typus unsrer Kaste, der im mittelmäßigen Müßiggang untergehende Adel, der keine starken Passionen, keine großen Sünden kennt, weil ihm das Blut zu dünn, zu alt geworden ist — der kein Schicksal haben kann, weil er keines verdient. Das ist das Nichts, vor dem mir graut... Jawoll du, mein Jungchen! Und ich hab's ihm unter die Nase gerieben: „Sie nehme ich von der Philippika aus, Serner. Sie können ja nie so weit kommen, weil Sie ein viel zu großer Musterknabe sind. Sie reizen ja weder die Karten, noch der Wein, noch die Weiber — Sie verbrauchen nicht einmal Ihre Revenuen. Sie können gar nicht unter den Schlitten kommen, weil Sie nie darauf gewesen sind.“

„Aber erlauben Sie mal, Carén!“

Und ich versicherte ihm darauf so stark meine Hochachtung, daß alles zu lachen anfing und einige meinten: „Lassen Sie unser frühreifes Karlchen doch zufrieden.“ Das that ich denn auch. Darauf wurden starke Schnäpse zum Friedensschlusse begehrt. Jaromir erhielt eine offizielle Ehrenerklärung von dem

Kürassier, der mit ihm anstieß und über eine gemeine Wuchererbande knurrte, die anständigen Leuten partout den Hals abschneiden möchte. Er hatte die Pike von mir recht hübsch verstanden. Auch über seinen Vetter schimpfte er, der ein gefährliches Lästermaul hätte. Serner war durchaus zufrieden. Ich wüßte nicht, wann solche Serners nicht zufrieden wären! Die Stimmung wurde darauf sehr lustig, und man versuchte, meinem Kleinen das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Dessenungeachtet bat er sofort nach dem Kaffee, sich verabschieden zu dürfen.

Ich gehe mit — gerne nicht! Denn ich sehe schon die zusammengesteckten Köpfe, höre das spöttisch Bedauernde: „Also der Carén wäre nun glücklich auch unterm Schlitten"...

Draußen drückte mir der Kleine stumm die Hand. Ich habe doch wahrhaftig nichts für ihn gethan. Aber er gehört wohl zu den Menschen, die an irgend jemand ihr Herz hängen müssen.

Während wir die Friedrichstraße entlang schlendern in der köstlichen Halbdämmerung eines Frühlingsabends — die Mädels sehen so frisch aus, und der Weltstadtlärm regt die Nerven an —, mußte er natürlich weiterbeichten, sich entschuldigen. Er würde nie gekommen sein, wenn er diese Gesellschaft geahnt hätte... „Ich fühle mich moralisch schmutzig, Herr Graf. Und dabei bin ich so unqualifizierbar leichtsinnig wie ein Junge. Warum mußte ich eigentlich mit meinem letzten Gelde den Le Forts nachreisen? Ja, ich bin wahnsinnig verliebt — aber 's ist doch eine so völlig aussichtslose Sache! Nichts haben, nichts gelernt haben als Rekruten drillen und eine Winterarbeit abschreiben — und dazu solch vage Hoffnungen! Ein Bengel, der nach Amerika durchbrennt, um Indianer zu werden, ist ja noch ein Realist gegen mich. Als Sie fort waren, da

merkte ich's erst — Sie waren die Attraktion, Herr Graf. Man warf mich einen Tag später einfach über Bord. Ich kam nach dem ‚Hof Ragaz', und die Gnädige behandelte mich mit so kühler Nichtachtung, daß ich ein Handlungsreisender hätte sein müssen, um noch einmal zu kommen. Sie wollen mich nicht, sie sehen durch, was ich bin. Und ich kann doch von dem Mädel nicht lassen — ich kann nicht! . . . Sehen Sie, ich bin seit vierzehn Tagen so armselig dran, daß meine ganze Tagesmahlzeit in einem Teller Suppe für fünfzehn Pfennig in der ‚Akademischen Bierhalle' besteht und einem ganzen Korbe Weißbrot, das ich dazu verschlinge, weil es nichts kostet. Man hat mir überall die Thür gewiesen, zuletzt angeboten, ob ich nicht in der Ausstellung die Eintrittskarten knipsen wollte. Jetzt bin ich so weit, daß ich's thun werde. Und denken Sie, bei dem allem bin ich nicht einmal unglücklich. Ich setze mich abends in meine elende Bude und hole eine vertrocknete Alpenblume vor, die ich ‚ihr' im Scherz im Taminathal raubte. Und wenn ich die Blume sehe, das vertrocknete Ding küsse, da kommt's mir wie ein Amulett vor, da macht meine Phantasie so blödsinnige Sprünge, und ich glaube ganz fest, daß ich das Mädel noch einmal sehen werde . . . Und wer weiß nicht, was noch alles."

Der reine Thor! Bei aller Abgeblaßtheit berühren mich noch immer solche Sachen. Ich verstehe weder diese Ehrlichkeit noch diesen Glauben ans Glück, den Verliebte aus einer Herbariumsblume saugen können. Dann nach fünf Minuten fand ich die Geschichte wieder so abgeschmackt albern — ich fliehe zu meinen hohen, kühlen Regionen, wo man erst das Herz fragt, wenn man sich im Gothaischen Almanach orientiert hat und beim Banquier des Herrn Schwiegervaters. Ein Appell an meine Börse

war übrigens die ganze Litanei des Kleinen nicht. Ich bot ihm natürlich Geld, halb aus Gewohnheit — ich gebe jedem Bettler etwas — halb aus wirklichem Mitleid. Der kleine Kerl aber focht mit Händen und Füßen dagegen. Er wolle keine Almosen, er wolle arbeiten. Weiß der Kuckuck — wenn's unsereinem schlecht geht, wird auch der Beste sofort Revolutionär, Marxist und proklamiert das große Recht auf Arbeit. Die Straßenkehrer schleiften gerade neben uns ihre Gummibesen über den Asphalt. Jaromir, wenn du erst in dem großen Arbeiterbataillon bist — dann bist du für uns alle töter als tot. Dabei empfand ich eine großmütige Regung: Dahin darfst du's nicht kommen lassen, Louis Carén! Solange du es verhindern kannst, soll kein Edelmann ganz unter die Hunde kommen. Ich werde ihm morgen anonym dreihundert Mark schicken. — Generös gedacht, nicht wahr? Nein, lieber Louis, das ist gutmütige Schwäche!

Und schwach sind wir, bodenlos schwach!

*

Warum ging ich eigentlich noch einmal zurück in die „Monopol"-Gesellschaft — und nicht mal geraden Weges, wie ein Mensch, der weiß, was er will, sondern hintenrum auf Umwegen, mit Stehenbleiben an Schaufenstern, langweiligen Raisonnements und einem gelinden Grauen vor meinem öden Hotelzimmer. Es war nicht wie in den Geschichten, wo es heißt: „Wie er an die Stelle gelangte, wußte er nicht" — ich wußte es ganz genau. Und endlich stand ich wieder am Friedrichstraßenbahnhof, die Fernzüge donnerten über die Ueberführung, die Droschken unten rasselten, und der reitende Schutzmann hielt starr und stumm wie ein Marmorbild. Drei Schritte davon ist das „Monopol". Der

Portier deckelte, das Mädchen in der Garderobe knickste: „Jawohl, Herr Graf, die Herren sind noch da." Natürlich mit Hallo und roten Köpfen empfangen. Nee, unterm Schlitten sind wir doch noch nicht!

„Die Tugend siegt!" ...

„Gott sei Dank, allein!"

„Brav gemacht, Carén!"

Sie waren doch alle noch meine guten Freunde. In drei Sekunden bin ich wieder Graf, Attaché, Viveur, Mittelmaß mitten in der Gesellschaft, die ich so herzlich zu verachten vorgab. Es lebe die Feigheit! Ich habe mich wegen Jaromirs entschuldigt: „Hatte ja keine Ahnung, Kinder!" ich habe ihn ganz gemütlich fallen lassen: „Versteh' das Ehrengericht auch nicht"; ich habe ihn sogar lächerlich gemacht mit seinen schimmernden Ellbogen und seiner unglücklichen Liebe. War ich betrunken? Die Kameraden behaupteten, das sei erst viel später gekommen ...

*

Ich sehe ein elegantes chambre séparée mit Rokokomöbeln, Clairbleu und starkem Patschuli. Auf dem herabgezogenen Tischtuche halbleere Sektkelche, rubinroter Burgunder, verirrte Traubenrosinen, Konfekt, eine angebissene Pfirsich in achtlos hingestreuter Zigarrenasche. Und durch den blauen Importenqualm, der das Glühlicht wie ein Schleier umzieht und als Londoner Nebel in den gestickten Gardinen hängt, unterscheide ich gerötete Gesichter, blanke und verschwommene Augen. Ich höre wieherndes Gelächter, mattes Näseln — ein Diamant im Frackhemd blitzt. Auf dem Fauteuil dehnt sich ein graziöses Geschöpf mit Spitzen und gepudertem Halse, der schlanke Ballettfuß wippt; die blauen Augen hart, das helle Lachen leer. Es ist die Kleine von Kranzler — sie ist unsre Göttin und der Sekt unser Opfer. Ich höre mich mitlachen, mitnäseln, als sie

mir zuruft: „Herr Graf, sehen Sie doch nicht so stier — reichen Sie mir lieber noch 'ne Dimitrino 'rüber!" Und ich fühle, wie die leichten Nebel des Sektes weichen, als sie Serner mit dem Fächer schlägt: „Nu hör mal aber auf mit deiner Amerikanerin! Ist sie etwa so hübsch wie ich? Nicht kneifen!"

Und Serner, dem die Zunge schon etwas schwer, nickt würdevoll: „Aber ganz gewiß, Kind! Sie ist eine Beauté, sie ist reich — ich würde sie heiraten ..."

„Bah! Die? Die will doch 'n Mann!" ... Das ist die Ballettfee.

„Von wem sprecht ihr eigentlich?" ... Das bin ich.

„Von Asta Le Fort — kenne sie aus dem ‚Bristol' — deren Blut ich zu veredeln gedenke."

Warum bin ich mit einem Schlage spohnnüchtern? Ich liebe das Mädchen nicht! Aber die grünäugige Asta zusammen mit dem Burschen? Das hieße Vollblut vermanschen ... Natürlich ist das alles bloß Renommage von dem! Sie ist ja auch nicht hier ... Im übrigen bin ich zu wach, zu hochmütig, um mich nach diesen Le Forts zu erkundigen. Wenn er nicht lügt, wenn sie ihn wirklich nehmen würde — mag sie! Da hat mich eben mal der königliche Nacken belogen.

Aber die Orgie ist mir ekelhaft. Ich gehe ... Diesmal langt, was vom Hundertmarkschein übrig blieb, nicht zur Nachtdroschke.

Wie sagte doch der Kleine? „Ich fühle mich moralisch schmutzig." Nun, Graf Carén fühlt sich sogar verächtlich.

Der Erfolg dieses Katzenjammers war, daß ich Jaromir wirklich die dreihundert Mark schickte. Der wird Augen machen! – Aber wenn er nun den Geber trotz des fingierten Namens errät, mich hier im Kaiserhof aufsucht? Der Reichsgraf — der demütige Portier — und der schimmernde Aermel

... Wenn du mir recht dankbar sein willst, Jaromir — so sieh mich nie wieder! ... Ich möchte überhaupt keine Erinnerungen mehr an die Ragazer Vergangenheit, auch nicht an die Le Forts. Das Mittagessen im „Monopol“ werde ich aufgeben. Ich habe eine Abneigung gegen diesen Serner, wie ein warmblütiges Tier gegen ein Reptil, zum Beispiel gegen eine Kröte. — Weil er es einmal gewagt hat, den Namen der grünäugigen Asta in den Mund zu nehmen? Oder ist's wegen der blöden Bemerkung damals bei Tisch? — Ich bin nicht eifersüchtig, und an Jaromirs Freundschaft liegt mir weniger als nichts. Es ist Instinkt.

Es ist die namenlose Angst vor dem Nichts, das der ausgemergelte Bursche mit seinem ewigen Schwarz und seinem ewigen Lackschuh für mich darstellt. Hat die Aristokratie überhaupt noch ein Recht, die diese vertrocknete Frucht nicht einmal von ihrem Baume zu schütteln vermag? — Ich sage: Nein! Es sind doch nicht die vierundzwanzig unverfälschten Ahnen, die den Stammbaum machen; es ist das gute alte Blut, das unverwässert, ungeschwächt in uns dauern soll, wenn der Adel überhaupt einen Sinn hat.

Die drei Dolche in meinem Wappen haben eine düstere Geschichte von Raub und Mord und großartiger Treulosigkeit — sie sind eine schlechte Empfehlung für den Himmel, obgleich sie auf allen Gruftplatten unsers früheren Erbbegräbnisses eingemeißelt sind. Die Caréns, die als erbarmungslose Wegelagerer auf ihren Moselburgen saßen, hatten seltsame Vorstellungen von der himmlischen Gerechtigkeit — die Caréns, die als lungernde Wölfe in den kaiserlichen Regimentern des Dreißigjährigen Krieges mitritten, bereiteten sich mit scheußlichen Unthaten auf die Ewigkeit vor — die Caréns, die

bei Prag um die zerfetzte Standarte ihres Regimentes erschlagen wurden, starben nicht für Gott und Vaterland, sondern für ihren König. Sie hatten wohl alle große Laster und kleine Tugenden — aber sie hatten die Kraft des alten Blutes: sie hatten ein Schicksal. Und der Letzte des Geschlechtes soll enden ohne Geschick, weil das alte Blut keins mehr verträgt? — Ich will ein Schicksal! ... Nur kein Serner! ...

Solche Wallungen nennt man gemeinhin aufsteigende Hitze. Mehr ist's auch bei mir kaum, denn ich finde sehr schnell wieder die Kraft, ins „Monopol" zu gehen und Serner zu sehen. Er sperrt jetzt die runden Vogelaugen so träumerisch auf — wahrscheinlich aus Liebe. Sein Glück interessiert mich nicht, ebensowenig wie das von Asta Le Fort. Dennoch habe ich eine starke Neigung, ihn zu prügeln ...

Merkwürdig, daß ich die Marotte dieser Aufzeichnungen immer noch beibehalte. Es ist mir jetzt fast ein Bedürfnis, mich von Zeit zu Zeit zu sezieren und dabei das Erlebte an mir vorüberschweben zu sehen. Ich erlebe nämlich schreibend alles noch einmal, sehe konzentrierter, schärfer umrissen das Gesehene. Dieses Tagebuch kommt mir vor wie mein Gewissen. — Und dann hat's einen großen Reiz, so den Roman seines eignen Lebens zu schildern, Kapitel für Kapitel mit der Spannung, als wenn man einen fremden liest. Wie werde ich enden? Ich bin wirklich neugierig. Wahrscheinlich werde ich das Rennen bald aufgeben, weil's überhaupt kein Rennen ist. Manchmal ist's mir, als wenn ich, ohne es zu wissen, das Material zu einem ganz großen Romane zusammentrüge ... Aber Asta Le Fort wird darin kaum eine Rolle spielen.

Drittes Kapitel.

Kanarienvögel ausgenommen, besitze ich eine liebenswürdige Schwäche für alles warmblütige Getier: wie's meiner Gräflichkeit zukommt, hauptsächlich für Pferde und Hunde.

Nun hatte mich eines Tages der Weltekel gefaßt, und ich bummelte über die ewig schwankende Weidendammer Brücke. Unser Berlin hört da auf, trotz Renz und der verräucherten Garde-Infanteriekaserne. Die Häuser sind hoch, und die Friedrichstraße ist noch breit — aber es sind im besten Falle Boxer in Zivil und Studenten ohne Couleur, die ihn wandeln.

Aber nach eleganter Welt gelüstet mich auch nicht. Ich will Trübsal blasen! Das kann ich ausgezeichnet zwischen diesen himmelhohen Mietskasernen, auf dem schmutzigen Asphalt mit den geschäftigen Menschen, die mich gar nicht interessieren. Nicht nach dem Revers der glänzenden Medaille Berlin zieht's mich, sondern nach der nivellierenden Alltäglichkeit der Häuser und Menschen. Hier bin ich wirklich allein. An der Auguststraße verschwindet das Monocle in der Westentasche — was ich sehen will, sehe ich jetzt besser ohne Einglas. Am Rosenthaler Thor geniert mich der Lackschuh — er paßt so wenig in diese häßlichen Straßen und zu dieser hastenden

Menschheit wie der nachlässige Flaneurschritt und mein Hut von Habig.

Ich gehe schneller. Doch das entspringt mehr wohlanständiger Feigheit. Denn seit fünf Minuten keucht hart neben mir auf dem übelriechenden Straßendamm ein magerer Ziehhund. Er zieht auf quietschendem Wagen die übliche Briquettladung; die Zunge hängt ihm aus dem Halse, und in den matten Augen liegt ein grausiger Stumpfsinn. Ich sehe, wie die eingefallenen Flanken schlagen und die Rippen sich schärfer unter dem dicken, zottigen Felle abzeichnen — ich sehe auch, wie der rußige Kerl an der Deichsel dem elenden Tiere mit dem plumpen Absatze in die Weichen tritt, weil's nicht schnell genug geht — ich höre, wie das Tier aufheult in der feigen Empörung des Sklaven. Es ist eine einsame, schmale Gasse, aber die wenigen Menschen, die uns begegnen, bleiben kopfschüttelnd stehen, ärgern sich. „Nimm dir in acht, du Hundeschinder!" — Und als Antwort lacht der halbbetrunkene Schuft gemein auf. „Ick kann doch mit meenen Hund anfangen, wat ick Lust habe. — Los du!" Und wieder hebt sich der gemeine breite Fuß, und der Hund keucht schärfer mit gebogenem Rücken und gesenktem Kopfe. Ich bin auch empört, und ich stelle mir mit wollüstiger Grausamkeit vor, wie ich den rohen Fuhrmann totpeitschen lassen würde, wenn's im vorigen Jahrhundert wäre und er mein Leibeigner. Aber ich thu' nichts! Ich sehe auch nur verstohlen nach der Seite, aus Angst, der Kerl könne an meinem Lackstiefel und an meinem Hut Anstoß nehmen. Die Witterung ist ganz richtig: der Flaneur ist hier wie in Feindesland. Endlich wird mir's zu ekelhaft. Ich bleibe an einem Laden stehen, einem häßlichen, verstaubten Laden, wo sich die Arbeiter ihre bunten Hemden und die Fleischergesellen ihre Sonntagsschlipse holen. Zehn Schritte

davon ist die große Verkehrsader. Und der Hund soll sich erst im Gedränge verloren haben, bis ich weitergehe. Ja, du bist ein ganzer Aristokrat, Graf Carén!

Ich stehe noch keine Minute, da höre ich Stimmen. An der Straßenecke ist ein Auflauf. Ich denke an meinen Lackschuh und will schleunigst wieder umkehren. Ich thu's nicht, ich springe ohne Besinnen auf den Knäuel los — ich habe eine Stimme gehört, eine Damenstimme: „Mein Herr, Sie verdienten getreten zu werden, wie Sie diesen Hund treten." — Es ist tadelloses Deutsch, doch fremder Accent.

Aber im Augenblicke ist der Graf Carén geweckt; er weiß auf einmal, was er sich schuldig ist, thun muß. Er denkt nicht mehr an seinen Lackschuh, seinen Hut — nicht einmal an den Groll, den ihm die schmierige, gaffende Menschheit gönnt, während er sich rücksichtslos durch sie durchdrängt bis zu dem Hundegefährt. Da steht Asta Le Fort mit ihren tiefgrünen Augen, hoch aufgerichtet, vornehm — und keine Spur von Pose! Durch den Dunst von Fusel und Tabak und abgetragenen Röcken bin ich zu ihr durchgedrungen.

„Gnädiges Fräulein . . ."

„Herr Graf!"

Und da höre ich schon das höhnische Lachen, das drohende Knurren, das dem Lackschuh gilt und dem Edelmann. Die Menge drängt heran. Ich fühle instinktiv den Haß der Armut, der Arbeit, des gemeinen Müßigganges. Ein paar aschfahle, widerwärtige Nachtgesichter sehen mich frech an — ich wäre verloren, wenn mich diese Gentlemen um Mitternacht so anstarrten. Aber ich habe keine Spur von Furcht, nicht einmal für meine Zähne, die ich mir so ungern zertrümmern ließe.

„Wat will der denn? — 'n ehrlichen Arbeeter anjreifen? — Schlagt doch det Aas dot!"

Aber dagegen erheben sich beruhigende Stimmen, die wirklich mitleidigen Menschen, die man in Berlin überall findet. „Verhaut lieber den Fuhrmann — der hat det arme Luder von Hund janz jemeene kujeniert!“

Das rohe, beschmutzte Gesicht des Mannes verzieht sich zu einem gemeinen Lachen, der brutale Kiefer schiebt sich vor. „Kommt man 'ran — ick verhau' euch noch alle!“ Dann packt er wieder die Deichsel: „Weg frei!“ — pfeift dem Hund — das keuchende Tier legt sich wieder in die Sielen mit dem feigen Wedeln des Verprügelten. Sie weichen von dem schnapsduftenden Kerl zurück — ich auch. Asta Le Fort nicht.

„Mein Herr, Sie werden bleiben, bis ein Polizist gekommen ist!“ Sie hat den hellseidenen Sonnenschirm fest gefaßt — eine komische Pose, die aber hier nicht komisch war. Sie hätte ganz gewiß zugeschlagen.

Da brüllt der rußige Kerl auf: „Wat wollen Sie, Sie olle ...!“ Er schleuderte der stolzen Asta das erniedrigendste Schimpfwort ins Gesicht. Sie verstand's wohl kaum, aber erriet vielleicht den Sinn und wurde totenblaß. Ein Pseudo-Elegant mit einem Cylinder und schmutzigen, verbrochenen Nägeln johlte Beifall. Aber Graf Carén hat plötzlich seine Diplomatie, seine feine Wäsche, die eigne elegante Kraftlosigkeit vergessen. — Ich habe den Führer blitzschnell gepackt an der Gurgel, mit einem Griffe mir unverständlicher Kraft, und schleudere ihn über seinen Hund hinweg auf den Straßendamm. Er erhebt sich torkelnd mit einem Fluch und greift nach seiner Kohlenschippe ... Ich wäre hinüber gewesen ... Für den Aristokraten regte sich hier keine Hand. Da stiebt die Menge auseinander. Eine Faust packt mich am Kragen, der ich mich zu entwinden suche.

Einmal war die heilige Hermandad zur rechten Zeit erschienen, wenn sie auch den Falschen gefaßt hatte. Anfangs hielt der Schutzmann mich für den Strolch. Es ist die alte Geschichte von dem winzigen äußerlichen Unterschiede zwischen Monde und Demimonde. Der Gentleman neben mir zum Beispiel war trotz des Cylinders und des falschen Diamanten in der roten Krawatte so ein verworfenes Subjekt und mir in der Leichenblässe noch über.

„Wer sind Sie?"

Darüber gab nun meine Visitenkarte sehr befriedigende Aufschlüsse. Die uniformierte Gerechtigkeit maß mich noch mit kurzem Inquisitorenblick, wechselte darauf die Taktik und versicherte sich des Fuhrmanns. Die Hunde-Angelegenheit wurde notiert, der gänzlich unbeschädigte Graf bedauert. Die Sache wäre eigentlich erledigt gewesen. Aber die eigentliche Heldin des Straßenkampfes war nicht zufrieden. Sie verlangte, daß dem Hundebesitzer die Disposition über das mißhandelte Tier entzogen würde. Darin ist aber der Staat andrer Meinung. Wer seinen Hund unter vier Augen langsam zu Tode quält oder ihn gemütvoll erschlägt, thut es direkt unter dem Schutze der Gesetze. Darauf verhandelte sie mit dem Briquettfuhrmann. Sie wollte das Tier kaufen, bot fünfzig, hundert, hundertundfünfzig Mark — schließlich, was er wollte. Aber der Kerl schielte nur heimtückisch aus einer blutunterlaufenen Augenecke und erwiderte nichts. Der Hund war keine zwanzig Mark wert, auch nicht dem Manne — aber der tückische, brutale Trotz hätte selbst einer großen Summe gegenüber standgehalten. Das Tier erst mal im Stalle haben und dann mit zugebundener Schnauze so lange zu hauen, bis es zusammenbricht — das war sein löblicher Vorsatz, woran wir ihn nicht hindern konnten. Der Schutzmann zuckte die Achseln

und salutierte dem Grafen. Der Hund keuchte mit seinem Wagen weiter. Asta Le Fort sah dem schmutzigen Gefährte nach, ernst, fast finster. Auch ich hatte meine Gedanken, als ich das hochbeinige Tier in der Menge verschwinden sah und sich der Führer noch einmal argwöhnisch umdrehte. „Armes Tier!“ sagte sie leise. „Was hab' ich dir nun genutzt? — Ach, die Welt ist so albern.“

Ja, die Welt ist albern, schöne Asta! — Und albern ist auch Graf Carén, der in dieser Situation nicht mal den selbstverständlichen Gedanken denkt: wie schön wäre es doch, dein uraltes blaues Blut durch dies junge reine aufzufrischen und die zerrütteten Finanzen durch die guten neuen Millionen! Nein, Louis Carén denkt das nicht. Er ärgert sich über sich selbst, seine Schlappheit — und daß die schöne Asta wieder in Berlin ist. Das sind so Stimmungen, über die er sich nicht klar werden kann. Ich glaube: Graf Carén ist ein Simpel. Denn Asta Le Fort ist wirklich schön, zwar etwas zu herb, etwas zu sicher. Aber wie er jetzt mit ihr wieder in menschenwürdigen Straßen wandelt, empfindet er doch den Zauber dieser vornehmen Gestalt und dieses königlichen Nackens. Niemand würde bei Gräfin Asta Carén nach dem Stammbaum zu fragen wagen! — Aber er mag sie nicht, er denkt weder an eine Vernunft= noch eine Liebesheirat mit ihr; er hat vielleicht Angst vor dem königlichen Nacken, vor dem er sich doch unterthänig beugen würde — und die Millionen reizen ihn bei jeder Frau, bei Asta Le Fort nicht.

Die Herrschaften gehen schweigend. Graf Carén sehr elegant, sehr blasiert: wir sind ja ein kaum glaublich vornehmer Graf — und Asta träumt. Von einer Fürstenkrone? Von dem mißhandelten Hunde? Ich glaube, von dem Hunde, denn die Lippe ist so

herbe geschlossen. Endlich fühlt Graf Carén die Verpflichtung, etwas Geistreiches zu sagen. „Sind gnädiges Fräulein nur vorübergehend in Berlin?"

Gnädiges Fräulein erwachen. „O nein, Herr Graf. Wir werden vermutlich lange hier bleiben."

Pause. „Und wie kommen gnädiges Fräulein gerade in diese Gegend?"

„Ich war bei meinem Onkel." Sie kann auch lächeln, reizend lächeln, Asta Le Fort. Und auf einmal wird sie gesprächig. Es ist ein Bruder ihrer Mutter, nicht alt, nicht jung, aber kränklich, mitgenommen vom Tropenfieber und einer sehr ernst genommenen ärztlichen Thätigkeit in Englisch-Indien. „O, er hat niemals an sich gedacht, wie er auch heute noch nicht an sich denkt!" Sie sagte das so vornehm-einfach, als wenn sich das bei einem Arzte von selbst verstünde. Der Menschenfreund ist übrigens nicht verheiratet, besitzt eine reizende Villa an der Oberspree, und da bekanntlich auch Millionäre nie genug bekommen, ist er in der Familie als Erbonkel hoch angesehen. Neugierig auf den Onkel bin ich nicht, aber ich bin ihm gewissermaßen dankbar, weil er den einzigen Schlüssel zu dem Herzen und dem Lächeln Asta Le Forts zu besitzen scheint. — Die Le Forts sind schon seit vierzehn Tagen hier, bewohnen einen Palazzo hoch im Westen und sehen Berlin aus vornehmer Perspektive durch die goldene Brille ihrer Millionen und ihrer englischen Unfehlbarkeit an. Gleichzeitig erlebe ich an dem Zeughause, wo wir eben sind, ein Wunder: ich werde mit einer ganz leichten Neigung des königlichen Nackens zu einem Besuche aufgefordert — sogar heute, sofort. Fräulein Asta fügt mit halbem Lächeln hinzu, daß sie ihrer Mutter ihren Retter präsentieren möchte. Und im Augenblick bedauert sie auch alles wieder. Ich seh's an dem matt werdenden Grün der rätsel-



haften Augen, einem hochmütigen Zucken um den Mund. Sie sind wirklich rätselhaft, diese grünen Augen. Einer Nixe gehören sie nicht — sie sind kühler, ernster — doch muß ich immer an die smaragdgrüne See denken. Was bergen diese Augen? Flaches Watt — oder bodenlose Meerestiefe? Ich weiß es nicht. Zurzeit reizen sie mich nur. Und gerade weil Asta Le Fort im Grunde ihres Herzens meinen Besuch nicht wünscht, gehe ich mit. Sonst hätte ich es sicher nicht gethan.

Natürlich bewohnen diese Ausländer einen ausgesuchten Modekäfig. Sie ist mir so neu, so elegant, so traditionslos, diese weiße Häuserfront der Händelstraße, und Le Forts Haus ist das traditionsloseste. Des Tiergartens junges Laub nickt ihm fast in die Fenster. Aber ist's Abneigung gegen diese Emporkömmlinge, blasser Neid gegenüber dem Reichtum — auch die rauschenden Wipfel haben für mich etwas Dressiertes, Gemachtes. Der freie Wald mit seinen verschwiegenen Laubgängen, seinen gelben Reitwegen, den ich schon als Student auf meiner kitzlichen Halbblutstute so poetisch fand, ist es nicht. Aber en avant, Graf Carén! Es ist ja die Welt der Vornehmheit, des Reichtums, die sich vor dir aufthut! Und allmählich beginne ich mich auch daran zu gewöhnen.

In dem gruftkühlen Vestibül mit dem harten Zementboden und der Renaissance-Laterne aus Schmiedeeisen hallt auch der leichte Lackschuh feierlich — dann auf dickem Läufer lautlos die breite Treppe in die Höhe, an dem bunten Riesenfenster vorüber, durch das gedämpftes Licht in breiter Woge das pompejanische Rot der Wand überflutet, aber kalt auf den blanken Messingknöpfen des Geländers glänzt. In der ersten Etage Halt. Das leise Schrillen der elektrischen Klingel — ein schwarzer Diener öffnet geräuschlos. In dem ewig dämmerigen Berliner

Entree das gelbe, flackernde Gaslicht, die schwere Luft eines fensterlosen Raumes. Im Hintergrund öffnet sich eine Flügelthür. Madame Le Fort, Fräulein Ethel sind zu Hause, nur das Nilpferd von Vater auswärts, Gott sei Dank.

Liebenswürdig überraschter Empfang im Salon, natürlich Rokoko, die spielend leichte Anmut einer längst versunkenen Epoche voll grenzenlosen Leichtsinns und geistreicher Tändelei — hier aber neu, in falschem Goldglanze schimmernd, eine Laune der Mode in dieser Mietsvilla mit schlechtem Stuck, imitiertem Marmorkamin. Und die Königin des Schlosses, Madame Le Fort, die Dame mit der charakterlosen, glatten Linie! — Wie lächerlich die Tradition des Versailler Schlosses, des ahnenstolzesten Königtums bei diesen Fremden, die keinen Namen, keine Geschichte haben und nur auf ihrem Geldsacke thronen, der auch keine Geschichte oder eine schmutzige hat. Aber Peau d'Espagne schwebt als weicher Dunst über den hellblauen Atlasbezügen. Dieses Parfüm beruhigt mein empörtes Standesgefühl etwas. Peau d'Espagne hat Vergangenheit, hat Geschichte ...

Erst war's langweilig — ein vorsichtiges Ausfragen zwischen mir und Madame.

„Werden Sie wieder nach Ostende gehen, Herr Graf?"

„Nein, gnädige Frau, ich glaube kaum." Ich werde mit etwas kühler Höflichkeit behandelt, ungefähr so wie Jaromir — natürlich mit der gewissen Reserve, die der Graf und der Attaché auch dieser Weltdame auferlegen. Die kleine Ethel ist herzlich, sie fragt sogar nach dem kleinen Lieutenant und erntet dafür einen blaßblauen Blick der Mutter.

„O Mama, er war so natürlich," verteidigt sie ihn.

Asta sitzt auf dem Taburett am Fenster und

studiert das leicht bewegte Laub drüben, das seine neckischen Lichter bis auf unsern Stabeichenboden wirft. Von meiner Heldenthat erwähnt sie nichts; ich bin ihr dankbar dafür. Dagegen thut die Mutter den Kleinen mit einer unnachahmlichen Handbewegung ab: „Sehen Sie, Herr Graf, solche Leute muß man sich beizeiten abgewöhnen. Sie würden sonst zudringlich. Es bedarf doch keines besonderen Scharfblickes, um zu wissen, daß dieser junge Mensch nichts ist und wahrscheinlich auch nichts werden wird. Ich liebe so etwas selbst bei Badebekanntschaften nicht. Diese Leute sind dann wie die Kletten, und man thut gut, es ihnen klar zu machen. Es ist ja auch nur Anstandspflicht. Man erspart ihnen dadurch eine größere Enttäuschung — und ich glaube, dieser Herr von Jaromir hatte an sehr thörichten Gedanken keinen Mangel.“ Dabei warf sie einen halben Blick auf die Kornblumensee, die den Kopf zurückwarf und mit den Fußspitzen ärgerlich wippte.

„Er war doch nett! Und wenn ich ihn je wiedersehen sollte, spreche ich ihn ganz gewiß an, bloß um ihm zu zeigen, daß es mir ganz gleichgültig ist, ob einer reich ist oder nicht. Aber ich werde ihn wohl kaum je wieder treffen...“ Tragisch erschien das dem reizenden Blondkopfe gar nicht.

Madame zuckte darauf leise die Achseln. Ich räusperte mich diskret. Ich hatte gar keine Lust, Jaromirs Hiersein zu erwähnen. Die Absage galt genau so gut auch dem Grafen Caren. Seine Liebe wird der kleine Mann schon verwinden, und je eher, je weniger er eine Ahnung von der Nähe der Geliebten hat. Im Augenblicke reizte mich aber diese kluge Weltdame doch etwas. Wir sind hier in Deutschland und nicht in den englischen Kolonien, wo nur die Millionen gelten — und ein Graf Caren ist noch jetzt unter Brüdern eine Thalermillion wert.

Ich brauche nur zu wollen, und ich habe irgend eine fabelhaft reiche Fabrikantentochter ...

Dann belustigte mich die Geschichte wieder. Ich sprach sogar über meine eignen Verhältnisse mit der halben Offenheit, die Ernst ist, aber ebensogut Scherz sein kann. Die Gnädige lächelte dazu. Sie hat so ein hübsches, inhaltloses Lächeln, das einen sehr höflich ganz über Bord wirft. Nur die grünäuige Asta wurde aufmerksam und sah zu mir herüber. Sie lächelte auch — und so nett, wie ich's dem herben Munde gar nicht zugetraut, wenn sich's um meine Wenigkeit handelt. „Sie treiben Scherz mit uns, Herr Graf ..."

„Und wenn es kein Scherz wäre, gnädiges Fräulein?"

„So würden Sie mir leid thun. Ohne Geld sind Sie verloren." Es war keine Eloge, es war die bittere Wahrheit, die ich sehr gut verstand.

Ich verteidigte mich aber. „Gnädiges Fräulein, ich habe mein erstes juristisches Examen gemacht; ich spreche zwei fremde Sprachen perfekt. Wenn alle Stränge reißen, könnte ich noch Rechtsanwalt werden oder auswärtiger Korrespondent."

„Als Graf Carén?" Sie sah mich ernst an ... „In Amerika vielleicht — hier nicht."

Sie hatte wieder recht, aber die Mutter blinkte ihr zu. Und als ich über den aufgefangenen Blick mit einem ganz leisen Stirnrunzeln quittierte, lächelte sie wieder weltgewandt. „Die Herrschaften werden sich noch kabbeln ... Der Herr Graf wird nie in diese Verlegenheit kommen! ... Asta mit ihren neunzehn Jahren weiß noch gar nichts von der Welt und thut immer so."

Dabei kam mir der Kanarienvogel meiner Tante in den Sinn. Und da der Galgenhumor mein Freund ist, erzählte ich die ganze Erbschaftsangelegenheit,

mit einer grotesken Verzerrung natürlich. Madame sah mich eine Sekunde falkenscharf an: Aber das ist ja kurios, Herr Graf... Ein Kanarienvogel steht zwischen Ihnen und einer Millionenerbschaft?"

„Ganz gewiß — sogar zwischen mir und einem eventuellen Botschafterposten."

Die Kornblumenfee lachte: „Herr Graf — ein Kanarienvogel!"

Mir macht es Spaß, dieses lächelnde Aufdecken meiner Karten — ein diplomatischer Trick wie jeder andre, denn die Wahrheit glaubt man uns zuletzt. Ob mich freilich Madame nicht durchschaute?

Sie blieb sich ganz gleich in ihrer kühlen Liebenswürdigkeit. Amüsant war ihr die seltsame Geschichte natürlich auch. „Wird der Kanarienvogel noch lange leben?" fragte sie leichthin. Sie sah dabei mit ihren blaßblauen Augen über mich hinweg.

„Wenn's nach mir geht: nein —"

„Aber ..."

„Ja, man mißtraut mir aufs äußerste. Lola wird bewacht wie ein gekröntes Haupt — und wenn ich einen Gewaltstreich wage, werde ich einfach enterbt."

Madame Le Fort schwieg lange. Darauf lachte sie plötzlich laut auf: „Es ist eine zu kuriose Geschichte! Sie mystifizieren uns gewiß, Herr Graf."

„Ganz gewiß nicht."

„Dann müssen Sie mich aber mit der alten Dame bekannt machen. Das ist ja ein Original! So was interessiert, und ich bilde mir ein, mich für Psychologie zu interessieren."

Darauf konnte ich nur lachen. Meinte Tante, die sich in ihrer Villa freiwillig eingesargt hatte samt Betbruder und Kanarienvogel, mit dieser Ausländerin bekannt machen! Madame hat seltsame Begriffe von der Schildkröte. — Ich erklärte ihr die Unmöglichkeit.

Die Gnädige blieb liebenswürdig standhaft: „Dann

zeigen Sie sie uns wenigstens. Wie heißt sie? Wo wohnt sie?" So geschickt auch die Sache maskiert war, sie begann wirklich ein Interesse an meiner Tante und an ihrem Kanarienvogel zu empfinden. Warum — das wissen die Götter. Meinetwegen? — Ihr könnte es doch sehr gleichgültig sein, ob ich reich oder nicht. Es ist eben wieder mal die unausrottbare Neugierde des Weibes und dann der Zweifel an meiner Wahrhaftigkeit. Sie will wissen, ob Graf Carén aus Absicht lügt oder aus Beruf. Wenn ihr übrigens so nach der Wahrheit gelüstet, braucht sie bloß von elf bis zwölf Uhr vormittags in den Zoologischen Garten zu gehen. Da sitzt die Schildkröte in einem Art Krankenstuhl vor der Vogelabteilung. Warum sitzt sie eigentlich nicht am Löwenkäfig? Ich hätte da doch immer die stille Hoffnung, daß eines Tages ein König der Tiere ausbräche und sie zu meinen Gunsten verschlänge. — Madame habe ich lächelnd die Gelegenheit verraten. Aber wenn sie wirklich auf ihrem Scheine besteht, wird sie einen netten Echec erleben. Die Schildkröte wird entweder um Hilfe schreien oder sich wortlos hinter ihren Panzer verkriechen. Ich glaube nur, daß Madame überhaupt nicht an die Attacke denkt und alles nur liebenswürdige Phrase ist.

Nachdem die Vogelangelegenheit unter dem hellen Lachen der Kornblumenfee und eisigem Schweigen der grünäugigen Asta beendet war, empfand ich die gesellschaftliche Kühle des Le Fortschen Hauses wieder besonders unangenehm. Ich erhob mich auch zur rechten Zeit. Denn eben hörte ich das Nilpferd im Nebenzimmer stampfen.

Dankbar bin ich dem Schicksal für die Auffrischung dieser Beziehungen nicht. Wenn sie wenigstens einen großen Gesellschaftskreis hätten mit millionenreichen Gänschen ... Ach, lieber Louis, du bist fade!

Du hast trotz unzähliger Liebeleien dein Herz noch nicht entdeckt, wirst es wahrscheinlich nie entdecken — und doch graut mir vor dem Gedanken, des Geldes wegen zu heiraten.

*

Ich erlebe jetzt fortgesetzt Wunder. Jaromir war bei mir mit den dreihundert Mark, obgleich vierzehn Tage seit der Sendung vergangen sind. Zuerst war ich etwas verdutzt — er ließ sich nicht mal melden — und trug noch immer das Kammgarnjackett mit dem Atom Glanz an den Ellbogen. Aber ein kleiner mutiger Kerl ist er doch — anständig auch, und wenn er noch hundert Ehrenscheine hätte verfallen lassen! — Hat mein Geld ganz zur rechten Zeit bekommen, den Geber sofort erraten und nasse Augen gekriegt, wie er mir ganz freimütig gestand. Eine Stellung irgendwelcher Art hatte er noch nicht, dagegen noch gerade fünfzehn Pfennig zu seinem Teller Suppe. — Er will das Geld nicht anbrauchen, aber er fühlt sich ganz unwiderstehlich mit den dreihundert Mark in seiner Brusttasche. Und er thut darum etwas ungeheuer Freches, geht geradeswegs zum ersten Direktor einer Lebensversicherungsbank, ohne Empfehlung, ohne Einführung:

„Von Jaromir. Haben Sie eine Stellung in Ihrem Hause frei, die ein Offizier a. D. ohne Vorkenntnisse ausfüllen könnte?"

Der etwas steifleinene, stark englische Herr sieht ihn darauf sehr kühl an. „Haben Sie Referenzen?"

„Nein."

„Sind Sie früherer Offizier oder Offizier a. D.?"

Jaromir wird der Kopf heiß. Man behandelt ihn ja en canaille und hat ihm nicht einmal einen Stuhl angeboten. Aber er bezwingt sich und sagt mit markierter Gentlemanshaltung: „Selbstverständlich das letztere... Sie können meine Verabschiedung

im Armeeverordnungsblatt Nr. 7 nachlesen.“ Der Direktor, der sich damit vergnügt hat, seine langen Nägel zu polieren, legt das elfenbeinerne Instrument hin, fixiert Jaromir scharf und macht eine ganz leicht einladende Bewegung nach einem Stuhle. Jaromir versteht das absolut nicht, wird noch dienstlicher in der Haltung.

Darauf sagt der anglisierte Herr beinahe gesellschaftlich: „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Lieutenant?“ Sehr steife Verbeugung des Kleinen, leichtes Räuspern des Direktors. — „Ja, sehen Sie mal . . . eine Stellung hätte ich schon . . . Aber meine Erfahrungen mit früheren Offizieren sind sehr üble. Die Herren haben nur Ansprüche, leisten sehr wenig. Neulich ist mir einer mit dem Vorschusse, den ich ihm aus Gutmütigkeit gab, einfach durchgegangen. Zwei Tage später traf ich den Herrn in der Frühstücksstube von Borchardt . . . Kannte mich natürlich nicht. Ich hätte ihn vom Fleck arretieren lassen können — aber wegen der paar Thaler, das ist zu umständlich.“

Jaromir erträgt die herbe Wahrheit, auch den sehr geschäftlichen Ton und erwidert: „Ich verstehe vollkommen Ihr Mißtrauen. Aber wenn ein jeder so denken wollte wie Sie, könnte ein verabschiedeter Lieutenant überhaupt gleich Verbrecher oder Steinklopfer werden.“

Der Herr lächelt etwas ironisch. „Könnten Sie gegebenenfalls irgend eine kleine Kaution stellen?“

Jaromir zittert vor Freude, fragt aber ebenso geschäftsmäßig: „Und wie hoch sollte die sein?“

Der Direktor lächelt noch ironischer: „Hundert, zweihundert Mark . . . so etwa, was ungefähr einem Monatsgehalte meiner jüngsten Angestellten entspräche.“

„Ich kann Ihnen sogar eine von dreihundert

Mark stellen." Und Jaromir zieht das Couvert mit meinen Scheinen aus der Tasche.

Ich erzähle das alles so wieder, wie's mir der Kleine sehr anschaulich mit Gesten und Ausfällen gegen die Haute finance erzählt hat.

Und der Direktor, der in dem Kleinen wohl den guten Fond erkannt hat, lächelt wieder — diesmal aber liebenswürdig. „Wir wollen uns keine Komödie vorspielen, Herr von Jaromir. Das mit der Kaution war bloß ein Trick, um Sie los zu werden. Jetzt aber bin ich bereit, Sie zu engagieren — probeweise natürlich — mit einem Gehalte von achtzig Mark. Das ist freilich sehr wenig. Auch an der Art des Arbeitens dürfen Sie sich nicht stoßen. Sie werden vorläufig mit sehr untergeordneten Schreibereien beschäftigt werden. Sind Sie einverstanden?"

Selbstverständlich ist Jaromir einverstanden. Achtzig Mark sind ihm zurzeit ein Vermögen, ein riesenhaft großes Kapital, und zum Schluß wagt er einen Hauptcoup. Er sagt: „Mit den dreihundert Mark, Herr Direktor, das ist auch Komödie! Ich würde sie Ihnen nie gegeben haben. Sie gehören nicht mir — ein sehr weitläufiger Bekannter hat sie mir aus Mitleid, und weil er selbst sehr reich ist, heute zugeschickt. Aber ich will kein Almosen."

Und da sieht man wieder, wie absolute Ehrlichkeit doch immer ihren Lohn findet. Denn der Direktor steht auf, schüttelt Jaromir die Hand und sagt: „Das ist offen, das freut mich! Sie haben die Absicht, ehrlich zu arbeiten, und für solche Leute soll man thun, was man kann. Sie sind ja noch jung, können sich vielleicht brillant in die Verhältnisse hineinleben . . . und in jeder Branche kann man mit Glück und eisernem Fleiß auch heute noch ein Vermögen verdienen."

Jaromir ist also engagiert, hat ganz ungebeten

einen Vorschuß von hundert Mark bekommen, und der Himmel hängt ihm voller Geigen. An die kleine Ethel denkt er nun erst recht. „Warum soll sie mir unerreichbar sein? Ich kann Generalagent, Direktor werden — ich kann so viel verdienen, daß sie nichts zu haben braucht und doch auf Gummirädern fahren kann, wenn sie Lust hat."

Ich lächle ob der Phantasie — aber es ist ein wehmütiges Lächeln. Er wird nie Generalagent oder Direktor werden; er wird die nächsten zehn Jahre wahrscheinlich nicht so viel verdienen, wie seine Kornblumenfee für ihre langen Marseiller Handschuhe braucht. Soll ich nun heute sein Glück voll machen, indem ich ihm sage, daß die Geliebte hier ist, ihn wiedersehen möchte? Das wäre grausam. Die Kleine liebt ihn nicht, wird ihn gewiß nicht heiraten. Sie ist wahrscheinlich ein kleiner leerer Puppenkopf, der die Arbeit und die Armut gar nicht versteht. Ich verstehe ja auch weder das eine noch das andre. Ich sitze in Lackschuh und grünseidenen Strümpfen vor dem Kleinen auf meinem Fauteuil und lächle freundlich. Das Lächeln ist Lüge. Ich dürfte viel eher heulen. — Wem gehört nun von uns beiden die Zukunft? Dem kleinen Mann, der mutig in den Strom springt und zu dem andern Ufer sich durchkämpft — oder dem, der wie ich thatenlos am Ufer stehen bleibt, obgleich er genau weiß, daß auch ihn der Strom fassen, hinabziehen wird, langsam — langsam — aber bis auf den Grund?



Viertes Kapitel.

Vorläufig versilbere ich meine Pretiosen. Schön ist's nicht! Vor einem halben Jahre hätte ich's noch für unmöglich gehalten. Eine brillantenbesetzte Tabatiere, die Friedrich der Große meinem Urgroßvater für eine ganz tolle Attacke höchst eigenhändig verlieh, einem Edelsteintrödler zu verschachern?... Nimm dich in acht, Graf Carén! Wenn der Adel seine Traditionen verkauft, dann wird ihm auch bald die Ehre feil. Und was für ein Spottgeld diese Kerls bezahlen! Was mir von Jugend auf ein unschätzbares Juwel schien, dafür bietet man tausend Mark. Ich ekle mich, diese Scheine anzufassen; sie sind schmutzig und gemein. Ob meine Hände jemals wieder rein werden? Ich fürchte, nein.

Ich wohne nicht mehr im Kaiserhof, ich esse nicht mehr im Monopol. Nicht als ob ich der Gesellschaft überdrüssig wäre! Ich schäme mich vor ihr, wie ich mich fast vor meiner Tante schäme, die ich noch nicht aufgesucht habe. Dafür verkehre ich eifrig bei Le Forts. Da giebt's keine Tradition, keinen Botschafter, der mich auf meinen Gesundheitszustand anredet — dennoch herrscht die eisige Kühle der höchsten Regionen. Und ich brauche diese Eiskühle, diese Form, die nie den Inhalt erraten läßt. Ich bin auch schon lange nur Form!

Aber ich will mich von katzenjämmerlichen Stimmungen nicht unterkriegen lassen. Wenn's ex ist, giebt's noch gefällige Wucherer, und wenn das ex, wozu giebt's denn in Friedenszeiten Pistolen?

Die schöne Asta lockt mich nicht. Sie wird von Tag zu Tag kälter gegen mich, zieht sich zusammen wie eine Meduse. Warum hast du eigentlich so tiefe grüne Augen, Mädchen? Zuweilen sehne ich mich doch nach dem rätselhaften Glanz. Es muß was dahinter sein! Merkwürdig, daß uns immer nur das Geheimnis reizt. Und es ist ein feindlicher Reiz auch bei mir. Wenn ein großes Feuer der Leidenschaft hinter der Smaragdhülle flammt, bin ich enttäuscht. Ich will wissen, daß ein Nichts dahinter ist! — Im übrigen bin ich ein schlechter Menschenkenner. Nicht von Madame Le Fort geht die Kühle aus, sondern von der grünäugigen Asta. Im Gegenteil — gerade Madame ist's, die mir diese Ausländervilla angenehm macht. Sie ist die Gleichmäßigkeit, die unentwegte Liebenswürdigkeit, deren Wert ich erst jetzt erkenne. Sie ist klug, sehr klug. Wir unterhalten uns brillant. Dennoch erkenne ich auch in der Konversation wieder die hübsche, charakterlose Linie, die es mir so schwer macht, eine Unterhaltung von uns beiden zu fixieren. Von dem Kanarienvogel hat sie nichts wieder erwähnt.

*

Ich habe mich entschlossen, der Tante meinen Knicks zu machen. Die spindeldürre Mamsell empfängt mich fast feierlich. Item ist die Schildkröte nicht zu Hause oder krank, der Kanarienvogel aber gesund.

„Die gnädige Comtesse sind noch im Zoologischen Garten."

„Na, da müßte sie doch schon lange zurück sein.

Meine Tante bleibt doch immer bis genau zwölf Uhr da."

„Herr Graf haben ganz recht, aber seit einigen Tagen verweilt die gnädige Comtesse regelmäßig etwas länger."

Ich habe immer gleich lasterhafte Ideen. Vielleicht hat sie sich in einen Wärter von der Vogelabteilung verliebt. Hysterischen älteren Jungfern trau' ich alles zu.

Da es aber bis zum Zoologischen Garten bloß drei Schritte sind und ich à tout prix den liebevollen Neffen spielen will, opfere ich die Mark Entree. Die Tante hockt wirklich noch in ihrem Krankenstuhl an der alten Stelle dicht am Ententümpel und freut sich über das widerwärtige Gekreisch der Wasservögel. Der Dicke steht in respektvoller Entfernung. Die Nase ist bedeutend blauer geworden. Ich will doch mal die Schnapsrechnung bei der Schildkröte revidieren. Die Schildkröte selbst ist wieder sehr hoheitsvoll, bekrittelt mein Aussehen.

„O Louis, du hast gewiß nicht gut gethan in der ganzen Zeit! Du läßt vom Leichtsinne nicht."

„Aber Tantchen! — Ich lebe ja völlig wie ein Klausner. Wenn es je einen reuigen Sünder gab, so bin ich's."

Aber sie winkt mit der dicken, gichtischen Pfote ab. „Ich traue dir nicht mehr, Louis, seit dem Augenblicke, wo du Lola so angesehen hast. Du weißt schon ... Ja, dein Vater war ein ausgezeichneter Mann — aber deine Mutter, deine Mutter! Louis, die hat mich nie verstanden, immer herzlos über meinen verstorbenen Mops gewitzelt. Wenn ich noch daran denke, wie sie sagte: ‚Liebe Jeannette, die Biche wird ja aber gräßlich dick! Nimm sie nur in acht vor den Hundefängern. Das wäre so ein willkommener Sonntagsbraten ...‘

Natürlich, sie mußte russische Windhunde halten, ritt alle Hetzen mit... Jetzt ist sie tot — sie war deine Mutter und gewiß eine gute Frau — aber sie hatte kein Herz!"

Nun besitze ich allerdings berufsmäßig ein sehr geschmeidiges Rückgrat, aber wenn die scheinheilige Bestie meine Mutter schlecht machen will... dumme alte Jungfer! Als wenn nicht gerade sie ein gutes Herz gehabt hätte! Von meinem Vater habe ich die guten braunen Augen nicht. Freilich, meine Mutter war eine Lasis-Taetz aus dem böhmischen Hochadel mit dem riesigen Grundbesitz, wo sie schon von Jugend auf die Hetzen mitreiten. „Liebe Tante, du übertreibst sehr stark," antwortete ich endlich.

Da winkte sie wieder hoheitsvoll und gemessen wie eine Pagode. „Ich und übertreiben? — Louis, du hast nicht einmal Pietät für die alte, einzige Schwester deines Vaters. Du hast für nichts Pietät. Wie konntest du nur im bodenlosen Leichtsinne das wunderschöne Carénsche Stammgut verkaufen?"

Das war mir nun etwas zu scheinheilig. „Hab' ich's dir nicht vielleicht, Tante, zu einem sehr zivilen Preise zuerst angeboten? Du danktest. Und was im übrigen meine Mutter anbelangt, so tadelst du etwas, was die ganze Welt an ihr bewunderte: Sie war eine Dame von Welt, eine ganz große Dame, und hatte nun einmal für Möpse kein Interesse."

Darauf bekam die Tante einen Hustenanfall. Der Dicke stob heran: „Die gnädige Comtesse haben sich gewiß aufgeregt." Das war nun allerdings der Fall, aber die Antwort wollte sie mir doch nicht schuldig bleiben: „Dame von Welt? — Nun, ich sage dir, Louis, es giebt auch Damen von Welt, die ein rührendes Herz für Tiere haben. Lola hat schon eine Freundin, die ihn liebt allein auf Grund

meiner Erzählungen.“ — Wenn ich gemein gewesen wäre, hätte ich gesagt: ‚Jawohl, Tante, auch einen Freund, der ihn sobald wie möglich in den Vogelhimmel spedieren möchte.‘ Dafür sagte ich wieder: „Das freut mich, Tante! — Wer ist die Dame? . . . Du kultiviertest doch sonst keine Bekanntschaften . . .“

In dem Augenblicke war ich stark in Versuchung, die Tante für geistig krank zu halten, da sie plötzlich mit beiden Armen wie eine gichtische Windmühle wehte und sich im Stuhle zu verneigen suchte. Ich war so perplex über diese Anzeichen beginnender Weichhirnigkeit, daß ich die Tante bloß anstieren konnte. Auf einmal beginnt die Schildkröte zu lächeln und mit den falschen Zähnen zu spielen, was ich schon als Kind an ihr bewunderte. Sie verbeugte sich wieder. „Louis!“

„Tante?“

„Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen meinen Neffen, Grafen Carén, vorstelle.“

Ich drehte mich um. Es war Madame Le Fort.

Ein Blick, fragend von mir, glasig von ihr — wir haben uns noch nie gesehen! O, Madame ist wirklich meine Freundin. Der träge Geist der Schildkröte ahnt natürlich nichts von der Komödie — aber auch ein sehr scharfer würde die Dame mit der charakterlosen Linie nicht entlarvt haben.

Die Tante ist unausstehlich liebenswürdig, der Dicke springt sofort nach einem Stuhle für die gnädige Frau; bei mir würde er's nie gethan haben. „Sie kommen spät, gnädige Frau, ich hatte schon ganz die Hoffnung aufgegeben,“ flötet die Tante.

Madame lächelt. Sie ist so ganz Dame von Welt, daß sie gleichmütig über alles lächeln kann.

Darauf wendet sich die Schildkröte triumphierend an mich. „Sieh mal, Louis, das ist die Dame! —

Verzeihen Sie, gnädige Frau, wenn ich ihm erzähle, wie wir zu unsrer merkwürdigen ersten Begegnung gekommen sind. Louis hat nämlich kein Herz für Tiere — ich fürchte, auch nicht für Menschen!" Ich senkte ergeben mein wohlfrisiertes Haupt. Was soll man auf solche Dummheit sagen? — „Also denke dir, Louis: Ich sitze vorigen Sonnabend wie gewöhnlich hier, freue mich an dem Sonnenschein und der köstlichen Luft, und wie die kleinen Entchen sich amüsieren. Wenn nur nicht die Kinder von dem Spielplatze so 'rüberlärmten! Kinder sind schrecklich. — Und da geht eine Dame langsam an dem Einfriedigungsgeländer entlang, dort, wo der kleine Teich ist. Sie waren mir, ehrlich gesagt, im Anfange zu elegant, gnädige Frau, und ich traute Ihnen nur die gewöhnliche Neugierde der Gartenbesucher zu — aber gnädige Frau blieb sehr lange, konnte sich von einem jungen Pelikan nicht trennen, der so ganz hilflos 'rumwatschelte. Sie muß entschieden eine Tierfreundin sein, dachte ich. Aber der Pelikan — thöricht wie alle Jugend — versteht das nicht, watschelt immer weiter rechts von ihr weg. Gnädige Frau folgt ihm voll Interesse, ohne natürlich an die niedere Außenwelt zu denken. Und dabei stößt sie ganz leicht an meinen Stuhl. Sie erschrickt — entschuldigt sich. Und ich nehme mit Freuden die Gelegenheit wahr, eine neue Bekanntschaft zu machen. Nicht wahr, gnädige Frau, Sie bedauern doch auch nicht?"

„Aber im Gegenteil, Frau Gräfin, ich bin entzückt." Die Schildkröte hat es nämlich trotz ihrer Jungfräulichkeit sehr gern, wenn man sie fälschlich des Verheiratetseins beschuldigt.

„Von Lola habe ich der gnädigen Frau erzählt," fuhr die Tante mit einem Basiliskenblick auf mich fort. „Sie hat die gelben, treuen Geschöpfe auch lieb

— hat selbst eines" ... O Madame Le Fort, wie trefflich können Sie Komödie spielen! — „Nicht wahr, gnädige Frau, Sie werden Ihr Versprechen wahr machen und mich einmal in meinem Kloster besuchen? Lola wird gleich zu Ihnen Vertrauen haben. Lola ist so klug und kennt seine Freunde..."

Ich sah die Tante harmlos an, wurde aber sofort mit einem „O nein, Louis, du gehörst nicht zu ihnen!" geduckt. Die Tante himmelte ordentlich und hätte am liebsten Madame Le Fort nie wieder losgelassen. Aber die Gnädige ist Gott sei Dank pressiert, muß unbedingt um halb zwei in der Händelstraße sein, und jetzt ist's gleich viertel. Madame knickst — ganz elegante Ehrfurcht, ganz Cour, es fehlt nur die Schleppe. Die Schildkröte umklammert mit den beiden Vorderflossen verliebt die schlanke weiße Hand. „Adieu — adieu, meine liebe, liebe Frau Le Fort."

Ich begleite Madame Le Fort — die Schildkröte hat das mit einem sehr entschiedenen Blick angedeutet. Bis zum Ausgange sind wir fremd, höflich — ich wie ein Lakai vom Dienst, den Madame für selbstverständlich hält. Aber im Augenblicke, als wir das Tourniquet hinter uns haben und auf dem Kurfürstendamme stehen, platze ich los wie ein Quartaner, der mit Erfolg Aepfel gemaust hat. Sie lacht auf, leise, vorsichtig. — „Gnädige Frau waren lange auf der Bühne?"

Sie straft mich mit einer eleganten Bewegung ihres Sonnenschirmes. „Was wollen Sie, Herr Graf? Ihre Tante ist eine sehr nette Dame — etwas eigentümlich..."

„Und Sie haben ihre Bekanntschaft ganz gegen Ihren Willen gemacht? O gnädige Frau, uns Diplomaten täuscht man so leicht doch nicht!"

„Und wenn ich ihre Bekanntschaft gesucht —

etwas ganz andres gefunden hätte, als Ihr böser Mund zu charakterisieren für gut hielt?"

„Na, na, gnädige Frau ... Aber bon! Sie sind also angenehm enttäuscht. Das klärt mich aber immer noch nicht über das rätselhafte Interesse für den Kanarienvogel meiner Tante auf."

Madame bleibt stehen und sieht mich liebenswürdig näher an: „Sie sind Diplomat, Herr Graf?"

„Wenigstens gewesen, gnädige Frau."

Unsre Blicke kreuzen sich. Zuweilen muß ich sehr stechende Augen haben können, denn Madame senkt die ihren, lacht auf; liebenswürdige Fältchen spielen um den schmalen Mund. Wir gehen weiter auf der breiten, vornehmen Straße, über deren blühenden Vorgärten und prunkenden Balkons das Millionenparfüm liegt. Endlich fängt Madame wieder an, diesmal einfach, fast herzlich: „Sie kennen eben Ihre wahren Freunde noch nicht, Herr Graf Carén ... Passen Sie mal auf! Ich kenne Sie schon lange par renommée, Herr Graf — nicht gerade von der guten Seite, aber wie man einen Menschen kennt, dessen tolle Extravaganzen in aller Munde sind. Sonst wollen wir von Ihrer Vergangenheit lieber nicht sprechen! Man braucht nicht gerade prüde zu sein, um auch als Frau eine gewisse Aversion gegen gewisse Sachen zu empfinden. Aber dieser Graf Carén stand in dem Rufe, klug, reich zu sein und eine glänzende Carriere vor sich zu haben. — Und wenn man dem dann in der ‚Krone' in Ragaz begegnet? Ich war doch etwas enttäuscht! — Nun, wir waren nicht lange zusammen, und ich hatte immer noch die Hoffnung, es handle sich um eine abenteuerliche Liebelei, wobei man den ‚Grafen' besser zu Hause läßt — oder vorübergehende Schwierigkeiten. Jetzt weiß ich, daß sie nicht vorübergehend sind."

Ich räusperte mich etwas scharf. Madame sah mich sehr ruhig an. „Ich bin etwas direkt?"

„Das nicht, gnädige Frau! Aber meine Tante scheint unverantwortlich geschwatzt zu haben."

„Nehmen Sie das der alten Dame nicht so übel! Denken Sie lieber auf einen Ausweg ... Der Kanarienvogel wird sterben, Ihre Tante wird sterben — und Sie werden wieder die Millionen besitzen."

„Woher wissen Sie diese Reihenfolge so genau, gnädige Frau?" erwiderte ich, doch merklich kühl.

„Genau? Bah! — Aber sie wird kommen ..."

„Nun, dann fange ich eben das alte Leben von vorn an," antwortete ich trotzig.

„Das sollen Sie nicht!" bemerkte sie bestimmt. „Denken Sie weder an den Kanarienvogel noch an Ihre Tante — denken Sie an die Millionen und die Zukunft. Sie müssen verständig werden, Herr Graf! Dazu gehört, daß Sie sich einen ganz bestimmten Lebensplan machen ... Heiraten werden Sie natürlich nicht! Oder doch erst dann, wenn der unverheiratete Gesandte die Verpflichtung fühlt, ein sehr großes Haus zu machen. Fürchten Sie deshalb nicht, daß die liebende Mutter aus mir spricht. Bei meiner Tochter Asta würden Sie so wie so kein Glück haben: Asta giebt Ihnen einen Korb. Und die kleine Ethel würden Sie in Grund und Boden verderben. Das würde ich wieder nie zugeben. Sie sehen, ich empfinde Ihnen gegenüber mütterlich, freundschaftlich, wenn Sie wollen. Darum habe ich Ihre Tante aufgesucht, habe gethan, als wenn ich Sie nie gesehen hätte. Und wenn Sie nicht spätestens in einem Jahre Ihrer Carriere zurückgegeben sind, genau wissen, was Sie wollen — garantiere ich für nichts."

Das war deutlich. Aber ich bin viel zu gut

erzogen, um auch dreiste Einmischungen in meine Angelegenheiten nicht mit Anstand zu tragen. Außerdem bemächtigte sich Madame Le Fort der nächsten vorüberfahrenden Droschke, lud mich zu Sonntagmittag ein, und ein sehr freundliches Lächeln sollte mir jede Beschämung ersparen. Darauf bin ich noch 'ne halbe Stunde nachdenklich im Tiegartern 'rumgebummelt. Klüger bin ich nach der Unterredung auch nicht. Was interessiert die Dame an mir? Irgend etwas muß doch dabei im Spiele sein. Freundschaft? Du lieber Gott! — Ich werde doch nicht auf meine alten Tage anfangen, an die Uneigennützigkeit der Menschen zu glauben. Das ist wieder die verfluchte charakterlose Linie, die auch im Gespräche durch kein Zucken etwas verrät! Wahrscheinlich gehört sie zu den Frauen, die ihre Hand in allem haben wollen. — Mag sie!

Und das hochmütige Ding, die Asta — mich nicht nehmen wollen! Habe ich ihr vielleicht schon Avancen gemacht? — Aber gerade das reizt mich. Asta Le Fort will nicht — Louis Carén will. Wir wollen doch sehen! Und zu heiraten brauchen wir uns deswegen noch lange nicht.

Aber . . . Graf Carén will, und Graf Carén kann nicht!

*

Ich habe fünfzig Soubretten den Kopf verdreht, auch anständigen Mädchen. Es war nicht immer der Graf, der Attaché, der hübsche Kerl, der den Finish entschied — es war das undefinierbare Abc der Verführung, der eisig kalte Blick, der falsche Schimmer von Gemüt — je nach Bedarf. Ob die Zeit kurz, die Gelegenheit schwer — wir machten's. Und dabei war's frivole Laune, im seltenen Falle ein verliebtes Aufflackern. Jetzt aber, wo ich will, energisch will, mit ganz kaltem Herzen, da . . . O,

Madame Le Fort weiß ganz genau, warum sie zwei junge, hübsche Menschen so strafbar leichtsinnig allein läßt. Die Gelegenheit ist da, das schöne Mädchen in meine Hand gegeben. Jawohl!

Gestern war ich wieder da. An der Bellevuestraße sah ich eine Droschke vorüberflitzen: das Nilpferd und sie. Niemand bemerkte mich. Also sind nur die beiden Mädels zu Hause, kalkuliere ich. Taxameter: „Händelstraße." Nicht einmal der Diener ist da. Fräulein Asta empfängt mich selbst. Wir beide sind ganz allein in der Etage.

Und sie führt mich nicht etwa in das kalte Rokokozimmer, sondern in ihr eignes kleines, reizendes Gemach. Das Nilpferd hat ihr's neulich eingerichtet. Ob sie's freut? Es scheint nicht. Sie kennt ja nur den Luxus. Daß es nun ein ausgesucht echter Türke ist, der den Laut ihres Fußes verschlingt, daß ein echter Eisbär sein weiches Riesenfell hat lassen müssen, um mit funkelnden Augen und dräuendem Gebiß ihre Chaiselongue zu zieren, erscheint ihr selbstverständlich. Und wie schön mag der schöne Körper sich auf dem schönen Pelze ausnehmen! Aber ihr Blick gleitet fast gelangweilt über alles, über die Amazone von Kiß, die mit geschwungenem Speer den kleinen, zierlichen Modeschreibtisch beschützt, über den Antinouskopf auf plüschverhülltem Postament. Auf dem Mitteltische liegen die bekannten Kunstwerke: Ebers' Aegypten, Scherrs Germania. Sie sind so ungebraucht, so unangenehm neu wie die kleine, goldschimmernde Bibliothek im Nußbaumschrank, in die sie vielleicht nie einen Blick thut, weil sie weiter nichts ist als Dekoration — und Asta Le Fort verachtet die Dekoration. Auch als ich sie bitte, die Herrlichkeiten näher besehen zu dürfen, alles nur, um zu schmeicheln, zu glänzen, um sagen zu können: „Solche Bronzen sah

ich nicht mal bei Barbedienne in Paris. Gnädiges Fräulein sind Kennerin? Ich merk's an den beiden Blumenstücken über Ihrem Sofa," — läßt sie mich mit einem ironischen Lächeln gewähren. Nur als ich mit einem seltsam geschnitzten Elefantenzahn an der Wand liebäugle, wird sie lebhaft: „Nehmen Sie ihn ans Fenster, Herr Graf. Es ist wundervolle Arbeit, die Scheide eines Yatagans — sehen Sie?" Und sie zieht mit der schlanken, kräftigen Hand das blinkende Eisen heraus.

Ich markiere natürlich die zärtliche Besorgnis: „Um Gottes willen, gnädiges Fräulein, seien Sie nicht unvorsichtig! So ein Ding ist scharf — vielleicht vergiftet."

Und sie läßt als Antwort den schlanken Finger über die haarscharfe Schneide gleiten: „Ich habe keine Angst, Herr Graf. Mich verletzt's nicht. Es ist ja ein Geschenk meines Onkels. Er hat's aus Hinterindien mitgebracht, und das Schnitzwerk, eine Löwenjagd mit Hunderten merkwürdiger Figuren, soll außerordentlich wertvoll sein. Aber wenn's eine Million wert ist, so gilt's mir zwei, weil's von meinem Onkel ist."

Wieder dieser Onkel, der das Lächeln auf die schönen roten Lippen zaubert. Vielleicht beneide ich im Augenblick diesen Onkel um diese Macht zu zaubern. Wenn du so lächeln kannst, schöne Asta, als Botschafterin bei der Cour, beim Knicks vor den königlichen Herrschaften, so müßtest du meinen diplomatischen Erfolgen sehr bekömmlich sein. Und als ob sie irgend etwas von meinem Gedankengang erriete, wiegelt sie gleich ab: „Möchten Sie meinen Onkel kennen lernen? — Wünschen Sie's lieber nicht! Er würde gar nicht zu Ihnen passen; er ist so ganz anders wie andre Menschen."

„Ist er Ihnen ähnlich, gnädiges Fräulein?"

„Man sagt.“ Darauf stößt sie den Yatagan hart in die Scheide — knacks.

Ich lächle. „Sie werden sich doch noch schneiden!“

„Und wenn ich mich schneide! Meinen Sie, Herr Graf, daß ich kein Blut sehen kann? Ich kann sehr gut Blut sehen . . .“

Solcher Art sind nun unsre Unterhaltungen. Ich habe nie den richtigen Anschluß, weder in Schwer noch in Leicht. Auf eine elegante Phrase giebt sie nichts, und wenn ich von der Gemütsseite komme, sieht sie mich kühl an. Ihrer Ansicht nach habe ich kein Gefühl, nur Berechnung. Sie glaubt mich zu durchschauen und sagt sich angesichts des ruinierten Attachés, der geisteslahm sich in ihrem weichen Fauteuil lümmelt: „Sie wollen meine Millionen, Herr Graf — ich will Sie aber nicht.“ Vielleicht ist das von mir nur übermäßiges Mißtrauen, vielleicht ist sie so herzenskalt wie meine Tante, oder hat nur die perverse Nervenzuckung für geschundene Ziehhunde.

Aber was du auch denken magst, grünäugige Statue, du denkst immer falsch. Die Millionen locken mich nicht — der königliche Nacken noch weniger. Und wenn ich dich haben will, so ist's ein Spiel der Eitelkeit, dessenungeachtet ein scharfes Spiel. Ich möchte dich in Grund und Boden verderben, dich elend, unglücklich machen aus Liebe zu mir. Und dann möchte ich sagen, schadenfroh, gemein: „Also so weit wären wir, gnädiges Fräulein! Das ist schlimm für Sie, denn ich habe bei Ihnen niemals weder an die Liebe noch an die Ehe gedacht.“

Es ist ein häßlicher Wunsch — ich habe ihn noch nie einem Weibe gegenüber gefühlt. Und wenn ich's erreichte? Wer weiß, ob ich glücklich wäre. Ich kenne mich selbst noch nicht: das wird mir täglich klarer. Vielleicht bin ich gar nicht hohl, so

wenig wie sie. Vielleicht sind's nur die Verhältnisse, die mich nicht ausreifen ließen, vielleicht steckt in dem Modenarren, dem Verschwender noch ein ganz andrer Kerl. Vielleicht liegt der gefesselt, stumm im ewig finsteren Verließ seit meiner Geburt — und eines Tages dringt zu ihm doch das Licht. Er reckt sich, sprengt die Fesseln, und ich — bin ich! Thörichter Traum!

Die Wirklichkeit ist, daß ich Asta Le Fort gegenübersitze und meinen schmalen Fuß im Lackschuh bewundere. Zu einer Konversation langt's nicht. Das ist der beginnende Marasmus, das eintrocknende Gehirn eines jungen Greises, der so ziemlich alles gekostet und alles fade gefunden hat. Junger Greis ... halt! Da stellt sich ja der Kontakt meiner Gehirnnerven von selbst wieder her. — Graf Serner? Natürlich!

„Haben gnädiges Fräulein gar keine Bekannten in Berlin?"

Asta Le Fort, die weder stickt noch Zigaretten raucht und eine Stunde lang bewegungslos auf den grünen Tiergarten starren kann, fragt höflich: „Wie meinen Sie?"

„Ob Sie Bekannte haben, gnädiges Fräulein? Sie wohnten doch lange im ‚Bristol'. Ein Graf Serner erzählte mir von Ihnen."

„Serner? ... Serner?" — Sind wir eine so große Komödiantin wie die Mutter, oder müssen wir uns wirklich das Gehirn zermartern, ehe wir uns des Grafen Serner erinnern? — Endlich! Jetzt dämmert's. Eine leichte Röte flammt über den klaren, gesunden Teint: „Er hat mich, wie sie hierzulande sagen, sogar ‚ausgezeichnet'. Mama findet ihn nett — ich finde ihn gar nicht."

Also sehr groß sind deine Chancen auch nicht, Karlchen. Wenn sich Serner an derselben Quelle

über mich orientieren würde? Ich höre Fräulein Asta beinahe: „Graf Carén zeichnet mich aus — die Mutter findet ihn nett — ich finde ihn gar nicht.“ Es wäre ganz wunderbar, wenn sie etwas andres sagen würde, aber der Gedanke ärgert mich doch. Graf Serner — Graf Carén — der eine etwas dummer, der andre etwas leichtsinniger; beide im Grunde dasselbe Kaliber. Ich war auf dem Punkte, eine unmotivierte Ungezogenheit zu sagen. Da klingelt's. „Es wird Ethel sein. Sie verzeihen, nur einen Augenblick, Herr Graf.“

Gott sei Dank, nun kommt doch wieder Sonne in das Zimmer. Ich bin nicht mehr maulfaul, ich bin angenehm angeregt. Ethel hat einen Bummel im Tiergarten gemacht, ein Abenteuer erlebt. „Denken Sie, Herr Graf, wie ich an dem Goldfischteich stehe und mir die blanke Gesellschaft ansehe, kommt ein alter Herr auf mich zu und sagt leise: ‚So allein, schönes Kind? Wir wollen eine Stunde spazieren fahren und dann im Ausstellungspark essen.‘“

Die grünen Augen flackern auf: „Ethel — was redest du für Unsinn.“

Darauf verzieht sich der reizende Mund: „Warum nicht? Er wird mich für eine Konfektioneuse ohne Stellung gehalten haben und wollte mir ein Vergnügen machen. Du denkst auch gleich alles mögliche, Asta. Ich habe ihm ins Gesicht gelacht. Da zog er den Hut und sagte: ‚Verzeihung, gnädiges Fräulein, ich habe mich geirrt.‘ Es war ein so uralter, steifbeiniger Herr mit einer braunen Perücke und gelben Lackstiefeln — und alte Leute sollten keine gelben Lackstiefeln tragen!“

Und Asta bemerkt bestimmt: „Es war frech! Mama sollte dich nie mehr allein spazieren gehen lassen.“

Wie verschieden doch die beiden Schwestern sind,

auch im Dialekt. Bei der Kornblumensee der Anklang an alle möglichen Mundarten, die Erinnerung an die fünf oder sechs deutschen Hauptstädte, in denen die Familie gelebt. Sie hat von allem etwas mitbekommen, und das steht ihr reizend. Das kann man der Grünäugigen nicht nachsagen. Das ist korrektes, fast hartes Deutsch, nicht der Schatten eines Dialektes. Sie war immer der Diamant, an dem sich andre Kiesel schliffen.

Und dann kommt die blonde Ethel mit der Hauptneuigkeit. „Raten Sie mal, Herr Graf, wen ich gesehen habe?“ Sie sieht mich schelmisch an, und die blauen Augen leuchten. Ich rate auf den Kaiser, einen exotischen Bonzen, der zurzeit in Berlin ist — auf den Grafen Serner, zuletzt auf meine Tante. Selbstverständlich immer das Geistreichste! Aber sie, mitleidig, erbarmt sich meiner Schwäche. „Falsch, falsch, wieder falsch — ganz falsch! Den Leutnant habe ich gesehen, den Herrn von Jaromir, bei der Siegesallee; er fuhr die Charlottenburger Chaussee in der Pferdebahn herauf. Er sah mich nicht. Ich wollte ihm schon mit dem Sonnenschirm winken. Aber das wäre doch etwas dreist gewesen. Ich ging nur schneller und rief auch: ‚Herr von Jaromir!‘ Er hörte mich nicht. — Er sah lange nicht mehr so elegant aus wie in Ragaz. Sehen Sie ihn noch manchmal, Herr Graf? . . . Sie schämen sich seiner wohl etwas? Das wäre aber gar nicht nett! Sie gehören auch nicht zu einander. Glauben Sie, daß er auch immer zehn Mark Trinkgeld giebt, wie ein gewisser Jemand? Ich glaube, höchstens eine Mark oder fünfzig Pfennig . . .“

Darauf natürlich die Gouvernante: „Ethel, dir muß noch der Mund verboten werden. Was soll der Graf denken? Du bist ein solches Kind!“

Ich verteidige, wie sich's gehört, die Kornblume: „Aber, gnädiges Fräulein, lassen Sie doch! Ich bin als Verschwender erkannt, ich werde mich bessern."

Asta zuckt die Achseln: „Ich glaube, das beabsichtigt Ethel gar nicht."

Die Kleine lacht: „Nun sag' ich's gerade! Asta ist empört über die zehn Mark und mich. Und ich frage immer nach den Gesellschaften den Diener, wieviel er von jedem Trinkgeld bekommen hat. Da erlebt man so komische Sachen. Die viel haben, geben wenig oder sehr viel, wie Sie, Herr Graf — und die wenig haben, geben immer zu viel. Ein alter Justizrat in Dresden, der Junggeselle ist und viele Millionen besitzt, hat nach einem großen Diner zwei Pfennig und nach einem Ball sogar einen Knopf gegeben."

Sie ist wirklich naiv; aber diese Jugend, diese Frische ist reizend an ihr. Asta fragt den Diener sicher nicht. Die Angelegenheit mit dem Kleinen beunruhigt mich. Ich versuche, sie irrezuführen: „Er ist gewiß nicht in Berlin, gnädiges Fräulein — Sie haben sich versehen."

„Versehen? Ich?" — Die Kleine ist ihrer Sache sehr sicher. „Und wenn Sie ihn treffen, Herr Graf, grüßen Sie ihn. Er soll uns besuchen und sich um keine kalten Gesichter kümmern."

„Grüßen Sie ihn auch von mir." Es ist fabelhaft, daß die Grünäugige so menschliche Anwandlungen hat.

Zuletzt spielt Ethel, die mir wohl etwas mißtraut, den letzten Trumpf aus. „Wenn Sie's nicht thun, bringe ich ein Inserat im Lokalanzeiger:

„,Derjenige schwarze Herr, der vom 15. bis 17. April in Ragaz (Hotel Krone) wohnte und mit einer blonden jungen Ausländerin am Rheindamm

bekannt wurde, wird gebeten, seine Adresse unter „Ethel“ hauptpostlagernd anzugeben.‘

„Und das inseriere ich so lange, bis er's gelesen hat.“

Wir lachen alle, Asta auch. Und lieb müssen sich doch die Schwestern haben, denn die ältere küßt die jüngere und sagt: „Du gute kleine Ethel.“ — Der herbe Mund kann so anmutig küssen. Dennoch . . .

Ich werde Jaromir nichts mitteilen. Das Inserat wird ja auch nie verbrochen werden. Das hieße zwei junge, im Grunde unschuldige Menschen auf einen Turm mit wundervoller Aussicht führen und sie dann 'runterstürzen — den Leutnant wenigstens. Vielleicht ist's auch etwas Eifersucht bei mir.

Ein Sonnenstrahl fliegt durchs Zimmer, gleitet über das silberige Bärenfell, die dunkeln Nußbaummöbel, die Fruchtstücke über dem Sofa, so daß die rotbäckigen Aepfel glänzen — bis zu dem Elefantenzahn an der Wand, dessen winzige Figürchen durcheinander zu wimmeln scheinen wie weiße Ameisen. Auch über Asta Le Forts schwarzes, raffiniert einfaches Kostüm gleitet er, aber ohne Freudigkeit. Als wenn er sagen wollte: „Da habe ich nichts zu suchen.“ Doch in das Goldhaar der Kleinen wühlt er sich ordentlich ein. Es ist ein wollüstiges Glänzen. Ich verstehe den Sonnenstrahl. Ich hätte Lust, meine Taktik zu ändern, mich in diese wonnige Jugend zu verlieben. Ihr kann ich das Köpfchen verdrehen: das weiß ich. Ich kann mir ganz gut denken, daß wir in diesem eleganten Zimmer stundenlang geschwatzt, gelacht haben, und daß ich plötzlich lautlos aufstehe, die Kleine um die schlanke Taille fasse, sie küsse auf das wirre Goldhaar, auf die rosigen Ohren, auf den Schönheitsfleck — und ganz zuletzt auf die unschuldigen Lippen. Sie wird ganz stille sitzen, nur

lächeln wie verzaubert — und dann wieder küssen, ganz weich, ganz süß. Den Leutnant fürchte ich nicht — er wäre so schnell vergessen!

Und wäre ich dann glücklich? Wenn ich früher, sehr viel früher vom Glück geträumt habe, da war's immer blond und jung und lachte aus lichten blauen Augen. Das Glück sieht genau so aus wie Ethel Le Fort. Dennoch — es ist nicht mein Glück.

Auch die grünäugige Asta ist mein Glück nicht; kann es nicht sein! Immer würde sich der Sklave gegen diesen königlichen Nacken empören, das Rätsel der Augen fürchten. Das Weib, das ihr Schicksal an das meine kettet — dem will ich Herr sein und nicht Knecht ... Ja, so ist das Leben. Da sitzt neben mir das blonde Glück, da sind die Millionen, ich brauche mich nicht zu verkaufen und sie sich auch nicht. Aber der Schatten von Tragik, der auf dem schönen Gesichte der grünäugigen Asta liegt, reicht bis zu mir. Ich mag das Glück nicht mehr, dieses Weib reizt mich; der Mann, der brutale Mann wird in mir lebendig. Ich liebe Asta Le Fort nicht, werde sie nie lieben, aber ich will sie unterkriegen und dann — vae victis!



Fünftes Kapitel.

Vierzehn Millionen — wahrhaftig, da kommen auf jede sieben . . ."

„Ach, Unsinn — vier höchstens alle zusammen!" Zuletzt meldet sich noch einer, der genau über fünf Millionen orientiert ist.

Man könnte nach dieser Unterhaltungsprobe annehmen, daß wir uns in einem Millionenklub befinden und Minenaktien oder so etwas Gutes handeln. Dagegen ist es nur eine Scene aus der Herrengarderobe, zu der der reizenden Ethel Boudoir degradiert ist. Die Werte, die gehandelt werden, und deren Kurs in blödsinniger Hausse und Baisse auf und nieder schwankt, sind die Le Fortschen Mädels. Den Tonfall bei dem Handel kann ich nicht recht wiedergeben, er wäre sehr charakteristisch.

Numero eins, der Optimist mit den vierzehn Millionen, ist ein hübscher, großer Linien-Infanterist, zum Boxen kommandiert, armes Luder, aber mit den gesunden Kommißbacken und dem Kommißhunger auf eine fabelhafte Partie. Er kartätscht sich gerade rücksichtslos den dicken blonden Scheitel. Die unwiderstehliche Provinz!

Der Mißtrauische mit den vier Millionen heißt Bomulunder nach seinem Vater, der einen

gleichnamigen Schnaps fabrizierte. Vitriolbaron — ein kluges, habsüchtiges Gesicht auf einer eleganten, geckenhaft gekleideten Figur. Weil der cher Papa Generationen mit Alkohol vergiftete, ist der Sohn natürlich Aristokrat von unausstehlicher Feinheit. Mir war er vollkommen neu. Hatte bei der Vorstellung meinen Namen wohl nicht verstanden, taxierte mich nach dem Monocle und ritt mir seinen Reserve-Offizier vor:

„Ich bin nämlich 23. Husar." — Dafür mußte ich ihn doch etwas ducken.

„Nicht wahr, gelb und grün — Spinat mit Ei? Die stehen da ganz unten im Westen? Ich bin fabelhaft wenig orientiert."

Darauf leichte Verdutzung — ein scharfer Blick über meine Figur, mit der er doch nicht mit kann. „Ah, Sie haben nicht gedient?"

„Etwas doch."

„Pardon."

Seiner Ansicht nach hat es wohl mit der Beförderung gehapert. Ich fahre ganz ruhig fort: „Ich bin 6. Garde-Ulan und war früher in meinem Regiment aktiv." Und da hatte er auch gleich mit Falkenblick in meinem Chapeau claque die „Neunzinkige" entdeckt und knickste. Da wären wir also 'reingefallen mit unserm „Spinat mit Ei", Herr Bomulunder!

Numero drei heißt:

Karl Maria Ignaz Joseph Graf von Serner,
Freiherr von Altenberg und Kabin,
Fideikommißherr auf Altenberg und Kabin
in Rheinpreußen
und
Besitzer der Allodialgüter Raupenheim, Sassenheim,
St. Bartholden i. W.

Auf eine Visitenkarte geht's knapp. Dessenungeachtet

würde ich an seiner Stelle vorsichtshalber immer eine Tafel mit allen meinen Qualitäten auf dem Rücken oder der Brust tragen. Einfacher wäre allerdings, er bände sich einen Bogen weißes Papier vors Gesicht und schriebe darauf: „Dahinter ist nichts.“ Das frühreife Karlchen begnügt sich also mit zweieinhalb Millionen. Wenn man die Schönheit der grünäugigen Asta dazu thut, ist's ein ganz nettes Finanzgeschäft. Ein eingehendes Studium seiner männlichen Reize im Spiegel macht ihn über die Unmöglichkeit eines Korbes vollends klar. — Asta, wenn du wirklich Vollblut bist — und diesen Schemen dir anschaffteſt . . .

Ich selbst beteilige mich an den Taxationen über Le Fortsches Vermögen nicht. Ich bin schlecht gelaunt; ich zerknittere eben meinen letzten Hundertmarkschein (einen von den schmutzigen) in der Hosentasche und habe morgen eine Unterredung mit einem ganz lichtscheuen Wucherer.

Le Forts geben heute ihre erste große Gesellschaft. Ich war neugierig auf das Debüt. Die beste Gesellschaft Berlins ist's nicht. Daraus Schlüsse zu ziehen, wäre falsch. Die Le Forts haben noch keine Gelegenheit gehabt, bekannt zu werden, auszuwählen. Hof und Diplomatie sind ihnen ja ab eo verschlossen. Sonst sind die Arrangements tadellos. Madame kennt sich aus. Auf dem engen Korridor sind sich sechs schwarze Lohndiener beständig im Wege. Trockene Gashitze entströmt dem Dutzend flackernder, überschraubter Flammen. Es ist eine grelle Helle, und wie eine schwere Woge zieht der Dunst von Menschen, neuen Kleidern, verfliegenden Wohlgerüchen durch den Raum.

Dann sammeln wir uns in dem Versailler Salon. Jetzt in dem strahlenden harten Lichte, das die Spiegel kalt zurückblitzen, zeigt er ein ganz andres

Gesicht: ein scharfes, modernes. Das ist nicht mehr die Fratze des Königtums — des Königtums, das in Marie Antoinette zum letztenmal königlich, groß vor der Revolution sich verbeugte, bis ihm das Haupt auf die Füße fiel, — das ist das neue Königtum, der Wechselbalg, den der rote Schrecken gezeugt: der traditionslose Absolutismus der Millionen, den ein neuer roter Schrecken zu Recht richten wird. Der Glanz der neuen Millionen, der harte, höhnische Glanz liegt über den zierlichen Sèvresfiguren, zuckt über das matte Rosa des Atlas, den blendend weißen Lack mit seinen schimmernden Goldlinien; er grinst in dem Metall der Beschläge, dem Marmor des Kamins. Dieser Glanz ist erbarmungslos, wie die Sonne der Wüste, und die Gestalten, die sich an ihm laben, haben etwas Habsüchtiges, Mitleidsloses.

Die Vorstellungen sind erledigt. Ich langweile mich eine Sekunde. Aber ich habe kein Recht dazu. Wer, wie ich, im ewig gleichmäßigen Luxus der großen Salons, der großen Hotels an Herz und Geist verkümmerte, sollte diese neue Welt wie eine Erlösung aus dem Banne des Korrekten begrüßen. Die Gesellschaft ist bunt, seltsam bunt, trotz dem nivellierenden Schwarz des Fracks ohne Orden und der gleichmäßig hellen Damenroben. Sie ist mir so neu, daß sie mich verwirrt. Und doch sage ich mir im Moment, daß ein ganz bestimmtes Ziel diese Gesellschaft verbindet, gleichmäßig macht: es ist der Reichtum oder die Sucht nach dem Reichtum. Und seltsam — in ihr verschwindet völlig die schlanke Jugendgestalt der blonden Ethel. Auch das schöne Profil der grünäugigen Asta verblaßt. Hier herrscht Madame Le Fort, die charakterlose, glatte Linie, sie drängt sich hervor, dominiert. Die kluge Frau hat doch sonst nichts Dämonisches, dennoch erfaßt mich ein Grauen vor ihr. Sie kann kein Blut

sehen; sie hat keine Laster, keine Tugenden — die abgrundtiefe Leidenschaft fehlt ihr, die gewaltige Tragik des großen Verbrechens. Dennoch kann sie morden ohne Wimpernzucken, ohne Gewissensqual, selbst ohne schweren Traum. Sie wird's thun, wenn sie will, nicht wenn sie muß — wohl überlegt, zur richtigen Sekunde, vielleicht mit einer Nadel, die sie dem Opfer ins Gehirn bohrt mit geschlossenen Augen, weil sie nicht einmal den Tropfen Blut sehen kann, der aus der Wunde sickert — oder mit Gift, kühl lächelnd, ohne Schuldgefühl, wie eine Idiotin, weil ihr der sechste Sinn fehlt, der den eigentlichen Verbrecher macht. Sie steht weit von mir, geschieden durch eine Wolke von Wohlgerüchen, dennoch dringt Peau d'Espagne durch. Der heiße, schwere Duft betäubt mich fast, ich möchte fliehen . . . Ich fliehe nicht. Ich weiß, daß ich Unsinniges denke, daß mir die Charakterisierungswut, die sich an diesem Weibe erfolglos versucht, den Streich spielt. Ich werde ruhiger, vernünftig.

Es war gut, daß sich zur rechten Zeit ein sehr praktischer Mentor einstellte. „Sie langweilen sich, Herr Graf?“

Ich sehe einen großen Herrn vor mir mit unendlich weiten Hosen und einer Platte, der blonde Schnurrbart nach amerikanischer Art kurz geschnitten, der Spitzbart nur wie ein Flaum. Es ist ein etwas aufgeschwemmtes, blasses Gesicht mit Schmissen, klug, nicht ungutmütig, aber ich mißtraue ihm trotz der fabelhaften Ungeniertheit, mit der er mich anredet, wie er jeden König auch angeredet haben würde. Er heißt Leßmann, in seinen Kreisen zum Ueberfluß „Doppeldoktor jur. et phil.“, — obgleich seine Diplome in keinem europäischen Archive aufgefunden werden können. Er klopft mir auf die Schulter und sagt in sonderbarem Altmärkisch mit

rollenden Rs: „Wo ein Aas ist, da sammelt sich das Geschmeiß. Sehen Sie den Knäuel dort, Herr Graf, um den dicken Le Fort? Das sind die Schakale, die sich um die Fetzen reißen." Ich stecke mein Monocle ein, um besser sehen zu können. Aus der schwarzen, erregten Menge schauen ein paar habsüchtige Gesichter. „Wissen Sie, warum Herr Le Fort in Berlin ist?" fragt der Doppeldoktor weiter.

„Keine Ahnung."

„Dann kann Ihnen geholfen werden, Herr Graf. Herr Le Fort hat einem schwedischen Ingenieur eine Riesenentdeckung abgekauft und will das Patent jetzt in allen Ländern verwerten, in Berlin ein riesengroßes Etablissement gründen. — Verstehen Sie etwas von Heizungsanlagen?"

Ich kann darauf nur lächeln.

„Ich auch nicht," bekennt Leßmann ironisch. „Jedenfalls handelt es sich aber um eine vollkommene Revolution auf diesem Gebiete. Hunderte intelligenter Leute haben versucht, den Kohlenstaub gewinnbringend zu verwerten, den Stein der Weisen hat aber nur Le Forts Schwede gefunden. Früher heizte man die Maschinen mit Kohlen, in Zukunft wird man sie nur noch mit Kohlenstaub heizen. Auf eine sehr sinnreiche Weise wird nämlich der Kohlenstaub zur Explosion gebracht und entwickelt eine ganz unglaubliche Heizkraft. Sie können sich denken, was das für eine Erfindung ist. Die Entdeckung des Rübenzuckers, des Holzfaserpapiers sind die lallenden Laute eines Waisenknaben dagegen — die ganze Maschinentechnik wird sich ändern. Mit dieser Erfindung ist vielleicht das größte Geschäft des ganzen Jahrhunderts zu machen. Herr Le Fort weiß das. Aber selbst seine Millionen, die er in Goldshares gemacht hat, reichen nicht dazu, das Unternehmen in ganz großem

Stile zu inscenieren. Nun sucht er sich eine Gesellschaft zusammen. Kapitalisten zu finden, wäre eine Kleinigkeit. Morgen den Prospekt auf den Markt gebracht — und nachmittags sind zweihundert Millionen schon überzeichnet. Um das zu thun, ist aber Herr Le Fort ein zu kühler und selbständiger Geschäftsmann. Wenn die ganz großen Banken und ihre Millionen ihm überall die Nase 'reinstecken können, macht er nicht den Hauptrebbes ... Herr Le Fort will sehr gern Kapitalisten viel verdienen lassen, aber es müssen stille Socii sein, die ihm nichts dreinreden. — Wie denken Sie über solche Kapitalanlagen?"

Ich will mir den Mann abschütteln. „Gar nicht, Herr Doktor," antworte ich kühl. — Denn ich mißtraue dem Menschen. Ist er beauftragt, mich zu interviewen? Seit eine Biertischbemerkung von mir als höchst bedeutsame Auslassung eines hohen Petersburger Diplomaten durch alle Zeitungen ging, bin ich für Interviews nicht mehr zu haben. Aber interessant ist die Mitteilung des Doppeldoktors doch Also Le Fort ist Spekulant, Großspekulant mit dem echt amerikanischen Goldfieber, das ihn zu keinem ruhigen Genusse seiner Millionen kommen läßt. Asta könnte über Jahr und Tag die reichste Erbin Berlins sein. Reizt dich denn das gar nicht, Louis Carén? — Nein.

Nun verstehe ich auch den ewig mißmutigen Koloß, den man nie sieht, nur in seinem Arbeitszimmer schnaufen hört. Das ist die ganz echte Goldbestie, die die kleinen Vermögen allesamt verschlingen möchte. Das ist die famose freie Konkurrenz, die wieder einmal die in Industriepapieren angelegten Millionen entwerten, um ein Butterbrot ankaufen und dann in der eignen Hand vollwertig machen will. Und das Pack, das sich um ihn drängt?

Es sind ganz gute Namen darunter, Chargen, Titel — aber sie alle wollen etwas haben, sind angesteckt von diesem Goldhunger, der ihr Mark verzehrt, ihr Herz, ihren Geist. — Ich begreife sie nicht. — Und vielleicht ist's gerade ein gütiges Schicksal, das mich auch in diesen Abgrund schauen läßt. Vielleicht erweitert das Verständnis dieser wirtschaftlichen Fragen auch mein diplomatisches. Das ist die praktische Nationalökonomie, die der geniale Roscher mir nur theoretisch beibringen konnte. Es scheint, daß ich mich zu vertiefen beginne. Es scheint . . .

Denn wie jetzt Madame Le Fort mit ihrer schlanken Gestalt im seegrünen Spitzenkleid auf mich zukommt, ist alles verflogen.

„Wir sind etwas einsam, Herr Graf?"

Ich verschanze mich hinter meinem Monocle, bin blasiert. „Ist man das nicht stets etwas, gnädige Frau?"

Sie sieht mich strafend an. „Herr Graf?"

Das könnte ich jeden Tag zu mir mit noch größerem Nachdrucke sagen. Uebrigens verzeiht Madame schnell. Sie hat den Wunsch, mich zu guter Laune zu zwingen. „Es ist etwas bunt, ich gebe zu — die Herren wenigstens. Mein Mann ist eben zu solchem Verkehr aus Geschäftsrücksichten gezwungen. Aber nehmen Sie sich doch der Damen an." Sie mag wohl meinen Blick verstanden haben, den kalten, gar nicht gutmütigen Blick, den ich auf unsre Flora werfe. Ich habe häßliche Arme dabei gesehen und falsche Perlen. Das reizt mich nicht gerade. Und dann sind die Damen sehr in der Minderzahl: drei semmelblonde Engländerinnen aus einer Pension, etwas nicht ganz blutreine Hochfinance mit stark dekolletierter Büste und fabelhaften Brillanten; ich habe Angst, von diesen Leuten eingeladen zu

werden; — einige anspruchslose Freundinnen von Ethel aus der Malstunde; — (Fräulein Asta hat natürlich keine Freundinnen. Sie reitet und zwar nur allein und nur in der Bahn) — zuletzt eine überreife Brünette — rollende Augen — gemeiner Mund, der nach meiner Ansicht über der Oberlippe rasiert ist; sie soll nachher deklamieren und hat mir bereits versichert, daß sie ihre goldene Uhr verloren hätte und auf den Jett-Chronometer im Armband angewiesen sei. Soll ich vielleicht meine letzten hundert Mark dazu verwenden, um ihr eine Uhr und mir eine große Liebenswürdigkeit zu kaufen? Armes Mädchen!

Die Hauptperson habe ich natürlich übersehen. Madame muß mich extra auf die Perle aufmerksam machen. Sie tippt mir auf den Arm. „Sehen Sie die Blondine da, Herr Graf, die eben mit Herrn Bomulunder spricht?“ Ich erblicke eine blasse junge Dame, die ich zuerst für ein Stubenmädchen gehalten hatte. Sie ist bescheiden abgetakelt — ungefähr so reizvoll wie ihre zementplombierten Zähne. Ich bin im Begriffe, eine Malice zu antworten, ahne aber noch zur rechten Zeit irgend einen schleierhaften Zusammenhang zwischen der Dame und mir. „Die ist für Sie bestimmt, Herr Graf, eine veritable Gräfin. Nun?“

„Gnädige Frau sind die Güte selbst!“ Madame kennt wenige Aussprüche aus meinem Diplomatenmunde, die größere Lügen sind. Sie schwebt auch gleich wieder davon. Und ich verspüre Lust, noch vor dem Souper zu gehen. Hat die Frau wirklich mephistophelische Anlagen, daß sie ausgerechnet einen bettelarmen Grafen mit einer bettelarmen Gräfin zusammensetzt — oder ist das nur die Quittung über meine Le Fortschen Besuche?

Mich interessiert dieses Gesellschaftsdebüt nicht mehr. Ich setze meine kühlste Maske auf, das

Monocle liegt wie eine Eisscherbe auf dem ausdrucks-losen Auge. Ich bin mit mir zufrieden.

Die Paare ordnen sich zum Souper. Wir machen der veritablen Gräfin die ganz leichte Verbeugung und zaubern dafür ein holdes Erröten auf die Wangen der stark Achtundzwanzigjährigen. Wir sind auf diesen Erfolg nicht stolz.

„Herr Graf Serner, ich bitte — Herr Graf Carén, hier — bitte sehr, Herr Bomulunder.“ Warum gerade Madame diesen Bomulunder, den sie zuletzt nennt, so liebenswürdig anlächelt? Ich habe Madame niemals weniger verstanden als heute.

Aber seien wir gerecht. Madame hat Geschmack. Sie hat das gotische Eßzimmer nicht durch die grellen Lichteffekte des Reichtums entweiht. Hier herrscht Stimmung, Poesie. Hier werfen die rotbeschirmten Lampen einen weichen Dämmerglanz, gerade stark genug, um die gediegene Pracht des breiten Riesentisches matt zu vergolden. Was dahinter, liegt im Halbdunkel, in träumerischer Verschwommenheit, aus der die Spitzbogen des eichengeschnitzten Büffetts feierlich-ernst hervorschauen, als wär's eine Kirche. Wenn nur die Menschen nicht wären! Neben mir sitzt Ethel mit dem Schnapsbaron, ihnen gegenüber Asta mit Serner. Ich sehe die Grünäugige nicht, ich kann sie gar nicht sehen, denn zwischen uns drängt sich eine silberne Blumenschale, deren dunkle Rosen sich rechts und links auf die hellgelben, durchsichtigen Lampenbassins neigen.

Ich könnte träumen — die veritable Gräfin würde es mir vergeben. Ich träume nicht. Ich will heute gerade der elegante Schwätzer, der internationale Attaché sein, ich will Madame Le Fort beweisen, daß der Pfeil vorbeigeflogen ist, daß Graf Carén sich glücklich fühlt, endlich einmal neben dieser abgekühlten Standesgenossin sitzen zu dürfen — ich

will vielleicht auch hören, was die beiden mir gegenüber reden. Ich bin der Gesellschaftsautomat, der sich in hundert Galadiners bewährte, der konversiert, ohne zu denken, geistreich ist, ohne eine Spur von Geist zu haben — der alles sagt, was er nicht denkt, der alles hört, was er nicht hören soll. Wozu umschwebt uns Diplomaten die Wolke von Vornehmheit, Reichtum, bestem Drill — und wir sollten diesen Vorteil nicht benutzen! Ich bin bankerott, ich habe einen lumpigen Hundertmarkschein als letztes in der Tasche, dennoch war ich anmaßendem Reichtum gegenüber nie anmaßender. Ihr gebt einen ganz unvergleichlichen Bordeaux, die Flasche vielleicht zu sechzig Franken? — Das ist gerade gut genug für mich. Eure sechs Diener laufen mich fast um, weil sie das glänzende Menü mit seinen Anhängseln kaum servieren können — meine Diener sind viel besser dressiert! Haselhuhn? — Ich esse überhaupt nichts andres. — Indische Vogelnester? — Ohne die müßte man ja verhungern. — Ich bin blasiert, Narr, so unvornehm wie möglich, aber dieser Gesellschaft imponiere ich. Bomulunder fängt schon nach dem vortrefflichen d'Yquem an, es mir nachzumachen, und Serner, das Schaf! — wußte ja selbst nie, was echt oder Talmi bei der Aristokratie ist. Ich höre eine häßliche, absolut klanglose Stimme, meine Stimme; ich sehe in dem Silber der Jardiniere vor mir mein alles verachtendes Konterfei und finde, daß niemand mehr verdiente, geprügelt zu werden, ich höre meiner Unterhaltung zu wie einer fremden.

Und ich habe Erfolg. Ich stecke schon die veritable Gräfin mit meiner Parvenusverachtung an.

„Major" — „Majorat" — „Ahnen", irgend so etwas habe ich noch im Ohr. Und dabei hebt die veritable Gräfin die spülichtfarbenen Augen plötzlich voll beneidenswerten Stolzes nach den Le Fort-

schen Töchtern mit ihren echten Spitzen und ihren echten Juwelen, um sie dann wieder mit Befriedigung auf die eignen bleichsüchtigen Sommersprossenhände zu senken. Nee — Eindruck machst du nicht, „Veritable“! Ich habe dich beinah eher vergessen, als ich dich gekannt habe. Das ist eigentlich unaristokratisch. Es giebt ja Standesgenossen, die Prinzessinnen leidenschaftlich gerne heiraten möchten, wenn sie auch arm, häßlich und hausbacken sind, wie ein großer Teil der Legitimität überhaupt. — Aber ich fasele, konversiere, schneide die Cour — aufgezogen ist der Automat Carén ja!

Der Automat Carén weiß das wenigstens, persifliert sich selbst. Jedoch ihm gegenüber sitzt ein richtiger Automat, wenn er auch etwas langsamer funktioniert — aber ein echter, ganz echter. Graf Serner würde mich vollkommen blödsinnig ansehen, wenn ich ihm die simpel-einfache Konstruktion seiner Maschine auseinandersetzte. Und hinter der rosenumrankten Mauer der Jardiniere höre ich die andre Konversation, wie das schlechte Echo meiner eignen.

„Ja, gnädiges Fräulein, wie man ohne Berlin existieren kann — mir schleierhaft! Mir kostet's direkt Ueberwindung, mal acht Tage im Sommer auf meine Güter zu gehen. Da ist alles so altmodisch, träge, auch die Landluft — ich bekomme melancholische Anwandlungen.“ — Ich sehe dein Vogelgesicht nicht, frühreifes Karlchen, aber ich ahne, daß du die dummen, runden, braunen Vogelaugen verdrehst. Seit wann leiden Rhinocerosse an Schwermut? Oder hast du je einen gemütskranken Fisch gesehen — du? Merke dir, ohne Geist kann man beim besten Willen nicht geisteskrank werden.

„Ich verstehe das nicht ganz, Herr Graf. Ich liebe das Land leidenschaftlich; nur muß es sehr weit

von den großen Städten sein. Aber Sie haben wohl hier Ihre Interessen, Ihre Freunde?"

Serner fühlt die Wahrheit. „Jawohl, gnädiges Fräulein, es ist die Anregung, die Weltstadtluft, die ich haben muß." Na, so 'n Lügner! Sag doch mal, was das für Interessen gewesen — sind — sein werden! Sein Lebenslauf ist seit einem kläglichen Durchfall durchs Fähnrichsexamen immer derselbe. Um zehn Uhr der Thee im Bett, dann der Lindenbummel, dann das Frühstück bei Dressel — Mittag im „Monopol" oder „Savoy" — abends die Operette im Lindentheater und zum Nachtisch die kleinen Mädchen im chambre séparée. Das ist unabänderlich, das ist die Unsolidität eines Philisters; derselbe Rotspohn, dieselbe Sektmarke, dieselbe Importe! Niemals der Wunsch nach einer Tollheit, meinetwegen einem Jeu, bei dem einem die Haare zu Berge stehen — niemals der Ekel vor sich selbst. Und mit so etwas spricht die grünäugige Asta!

Sie spricht sogar sehr viel, sehr liebenswürdig, flach, und immer liebenswürdiger, flacher; gerade als wenn meine wachsende Banalität ihr ein Sporn, ein Stachel wäre, endlich einmal aus sich herauszugehen, das wahre Gesicht zu zeigen: das Nichts. Ist das dein wahres Gesicht, das ureigenste, letzte, das ich bei diesem Parvenudiner schaue? — Du kannst diesem Serner folgen, der jedes Wort erst suchen muß — ohne nervös zu werden? Du kannst diesen trägen Geist so mit fortreißen, daß er stottert vor Ueberanstrengung? Du kannst ganz hell lachen über den faden Witz, dessen Pointe er erst langsam von der Decke ablesen muß?

„Gnädiges Fräulein, es ist doch ein wahrer Genuß, wenn man einmal bei allen seinen möglichen und unmöglichen Bekanntschaften endlich eine Dame findet, die man versteht, von der man verstanden wird."

„Ich finde auch, Herr Graf, daß wir uns sehr gut unterhalten." Die Grünäugige sagt das laut, fast provozierend.

Herrgott des Himmels! Und da fühle ich einen unwiderstehlichen Kitzel, den Trumpf daraufzusetzen. Ich sage vielleicht die größte Geschmacklosigkeit meines Lebens zu meiner Nachbarin: „Man fühlt sich doch nur wohl unter sich, Gräfin." Darauf senke ich schnell mein Haupt auf den Eisteller. Ich bin rot geworden, dunkelrot — nicht aus Scham vor den andern, sondern aus Scham vor mir selbst. Und als ich wieder aufsehe — seh' ich durch das dunkle Rosengewirr der Jardiniere hindurch auf einmal zwei grüne Augen, zwei Augen, heiß, tief in der flimmernden Glut der Empörung. Es sind Astas Augen.

Verstehen wir uns beide falsch, spielen wir beide die Komödie mit verblutenden Herzen? — Ich keinesfalls.

Gott sei Dank, daß auch gleich in dem Papageigeschrei der Tafel die charakteristische Gesprächspause eintritt, in der sich Herr und Madame Le Fort verständnisvoll ansehen und den Tisch aufheben. Vomulunder leckt pflichtschuldigst sämtlichen edeln Frauen die Hand, am innigsten aber seiner Tischdame, die von der Huldigung viel weniger erbaut ist als ihre Schwester von dem gräflichen Handkuß. Ich markiere den Engländer und thue nichts dergleichen.

„Vielleicht tanzt die Jugend noch etwas?" fragt mit ihrem eleganten Lächeln die Dame des Hauses. „Und Sie, meine Herren, daß Sie sich im Rauchzimmer nicht gar zu heimisch fühlen!"

„Aber gnädige Frau, wie könnten wir!"

Selbstverständlich tanze ich nicht, obgleich ich schon von einer Königin zur Mazurka befohlen wurde. Es paßt ja auch besser zu meinem Hyperblasé,

Terpsichore zu verachten. Aber ich folge doch gehorsam der Gnädigen in den zum Ballsaal avancierten Salon. Die Brünette wird uns Bürgers „Lenore“ vorgruseln und vorwinseln: „Sind vom Stamme jener Asra, welche sterben, wenn sie lieben“. Es ist sehr gut gemeint. Wenn man nun aber einmal zu dem Asrastamme nicht gehört und bei den packendsten Stellen immer daran denken muß, daß die Deklamatrice häßlich, daß sie bezahlt ist, daß sie so gern ihre goldene Uhr wieder haben möchte, die sie nie verloren hat ... Das ganze Leben ist wie eine solche Deklamation: wer etwas davon haben will, darf die Deklamatrice nicht ansehen.

Louis Carén ist unter die Grübler gegangen. Zu diesem Zwecke hat er sich Astas Boudoir ausersehen, das die glänzende Zimmerflucht schließt. Erinnerungen hänge ich nicht nach. Wenn die Grünäugige den Serner ihrer für würdig hält, so ist sie auch seiner würdig. Aber ich bin müde. Und das Zimmer ist still, auch nicht sehr hell; die Töne des Walzers dringen nur ganz verschwommen herüber, vermischt mit Lachen und Geschwätz, von dem ich, Gott sei Dank, nichts verstehe. Hier will ich ausruhen von der Komödie, die die da drüben noch weiterspielen. Von Asta Le Fort ist in dem Raume nichts — höchstens der Elefantenyatagan, auf dem weiche, behende Lichter spielen. Ich hüte mich, ihn anzusehen, weil er mich reizen, mich an dieses hohle Geschöpf erinnern würde. Und das andre ist alles so neu, so blank, die Parvenuherrlichkeit, über die man lächelt ...

Morgen kommt der Wucherer. Uebermorgen werde ich vielleicht wieder Geld haben, zu zweihundert, dreihundert Prozent — mir egal! Aber es ist das erste Mal, daß ich den schmutzigen Weg gehe. Wie hieß doch der Regimentskamerad, der Wechsel

fälschte? . . . Wer weiß, wie man selbst endet? Warum kommt mir all mein Leichtsinn abhanden?! — Der gelbe Schuft wird ewig leben, die Tante nie sterben . . . Und ich vergrabe mich tiefer in den Fauteuil. Der Tiergarten drüben rauscht, die Zweige nicken, ein heller Mond wirft weißes Licht auf die weiße Straße. Eine Droschke „zweiter" trottet vorüber — trapp . . . trapp. Dann Stille. Wieder setzt die Musik zu einem scharfen Galopp ein: surrender Schnellschritt, schleifender Walzer . . . Ich bin ein guter Tänzer. Aber wie kann man eigentlich tanzen?

Und da muß mich auch jemand stören. Es ist ein feiner, elastischer Frauenfuß — ich fühle ihn mehr; eine weiche, liebenswürdige Stimme sagt: „Herr Graf Carén?"

Es ist die kleine Ethel, die mich lange gesucht und endlich gefunden hat. Ich will aufspringen, sie aber beugt den reizenden Kopf auf meine Schulter und flüstert: „Bleiben Sie doch sitzen — ich hole mir den Hocker hier heran . . . so . . . Vielleicht ist's unpassend, Herr Graf? — Sagen Sie's mir nur!"

„Aber gnädiges Fräulein!"

Dann sieht sie mich prüfend an. „Wissen Sie, daß Asta gräßlich ist heute? — Es ist überhaupt gräßlich! Ich möchte viel lieber den Abend hier mit Ihnen ganz allein zusammensitzen, Herr Graf! Sie wollen einen doch nicht gleich heiraten!" — Darauf muß ich lachen. — „Ja, lachen Sie nur! . . . Mama ist auch gräßlich. Warum mußte Sie mich eigentlich partout neben diesen Bomulunder setzen? Ich wollte Sie als Tischnachbarn haben, denn Asta . . . Soll ich aus der Schule plaudern, Herr Graf? — Mit Asta zanke ich mich jetzt täglich — ich kann furchtbar ungezogen sein — und zwar

Ihretwegen! Was haben Sie eigentlich mit Asta vorgehabt?"

„Soviel ich weiß, nichts."

„Ich weiß auch nichts. Aber Asta mag Sie nicht, Asta hat sich gerade den Grafen Serner gewünscht. Wer hat nun recht: Mama, die behauptet, Sie würden Millionen erben und hätten eine ganz große Carriere vor sich — oder Asta, die Sie mit einem einfachen Achselzucken abthut? — Sehen Sie, ich glaube, daß Mama ganz gewiß recht hat."

Dagegen ich: „Ich glaube nicht, gnädiges Fräulein."

Das will sie aber absolut nicht gelten lassen und hält mir fast den Mund zu. „Aber sie soll recht haben, ich will es, und Asta soll unrecht haben! — Deswegen brauchen Sie noch lange nicht zu denken, daß ich meine Schwester nicht sehr lieb habe ... Asta ist weder kühl noch altklug, sie könnte, glaub' ich, einmal eine rasende Dummheit begehen. Haben Sie keine Angst, Herr Graf, daß sie mit Ihnen diese Dummheit begehen wird. — Sie sagt nun freilich, sie hätte noch niemals geliebt. Das ist gewiß nicht wahr. Ich habe mich zum Beispiel zum Sterben in meinen deutschen Lehrer verliebt und dann in einen Dresdener Gardereiter auch zum Sterben, aber ich bin überzeugt, ich wäre sterbensunglücklich geworden, wenn ich sie gekriegt hätte. Auf die wahre Liebe warte ich noch."

„Und glauben Sie, die bei Herrn Bomulunder nicht zu finden?"

Sie schüttelt sich in reizendem Ekel: „Der raspelt so schrecklich Süßholz! ,Gnädiges Fräulein haben so wundervolles Haar — gnädiges Fräulein haben ... haben ... haben.' Ach Gott, was soll ich nicht alles für Reize haben! — Und wenn ich sie hätte, so will ich sie doch nicht für diesen

Bomulunder haben. — Wollen wir uns verschwören, Herr Graf?“

Mir ist das etwas schleierhaft, und ich erwidere: „Wie das, gnädiges Fräulein?“

„Nu — ich verscheuch' Ihnen den Grafen Serner und Sie mir den Bomulunder.“

Es war der Moment, wo das reizende Spiel in eine ernste Phase kam. Du kennst mein Inneres noch lange nicht, süßer Blondkopf! Ich bin verlebt, habe perverse Gelüste. — Deine Schwester als Geliebte? Sehr willkommen! Aber als Frau — nie! Und das sagte ich ihr denn auch, wenigstens das letztere: „Gnädiges Fräulein, ich habe aber gegen den Grafen Serner gar nichts. Findet Fräulein Asta Le Fort an ihm Geschmack, oder umgekehrt, so kann ich nur grutulieren. Serners sind uralter Adel, schwer reich — auch die gesellschaftliche Stellung ist beneidenswert.“

„Ist das Ihr voller — voller Ernst, Herr Graf?“

Ich sehe die blonde Ethel an, sehr ruhig, und sage: „Ich scherze nicht, gnädiges Fräulein.“

Da schüttelt sie das reizende Köpfchen, und ein Zug von süßer Schwermut fliegt über das Gesicht. „Sollte ich Sie so überschätzt haben, Herr Graf ...“ Sie wollte noch etwas sagen, aber ein Stärkerer störte unsre gegenseitige Beichte.

Madame Le Fort erscheint und wünscht dringend, daß Ethel dem Tanz und dem Schnapsbaron zurückgegeben werde. Die Kleine thut's schmollend. Und es sollte eine starke Spitze gegen die Mutter sein, als sie mir im Weggehen zurief: „Haben Sie den Herrn von Jaromir noch nicht gefunden?“ — Ein strafendes Lächeln von Mama — ich befinde mich mit Madame allein. Nur einen Moment.

Sie ist liebenswürdig, schilt mich: „Wie kann

man seine gesellschaftlichen Talente so vernachlässigen, Herr Graf!" Von Serner kein Sterbenswort. Auch von Asta nicht. Aber als sie auf Bomulunder kommt, denke ich an die Verschwörung mit der Kleinen und an die Thatsache, daß Le Forts mir doch nichts nützen können.

„Und wie finden Sie Herrn Bomulunder, Herr Graf?"

Die Gnädige möchte ein Kompliment haben — ich höre es am Tonfall. Aber der Teufel reitet mich. Ich setze das Monocle fester und sehe so dumm wie möglich drein: „Bomulunder? — ist denn das ein Mensch? Ich dachte, das wäre nur ein Schnaps."

Madame zuckt nicht zusammen, Madame bleibt Weltdame. Madame lächelt leer. „Sie waren schon witziger, Herr Graf." — Das muß ich zugeben, auch daß das Alleinsein in Astas Boudoir wohl reizend auf meine Nerven, nicht aber auch kräftigend auf meinen Verstand wirkt. Madame eskortiert mich an ihrem Arm zurück durch das gotische Speisezimmer, den Tanzsaal, wo eben die veritable Gräfin schimmelt — bis zu dem Rauchzimmer gegenüber.

Ich soll durch Schnaps und Nikotin in eine gute Stimmung versetzt werden.

„Da wäre ja der Hauptaktionär!" Natürlich schreit mir das der Doppeldoktor entgegen. Ich muß irgend eine angeregte Börsenunterhaltung unterbrochen haben, denn die Augen glänzen allesamt sehr lebhaft, und ich werde stark beglotzt. Ich bin kühl, habe gar nicht den Wunsch, mich mit diesen Spekulanten zu verbrüdern. Der Doppeldoktor merkt's und läßt mich zufrieden. Ich hocke auf einen Lutherstuhl, den mir Herr Le Fort selbst herangeschoben hat.

Handelt der Millionär vielleicht noch mit Schnäpsen und Importen? — Edles Kraut, die kostbarsten Marken ... aber wozu die Verschwendung? Wozu

diese vollen Kisten mit den aufdringlichen goldenen Bauchbinden? Das ist zu viel, Herr Le Fort, das ist Parvenumanier, zumal du selbst inmitten dieses Ueberflusses dasitzst mit einer kurzen englischen Schifferpfeife zwischen den Zähnen. Du verachtest die Feinschmeckerei der „Echten". Du hast ein Recht dazu, denn so mit der Pfeife im Munde, ohne Finessen, ja eigentlich ohne Geschmack, hast du deine Millionen zusammengerafft, und so schmeißt du die Brosamen deines Reichtums deinen Gästen vor: hier nehmt's! Warum schiebst du uns nicht mit dem Fuße die Zigarrenkisten hin? — Die andern merken's nicht. Sie rauchen hastig ganz dicke Wolken, um so viel wie möglich von diesem edeln Gifte zu verschwenden, sie werden auch noch zwei Festrüben in Stanniol auf ihren Heimweg nehmen. Aber du vergißt den Grafen Carén, der vielleicht um so empfindlicher ist, weil er nichts mehr besitzt. Er hütet sich vor den Riesenimperials, die er in aller Mund erblickt. Er raucht eine ganz kleine Capitana mit dunkelm, blankem Deckblatt; sie ist mäßig, aber er raucht die billigste, unscheinbarste, weil er die Mauer markieren will, die sich zwischen der geschmackvollen Tradition und den zusammengerafften, geschmacklosen Millionen aufbaut. Und wenn er so lange zwischen den unzähligen Schnapsflaschen umhersucht, unhöflich langsam, wenn er den Kräuterduft der grünen Chartreuse verachtet, die Rubinfarbe des holländischen Sherry-Brandy nicht zu sehen scheint und über die bauchige Flasche eines uralten Cognac einfach hinwegsieht und sagt: „Haben Sie keinen Gilka oder . . ." — Die andern erraten, was ich sagen will, und schreien „Bomulunder!" Ein tolles Gelächter entsteht. Sie halten's für einen Witz — es soll keiner sein — sondern nur eine Kritik für Le Forts und ihre Gesellschaft.

Vielleicht ist's Stimmung bei mir, der schmutzige Hundertmarkschein, der mich nervös macht — aber auch das Zimmer ist das Zimmer eines Parvenus. Es paßt zu dir, das schwere, geschnitzte, nagelneue Eichen, dicker Koloß! Sieh mal, eine Renaissance-Einrichtung ist schön, sie hat etwas Herbes, Unnahbares (wie deine Tochter) — Renaissance hat etwas von der Antike, und das ist natürlich; aber sie ist aus ihrer Zeit herausgewachsen, aus einer großen Zeit. Und du versetzt sie in die Händelstraße, in die Mietsvilla. An dem Riesenschreibtisch mit dem Riesenstuhl sollte Cesare Borgia sitzen mit der Riesensinnlichkeit und der dämonischen Herzenskälte. Und in dem hohen, eichengefaßten Spiegel sollte Lucrezia ihr schönes Angesicht schauen — die Schwester, die Heilige von Ferrara! Ha! Und in den goldverzierten phantastischen Gläsern auf dem Paneel müßte das farblose Gift leuchten, das nach der Mär die Brut Alexanders VI. so gut zu brauen verstand. Und dafür sitzt hier Monsieur Le Fort mit dem englischen Kotelettebart, dem brutalen Gesicht ohne Güte, der Schifferpfeife, und um ihn die kleinen Schakale mit der Gier nach dem Golde, dem Fetzen des Reichtums, den sie dem Löwen entreißen möchten.

„Das ist ein Mann von mindestens fünftausend Mille."

„Ja, der ist kolossal reich."

„Und alles in zwei Jahren mit Grundstückspekulationen im Westen."

Herr Le Fort schweigt. Er verachtet dies Lallen.

Aber mich reizt es doch, immer wieder zuzuhören: es liegt ein merkwürdiger Kitzel in dieser Geldunterhaltung. Die Leute haben wahrscheinlich allesamt nichts, verstehen nichts von irgend einem Geschäft. Die Kohlenstaubverbrennung ist ihnen ein böhmisches Dorf — aber in Gedanken im Golde

wühlen zu können, in hunderttausend Mille — je mehr, je besser, und ganz gleichgültig, wie sie erworben —, das ist ihr Genuß, das regt mehr an als Upmann und Chartreuse. Reich werden, maßlos reich — ohne Arbeit, ohne Talent, durch einen Trick, eine Gemeinheit: das ist die fixe Idee, die aus allen diesen Augen leuchtet. Darum kommen sie mir alle so uniform vor, diese Menschen, obgleich sie sehr verschieden sind. Darum vermag ich nicht die einzelnen Typen zu packen, weil sie alle nur wie Spielarten des einen großen Typus, der Geldgier, sind.

Und Le Fort sitzt mitten unter ihnen, die ihm widerwärtig schmeicheln, die ihn ausholen möchten — ganz ruhig, ein unbeweglicher Koloß, um den die Wellen branden. Ist er der glückliche Nabob, den eine Schicksalslaune ohne Schuld zu schwindelnder Höhe hob, und der nun stumpf, dumpf, brutal vor seinem Golde, seinem Götzen sitzt, einem richtigen Fetisch, weil er das sinnlose Walten nicht begreift? Oder ist er das amerikanische Millionenraubtier, das sich vom Schreibtische nicht rührt und mit einem Druck auf den elektrischen Knopf, einer Ordre durchs Telephon die kleinen Opfer erschlägt? — Jetzt gähnt er mit seinem großen Munde, und da kommt er mir wieder vor wie ein Walfisch, der den Rachen aufsperrt, bis ihm die Sprotten den Schlund haufenweise füllen.

In dieser anregenden Beschäftigung, dem Nächsten Gemeinheiten nachzusagen, werde ich wiederum gestört. Wieder ist's die kleine Ethel, die mit einer reizenden Nichtachtung der Milles und des heiligen Rauchzimmers zu uns eindringt. Alles springt galant, dienstbeflissen auf. Vor dem Zauber dieser Rosenknospe verliert auch der Zauber der Millionen seine Bannkraft. Ethel verzieht sehr komisch das Stumpfnäschen angesichts des Qualms: „O,

lassen Sie sich nicht stören, meine Herren! Ich höre schon wieder Mille ... Mille ... Mille ... Ich gehe auch gleich wieder. Herr Graf, Sie aber müssen mitkommen!"

Selbstverständlich bin ich sofort bereit. Zur Vorsicht nimmt sie mich noch unter den Arm. „Und gnädiges Fräulein befehlen?"

Sie läßt sich aber auf keine Erörterungen ein, bis sie mich im Tanzsalon hat. Eine Polka tönt. Damen verbeugen sich vor Herren, die „Veritable" vor Vomulunder. Der Blondkopf macht mir einen ganz leichten, graziösen Knicks: „Damenwahl, Herr Graf! Sie müssen schon mit mir tanzen ..."

Einem solchen Befehle gegenüber würden auch die Gebrechen eines Krüppels machtlos sein. Ich wirble sie ein halbdutzendmal im Zimmer herum; sie lehnt sich so allerliebst an mit der weißen, weichen Schulter — sie denkt sich gar nichts dabei! So bin ich also als Tänzer entlarvt und denke an irgend eine Lüge für die „Veritable", die mich entgeistert ansieht. Aber der Blondkopf läßt meine Reuegedanken gar nicht ausreifen, bedeutet mir mit einer entzückenden Kopfbewegung, daß er von mir in das Eßzimmer nebenan geführt zu werden wünscht. Ich drücke ganz leicht den hübschen vollen Arm, an dem sie mich entführt. Wer wäre Asket angesichts solcher Jugend! Und Ethel verlangt das auch gar nicht von mir.

Im Eßzimmer, wo nur noch die Jardinieren mit den dunkeln Rosen den Tisch zieren, nimmt sie mich in eine Ecke. Ich glaube sogar, sie hat mich an einem Frackknopfe gefaßt. „Wissen Sie, warum ich Sie geholt habe?"

Ich bin wieder mal nicht sehr scharfsinnig.

„Um den Vomulunder zu ärgern und Asta eifersüchtig zu machen!"

„Sehr schmeichelhaft, gnädiges Fräulein.“

„Ach, seien Sie nicht immer so spöttisch, Herr Graf! ... Der Bomulunder hat den ganzen Abend mit mir getanzt, und bei der Damenwahl hole ich Sie — Sie ganz allein, der mit niemand tanzt.“ Sie reibt sich lachend die Hände. „Den Kerl zu ärgern, ist mir ein Hochgenuß! Ich sage Ihnen, er ist zu sehr fade ...“ — fährt sie in reizender Verzweiflung fort — „immer von seinen dreiundzwanzigsten Husaren ... und wie gut er reitet! ... Das dritte Wort ist ‚Herr Lieutenant‘, wenn er von sich was erzählt. — Und er ist doch nur Reserve!“

„Das bin ich auch nur, gnädiges Fräulein.“

„Aber sechster Garde-Ulan und Graf! ... O, Ihretwegen habe ich mir extra eine Rangliste gekauft. Seite 1203, da wimmelt's ordentlich von Prinzen und Grafen! — Das ist so komisch bei Ihnen in Deutschland, wenn einer recht vornehm ist, so hat er ein halbes Dutzend Vornamen: Johann Friedrich August — und eigentlich keinen Familiennamen, genau so wie unser Diener auch. — Im übrigen, bürgerliche Reserve-Offiziere haben die sechsten Ulanen überhaupt nicht. Sie sind das einzige Regiment, das keine bürgerlichen Reserve-Offiziere hat.“

Diese Wahrheit ist bitter, wenn man gerade noch einen schmutzigen blauen Lappen besitzt und die Tabatiere Friedrichs des Großen versilbert hat.

Ethel fährt geschäftig fort: „O, das habe ich ihm auch unter die Nase gerieben: ‚Die vornehmen Regimenter haben doch überhaupt keine bürgerlichen Reserve-Offiziere — nicht wahr, Herr von Bomulunder?‘ Ich kann so falsch sein und so unschuldig aussehen, wenn ich will! Er dachte auch wirklich, ich hielte ihn für adelig, und wurde ganz rot. Der — und Edelmann! Da könnte ich ebensogut Ethel Freiin von Le Fort heißen, ich glaube sogar, noch besser! ...

Aber zu guter Letzt mußte ich bei der Komödie doch lachen, und da kam zum Glück die Damenwahl."

Ich wollte die kleine Unbotmäßige dem Salon wiedergeben, um ihr eine Strafpredigt der Mutter zu ersparen; aber sie that's nicht.

„Nun kommt ja die Hauptsache, Herr Graf! — Fabriziert er wirklich Schnaps, wie der blonde Lieutenant gesagt hat?"

„Sein Vater wenigstens that's, gnädiges Fräulein!"

Darauf schüttelt sie sich in nicht enden wollendem Grauen. „O Gott, Schnaps — Schnaps!" Das häßliche Wort klang so komisch aus ihrem reizenden Mund. Dann aber lachte sie hell auf und sprang vergnügt wie ein Kind auf dem stöhnenden Parkett in die Höhe. „Wenn er mich nochmals ärgert mit seinen dreiundzwanzigsten Husaren, dann sag' ich ganz gleichmütig: ‚Herr Lieutenant, mein allerliebstes Getränk ist Bomulunder . . .' Wie sieht er doch aus, Herr Graf?"

„Braun, achteckige Flasche — das Liter kostet eine Mark zwanzig."

„Das ist sehr billig." Sie scheint etwas enttäuscht. „Aber ich kann ja schrecklich geizig sein und fortfahren: ‚Von Ihnen direkt kann ich ihn doch billiger bekommen, Herr Bomulunder?'"

„Aber gnädiges Fräulein!" mahne ich bei dieser Backfischidee. „Nun führe ich Sie zu Ihren guten Göttern zurück. Ich bekomme heute abend nicht die Strafpredigt von Ihrer Frau Mutter — und der blonde Boxer wartet schon so sehnsüchtig!"

„Thut er das? Um so besser." Die blonde Ethel ist auf einmal sehr kühl. „Bei der Mazurka vorhin, der einzigen, die ich mit ihm tanzte, saß ich wie auf Kohlen — noch ein einziges freundliches Wort von mir — und er hätte gesagt: ‚Angebetete

Ethel, darf ich bei deiner Mutter noch heute um deine Hand bitten? . . .'"

Madame Le Fort gleitet lautlos ins Zimmer. Ich mache irgend eine Verlegenheitsbewegung, die sie ganz richtig deutet. Sie sagt mit unwiderstehlichem Lächeln: „Nur nicht stören lassen, meine Herrschaften! Mein Bruder ist eben gekommen . . . Wenn Sie nachher Zeit haben, Herr Graf . . . Er wird sich gewiß sehr freuen, Sie kennen zu lernen." Sie entschwindet, ohne meine Antwort abzuwarten. Seltsam — wenn das Weib im Zimmer gewesen ist, ist's mir immer, als wenn niemand drin gewesen wäre!

„Ihre Frau Mama ist aber vortrefflicher Laune," tröste ich.

Fräulein Ethel ist andrer Meinung. „Wer weiß! Manchmal ist sie am liebenswürdigsten, wenn sie am böseſten ist. Aber bah! Ich halte mir die Ohren zu . . . Nun brauche ich wenigstens nicht gleich zu dem Lieutenant." Darauf wird sie ernst. Der Ernst giebt so reizenden Köpfen immer etwas Wehmütiges. — „Ich glaube, ich werde mich nie verheiraten, wenigstens nicht glücklich. Einer will mein Gesicht und mein Geld, der andre nur mein Geld. Aber was hier ist . . ." sie tippt mit dem schlanken Finger nach der Herzgegend —, „das interessiert niemand."

„Zum Beispiel mich außerordentlich, gnädiges Fräulein!"

„Sie, Herr Graf? — Sie wollen eine Elege hören, nicht wahr? Ich aber glaube, mir ginge es mit Ihnen, wie es mir mit dem Zeichenlehrer und dem Gardereiter gegangen wäre — ich wäre todunglücklich geworden mit ihnen. Nicht etwa deswegen, weil's eine Kinderei ist, oder weil ich Sie unter keinen Umständen gernhaben könnte, sondern

weil Sie eben etwas suchen, etwas ganz andres, als ich besitze."

„Gnädiges Fräulein sprechen in Rätseln."

„Gewiß, Herr Graf, Sie könnten mich totschlagen, wenn ich Ihnen sagen sollte, was dieses Etwas ist. Aber Sie verdienen dieses Etwas. Seien Sie doch froh, daß Sie's verdienen! ... Sagen Sie — ich bin wieder sehr zudringlich —, haben Sie für meine Schwester Asta gar nichts übrig?"

„Etwas? Nein! Aber alles."

Bei der Ironie wird sie zornig, will fort, und ich versuche, sie meinerseits an ihrem Spitzenärmel zu halten: „Nicht so hastig, gnädiges Fräulein!"

„Lassen Sie mich los, oder ich schlage — ich schlage ganz gewiß!" Und sie hebt schon den Fächer. „Ich bin kein Kind. Und meine Schwester Asta verdient eher alles andre als Ironie."

Darauf verbeuge ich mich schuldbewußt. Mir thut's leid, den süßen Blondkopf geärgert zu haben. Und sie ahnt das auch, ahnt, daß ich ihre Schwester Asta totquälen könnte, ihr aber kein einziges Haar krümmen — so jung und süß und unschuldig ist sie!

An der geöffneten Salonthür dreht sie sich noch einmal um und ruft mir durch die hohle Hand gedämpft zu: „Als was wünschen Sie mich wiederzusehen, Herr Graf? Als Frau Schnapsfabrikant Bomulunder, Reserve des dreiundzwanzigsten Husarenregiments — oder als Frau Lieutenant von ... o, ich weiß meinen eignen Namen nicht! ... auf sechs Monate zum Boxen kommandiert? — Sie haben nur zu wünschen!"

Dann entschwindet der neckische Sonnenstrahl. Das gotische Zimmer ist wieder sehr düster und feierlich.

Ich habe keinen Appetit mehr auf den Bruder von Frau Le Fort — überhaupt auf nichts.

Wieder sitze ich im Rauchzimmer, eingekeilt zwischen dem Koloß und dem Doppeldoktor. Die Unterhaltung ist angeregt. An den wortkargen Grafen hat man sich gewöhnt. Die Leute thun recht daran, denn ob auf dem Eichenstuhle meine Wenigkeit oder eine Gliederpuppe sitzt, kann der Millionenhatz ziemlich gleichgültig sein. Ich höre nur „Mille", immer wieder „Mille" — und höre in Wahrheit nichts. Mich beschäftigt ein andres Problem. — Wie kommen diese Eltern zu diesen Kindern? Erzeuger und Erzeugte trennt eine Kluft; sie sind sich völlig unähnlich. Ist die ganze Vererbungstheorie ein Unsinn? Oder haben wir's mit einem seltenen Spiele der Natur zu thun, die mal frei schaffen wollte, ohne Tradition, ohne Prämissen — oder bin ich zu duumm?

Mir ist's recht, daß die Tanzfarce bald ein Ende hat, daß einige Frauen sich angelegentlich nach ihren Männern erkundigen. Der gewisse Blick — das gewisse Räuspern — man erhebt sich zögernd. Unten halten die Droschken. Madame hat für alles gesorgt. Die Kandelaber im Treppenflure flackern, das pompejanische Rot der Wände leuchtet wie Blut, und die Diener strecken diskret die Trinkgeldhand aus.

Ich verschmähe die Fahrgelegenheit. Ich habe Lust, allein zu sein, zu gehen, zu träumen. Der Tiergarten liegt so hübsch düster-einsam, nur die Blätter rascheln leise, und der Mond wirft fahle Schlaglichter auf die gelben Reitwege. Er soll unsicher sein, der Lustpark Berlins, um zwei Uhr nachts. Meinetwegen. Wenn euch lumpige hundert Mark reizen, meine Herren Verbrecher — kommt und holt sie! Ich hänge ja nicht am Gelde. Aber ohne weiteres gebe ich sie euch auch nicht — ich verlange dafür wenigstens einen Schlag auf die Schädeldecke, der mich für ewig stumm macht. Wär's schade um das schöne Haupt? Sei ehrlich, Louis! Wenn du

den Bericht über deinen eignen gewaltsamen Tod zu verfassen hättest, es würde ein kühler Bericht sein mit dem Schlußsatze: Er starb zu rechter Zeit.

Mit solchen Gedanken wandle ich durch die Sommernacht. Sie ist schwül, schwer; unter dem grünen Walddache brütet die stumme Hitze. Und wenn ein Luftzug durch die Blätter geht, matt, ohne Frische, fast ohne Laut, erstickt von der Schwüle — dann bleibe ich stehen. Im Mondlichte spielen die feinen Blätterschatten auf dem Kies, und die schwarzen Stämme heben sich unheimlicher aus der verschwommenen Helle. Weiter hinten verfließt's in Grau und Grau, in Hitze und Dunst. Ich bange vor keinem Ueberfall, ich horche nur. Es kommt mir vor wie ein Atemzug von weit, weit her, dem allmählich die Kraft erlahmt, der stirbt. Und endlich begreife ich's. Berlin atmet. Er ist so qualvoll-ungesund, dieser Atemzug, er kommt von einem Kranken, den der lärmende Tag über die Not, das Elend hinweggetäuscht hat. Jetzt liegt er fiebermatt auf seinem Nachtlager, und jetzt fühlt er erst den verpesteten Hauch, das Miasma, den Fieberdunst, der mit der ungesunden Schwüle ekel, gierig durch die Mauern und die Fenster dringt, ihn umwogt, drückt, langsam tötet. Und er vermag nichts gegen ihn, er fühlt nur die unsagbare Angst, den Alp — dennoch ist er froh, daß ihm der Gifthauch noch gnädig den verstohlenen, feigen Atemzug zurückläßt, von dem er nicht leben kann und nicht sterben. Ich weiß nicht, wie ich auf diesen blöden Vergleich komme. Aber auch ich fühle den Alp hier in der Natur, im Walde, in der Nachtfrische — ich fühle auch das Gift — ich fühle auch, daß ich selbst ein Kranker bin. Berlin in dem bangen Halbschlummer ist bedrückend. Oder sind nur meine eignen Nerven krank? Was ich vernehme, ist vielleicht der Atem eines Gesunden,

eines traumlos Schlummernden. Ja, traumlos muß der Schlaf sein — denn Berlin träumt nie . . .

Strich. Der schmierige Hundertmarkschein macht mich zum Phantasten. Ich wollte mich schadlos halten für die Abenteuer, die ich im Tiergarten nicht erlebte. Auch waren Le Forts Weine superb, und vielleicht habe ich ihnen zu stark zugesprochen. Jedenfalls je näher ich dem sterbenden Kranken komme, je mehr fühle ich, daß er recht geräuschvoll atmet. Am Brandenburger Thore erkenne ich, daß der Kranke gesund ist.

Ich trete auf den hübschen großen Platz, der die Königgrätzerstraße hier ebenso aristokratisch abschließt wie auf der andern Seite das Hallesche Thor plebejisch. Einige Schutzleute turnen um den großen Kandelaber in der Mitte herum und haben wohl auch die Empfindung, daß man nur den feurigen Laternenlinien rechts oder links zu folgen braucht, um etwas Pläsierliches zu finden. Geradeaus, wo's wie ein Leuchtkäferschwarm durch die Säulengänge des Brandenburger Thores blitzt, bin ich sicher, daß ich etwas Pläsierliches finden muß. Ich habe auf einmal Appetit auf eine Schale „Nuß" bei Bauer, und der kühle Springbrunnen des Riesencafés erweckt mir schon jetzt in der Erwartung angenehme Gefühle. Vielleicht langt's auch noch zu einem „Prince of Wales" in der „Metropolitan Bar", oder — oder . . . Die Nachtlokale liegen so hübsch zusammen. Warum soll ich nicht einmal wieder Patschuli einatmen und falsche Steine sehen und höchstes Berlinisch hören? — Die Moral gehört den Kranken; ich bin, Gott sei Dank, gesund.

Ich setze mich in schärferes Tempo und habe schon den Posten an der Thorwache passiert, als ich plötzlich eine Stimme höre: „Herr Graf! Herr Graf!" Es klingt bekannt und auch wieder nicht. Anstands-



halber muß ich doch etwas nach rückwärts schielen. Und da bin ich aufgeschmissen. Ich sehe zwei Gestalten, von denen die eine der Doppeldoktor ist. Ich murmle einen ingrimmigen Fluch, den ich den Näherkommenden höflich in: „Ach Sie, meine Herren!" verdolmetsche. Im übrigen wäre der Doktor auch der Mann, sich um meine Verachtung oder meinen Aerger gar nicht zu kümmern.

„Wandeln Sie lust, oder wandeln Sie nacht, Herr Graf?"

„Lust."

„Dann sind Sie unser Mann!" Auch die andre Gestalt kommt zögernd etwas näher. Der Doppeldoktor winkt mit dem Stocke: „Immer 'ran, meine Herrschaften. — So, das ist jetzt Mensurabstand. Darf ich Sie bekannt machen: Herr Dr. med. Lister — Herr Graf Carén."

Da bliebe dir also heute nichts erspart, Louis. Natürlich ist der andre der Bruder der Madame Le Fort, der fabelhafte Onkel der grünäugigen Asta. Wir drücken uns nach englischer Manier die Hand — ich kühl, er kühler. Was Asta nur an diesem Manne hat!... Jedenfalls will ich versuchen, objektiv zu sein. Er ist gut gewachsen, groß; ich muß mein gräfliches Rückgrat sehr steifen, um ihm über zu sein — er geht etwas gebückt; ginge er gerade, wäre er mir unbedingt über. Aber Leute mit schwarzen Schlapphüten, lotterigen Jacketts und grauen Beinkleidern ohne Plättfalte kokettieren natürlich mit einer genialen Bummligkeit. Das soll so Künstler, großer Geist sein. Dabei gehört Herr Lister zu den Menschen, denen man die peinlichste Sauberkeit ordentlich anriecht. Wäsche und Zeug altmodisch, aber tadellos, und der schwarze Bindeschlips von einer Façon, deren Geburt ich aus Malice gerne erfragen möchte. Ich habe nun einmal gegen diesen Onkel etwas.

Ich habe es um so mehr, weil ihm die Grünäugige aus den Augen geschnitten ist. Es ist ein vornehmer, sogar schöner Kopf, so scharfe, kluge Linien wie bei Asta; über der schmalen Lippe ein schneeweißer Schnurrbart, die Brauen buschig, auch schneeweiß, und unter der tiefen Wölbung das große, grüne Auge, Astas Auge — aber gut. Ich gebe ihm das ungern zu. Sonst hat er das Gesicht eines Menschen, der sich viel und mit kaltem Wasser wäscht. Wär's einer aus unsrer Sippe, würde ich sagen: „Er trägt sich distinguiert salopp!" So heißt er Lister, und ich werde ihm die Vornehmheit nie zugestehen, sondern nur sagen: „anmaßend salopp". Er ist vielleicht fünfzig Jahr. Die sieht man ihm an, zum Unterschied von der Schwester, der man auch die siebzig nicht ansehen würde.

Jedenfalls ist Graf Carén bei Herrn Lister durch Asta Le Fort schon lange empfohlen — aber nicht gut! Ich seh's an dem flüchtigen halben Blicke, den er mir gönnt. Dabei ist der Blick trotz der Flüchtigkeit scharf, kritisch, und die grünen Augen flackern in starker Voreingenommenheit. Mir kann's gleichgültig sein. Bei dem, was ich von Asta Le Fort gern haben möchte, wird er mir doch nie behilflich sein. Wir haben eben gegeneinander die Abneigung à tout prix. Er liebt meine Laster ebenso heiß wie ich seine Tugenden. Wir sind aufeinander gehetzt, lange ehe wir uns kannten, und benehmen uns entsprechend. Er mit der bescheidenen Höflichkeit, die besser abschließt als ein Stahldrahtzaun — ich mit der höhnischen Kälte, die so einladend wirkt wie die Portalaufschrift: „Vorsicht! Böse Hunde!" — Und dann bin ich auch der Jüngere, der Lasterhafte; mir macht's Vergnügen, eine Gefühlsroheit zu äußern, die ich weiß Gott nicht besitze.

„Sie waren schon früher in Berlin, Herr Graf?"

Das ist so hübsch, leicht, konventionell von Herrn Lister gefragt. Ich brauche nur zu antworten: „Allerdings, man amüsiert sich eben nur in Berlin" — und ich habe den Blödsinnsrekord des frühreifen Karlchen um unzählige Längen geschlagen. Aber wir wandeln gerade über den Pariser Platz, der mit seinen stummen, weißen Palais, seinen abgestellten Fontänen, seinen unbewegten Blumenbosketts so aristokratisch tot daliegt. Und ich fühle, daß ich hier thatsächlich der Stärkere, der Graf, der Flaneur bin, der keinen Bürgerlichen in dieser schlafenden, vornehmen Welt für Gottes Geschöpf anzusehen braucht — genau wie bei Tage. Ich erwidere drum: „Ja und nein, Herr Lister . . . Ich war hier ein Jahr aktiver Offizier und kenne außer dem Staube des Tempelhofer Feldes ungefähr ein Häusercarré da so 'rum. Das genügt mir auch vollständig. Wenn ich übrigens scheußliche Gerüche haben wollte, delektierte ich mich an meiner Rekruteninstruktion in der Kaserne wintermorgens von sieben bis acht." Der Tugendonkel schweigt befriedigt. Auf solche Horizontenge hatte ihn selbst die Grünäugige nicht vorbereitet. Aber ich bin noch nicht zu Ende. „Was ist überhaupt Berlin für unsereinen? Vier anständige Lokale bei Tage, vier nicht anständige bei Nacht. In die anständigen geht man in Uniform, in die andern in Zivil. Die Uniformsaffairen sind langweiliger, die Zivilmaskeraden teurer — und der Zweck der Uebung heißt: freie Zeit totschlagen."

Der Tugendonkel wirft mir einen scharfen, schillernden Blick zu: „Dann kennen Sie also Berlin gar nicht, Herr Graf?"

Ich bin höchlich erstaunt. „Ach, Sie meinen das andre Berlin, den Riesendunstkreis, den man schon auf Meilen von der Bahn aus erblickt, und vor dem ich mich stets graue, weil er unheimlich viel Schmutz

und Häßlichkeit umhüllen muß — vielleicht auch Not, Elend ... Das soll ja wohl das eigentliche Berlin sein. Aber was sollen wir mit dem? ... Im Anfange hat man noch seine Mitleidswallungen, man kauft den hübschesten Mädchen der Heilsarmee einen „Kriegsruf“ ab — so eine Art urfideler Bon auf den Temperenzlerhimmel. Auch der häßlichen Blumenfrauen erbarmt man sich, der Wachsstreichhölzerkrüppel und der bettelnden Weiber mit wachsgelben Säuglingen im Arm noch nach Mitternacht. Dann wird man härter. Diese polizeilich gestattete Bettelei geniert. Helfen kann man allen doch nicht — und alle diese Unglücklichen sollen ja noch obendrein wohlhabende Häuserbesitzer sein.“

Ich beabsichtige, Herrn Listers tugendhafte Empörung zu wecken. Doch Herr Lister schweigt — schweigt.

Die Unterhaltung schläft ein. Der Doppeldoktor träumt, die Fäuste in den Paletottaschen, von endlosen Milles; ich pfeife einen Walzer. Die Linden sind tot, grau, dunstig, mit geschlossenen Schaufenstern, stickigen, düsteren Portalen. Die Droschkenpferde nicken auf ihren Ständen ein, auch die Bäume schlafen. Für sie ist es ein ungesunder Halbschlummer unter dem Gaslicht, das hell durch das Blattgrün und matt auf dem Pflaster glänzt. Wir sind schon an der Passage; die eisernen Gitter sind geschlossen. Im „Englischen Büffett“ nebenan schimpfen ein paar betrunkene Jockeys. Ich höre englische Flüche ...

Da tritt aus dem hochgewölbten Portale eine Gestalt — ein Mädchen, eins von den halberwachsenen Geschöpfen des Weltstadtelendes, die nie auswachsen. Sie ist jung, sie ist verdorben, sie bettelt uns an mit der angelernten, unverständlichen Winselei, die mir trotzdem Grauen macht, weil sie immer eine furchtbare Geschichte hat. Das ist deine Versuchung, heiliger Louis!

Und Louis Carén fällt wirklich aus der Rolle. Einem Bettler nichts geben? Nein, alter Freund, das bringst du doch nicht fertig! Natürlich ist's Schwäche. Aber ich hasse auch dieses erbärmlich vernünftige Wohlthun, das immer erst nach der Würdigkeit fragt, ehe es den Nickel 'rausrückt. ‚Sie riechen nach Schnaps — darum gebe ich Ihnen nichts.' Und dann sagt der Würdige wieder zu sich selbst: ‚Ja, wenn er schuldlos ins Elend gekommen wäre — wie gerne würde ich ihm helfen! Aber hier wäre es Sünde. Ich darf nicht noch ein Laster unterstützen . . .' Verwünschtes Pharisäertum! Ich gebe immer wahllos, ohne zu denken — immer zu viel. Das Elend greift meine Nerven an. Ich will mich schnell loskaufen: Bleibt mir vom Leibe mit euern Leidensgeschichten! — Ob erlogen oder nicht, sie sind immer schrecklich. Und nun dieses junge, graue, in der Entwicklung zurückgehaltene Geschöpf — ob's fremde Laster nun sind oder eigne Sünden — ist mir gerade der schrecklichste Typus: es ist die schon im Mutterleibe vergiftete Brut der Weltstadt! . . .

„Hier, nimm!" Ich gebe alles Silber, was ich noch habe, ohne sie überhaupt anzusehen. Grübeln mag ich nicht. Man kommt dabei immer auf eine Riesensünde der Menschheit! — Und während ich dem Wurme das Geld in die Hand schiebe, fühle ich ordentlich einen fast stechenden Blick des Tugendonkels. Ist ihm vielleicht das auch nicht recht? — Er giebt doch selbst, und dem Klange nach ist's nicht Kupfer oder Nickel.

„Sie werden Ihren Prinzipien untreu, Herr Graf! Es ist ein Geschöpf, das ganz sicher in der Gosse verenden wird und vielleicht wenig Mitleid verdient."

Das klingt hart, höhnisch aus Herrn Listers Mund. Und ich kann ihm nur mit einem ganz

bösen Blick erwidern: „Das weiß ich, und eben deshalb gebe ich!"

Bei Café Bauer will ich mich verabschieden. Aber der Doktor ist ein Nachtvogel und will mit — der Tugendonkel auch. Ich habe beide nicht aufgefordert.

Und während die Kaffeetassen um mich klappern und die anständigen Bummler sich an den Marmortischchen und der plätschernden Fontäne vorüber ins Lokal drücken, träume ich — nicht von den Le Fortschen Mädchen. Eine Pariser Erinnerung ist mir auf einmal wach geworden. Ich sehe ein schmutziges, fröstelndes Kind schlaftrunken an meiner Hand torkeln. Ich habe sie halb erstarrt an einer Ecke des Konkordienplatzes aufgelesen und schleppe sie in meine hyperelegante Garçonwohnung im Quartier Saint Germain. Ich will den Diener nicht wecken, ich präpariere selbst einen höllisch starken Mokka, während das auffallend hübsche Mädchen wie halb benebelt neben mir blinzelt. Dann lege ich sie auf meine Chaiselongue und decke sie selbst zu. Dort schläft sie sofort den bleiernen Kinderschlaf, den sie seit drei Tagen an Straßenecken, auf Thürschwellen vergeblich gesucht, weil die Winterkälte sie immer wieder aufjagte. Das unglückliche Wurm traut sich nicht nach Hause, weil man ihm das Geld für die Blumen gestohlen hat. — Zum Danke für meine Wohlthat hat sie mir am andern Tage eine kostbare Perlennadel gemaust. Mein Diener war maßlos empört, und meine Bekannten lachten. Ich war feige und lachte mit. Aber wenn ich mich jetzt ehrlich frage: Ist's dir um die Perlennadel leid und diesen selbstgebrauten Kaffee nach einem Souper beim russischen Botschafter? — so muß ich antworten: nicht einen Augenblick! Denn als ich das schlafende Kind des Elends inmitten meiner vornehmen Einrichtung mir ansah und mir kalt sagte, daß zwei Jahre später sie

innerlich ebenso schmutzig sein würde wie jetzt nur im Gesichte — da begriff ich zuerst die ungeheure Sünde, die das ungeheure Paris gerade an der jungen Menschheit begeht. Ich hätte dem Wurm aus dem Schlamme helfen sollen — ich gab ihm Geld -- es war bequemer so — vielleicht kam ich auch gar nicht auf den andern Gedanken.



Sechstes Kapitel.

Und warum kommen Sie eigentlich gar nicht mehr, Graf Carén?" — Madame Le Fort fragt das. Wir sitzen zusammen im Salon meiner Tante. Der „Gelbe" hüpft schwerfällig in seinem Messingbauer. Die Schildkröte hat uns auf fünf Minuten allein gelassen. Sie weiß Lola in guter Hut gegen meine Mordgelüste. Im Augenblick denke ich gar nicht mal an die Bestie.

Ich habe meinem Wucherer zehntausend Mark 'rausgepreßt gegen einen „Dreimonatlichen". Auf dem Accept stehen freilich zwanzig Mille — also hundert Prozent Aufschlag, die Wechselzinsen abgerechnet. Das ist aber noch ein ganz gelindes Anziehen der Schraube in meiner fast verzweifelten Lage. Ich hätte lieber „dreißigtausend" quer geschrieben, um ein sorgenloses Jahr vor mir zu haben. Aber auf längere Frist waren die zehntausend auch nicht mal für den vierfachen Betrag zu haben. Der Schuft weiß genau, daß bei den unzähligen weiteren Prolongationen viel mehr 'rauszupumpen ist. — Na, denn man tau! Endlich wird das alte Ungeheuer doch sterben. Und jetzt liebäugle ich auch wieder feindlich mit der gelben Bestie im Käfig.

Madame versteht in meiner Seele zu lesen und

droht mit dem Finger: „Seien Sie vorsichtig, Herr Graf."

Ich lachte etwas unnatürlich. „Ich denke aber an gar keinen Mord, gnädige Frau!"

Madame glaubt mir. Wenigstens thut sie so. Weit wichtiger scheint ihr, daß ich seit vierzehn Tagen die Villa in der Händelstraße meide. Meine gewundenen Entschuldigungen dieserhalb hört sie nur halb.

„Sie sprechen von moralischem Katzenjammer, beginnender Melancholie, Herr Graf? Das sagt gar nichts! Einsamkeit ist für Sie Gift. Wenn Sie solche Neigungen haben, hätten Sie Ihr väterliches Gut übernehmen sollen."

„Man ändert sich eben, gnädige Frau."

„Nein, man ändert sich nicht, Herr Graf! Ich sehe nicht ein, warum man bis zu seinem achtundzwanzigsten Jahre die große Welt für seinen Turnierplatz hielt — und mit dem neunundzwanzigsten plötzlich darauf verzichtet." Gnädige Frau spricht leise, jetzt haucht sie nur noch: „Sie nehmen mir die Freiheit nicht übel! ... Sie sprechen von derangierten Verhältnissen — das ist kein Grund! Wie lange glauben Sie, daß dieser gelbe Vogel noch leben kann? — Mir sieht er sehr asthmatisch aus."

„Ewig, gnädige Frau," gebe ich resigniert zurück.

„Nun, jede Naturgeschichte müßte Sie eines Bessern belehren ..." Und dann fügt sie mit bezaubernd kühler Liebenswürdigkeit hinzu: „Gut — verschmähen Sie die Welt, doch verschmähen Sie nicht uns! Ich habe nun einmal ein Faible für Sie — ich stehe damit bei uns keineswegs allein: Ethels Schwäche für Sie ist vielleicht noch größer. Sie lamentiert den ganzen Tag, daß Sie nicht kommen. Sie ist eben ein großes Kind."

Soll das ein plumper Köder für meine Gräflichkeit sein — oder ist das Weib so unheimlich klug, um zu wissen, daß ich thatsächlich für Ethel nicht schwärme, daß aller Jugendreiz, alle Herzensgüte dieses holden Wesens doch für mich verloren ist? Von Asta schweigt Madame. Aber gerade darum zwickt es mich ordentlich, ganz leicht ironisch zu fragen: „Fräulein Asta Le Fort befindet sich wohl?"

Madame wird kühl, spricht wieder laut: „So wohl, wie man sich mit neunzehn Jahren überhaupt fühlen kann..." Diese Art Gesundheit interessiert mich nicht. Madame, Sie sind schlau, so jesuitisch schlau! — Warum machen Sie eine lange Pause und erwähnen dann als etwas ganz Nebensächliches: „Ihr Freund Graf Serner kommt oft. Ich glaube, nur aus Geschäftsinteresse. Er wird wohl aus seinem Gelde noch mehr heraushaben wollen. Das ist der Zug der Zeit." Ist er das wirklich? Sind das deine ganzen Gedanken, gnädige Frau? Dein Gesicht ist völlig undurchdringlich — eigentlich ist es so durchsichtig wie die Atmosphäre, von der man auch weiß, daß Milliarden kleiner Körper sie füllen — man sieht nur leider von diesen Milliarden nichts. Aber Louis Carén ist kein Narr. Er sieht, wenn du es wünschest, durch alle die Häusermauern, die uns von der Händelstraße hier trennen. Graf Serner verkehrt bei euch täglich und nur wegen eurer Tochter Asta. Ihr wißt das so gut wie ich. Aber das frühreife Karlchen beißt noch nicht an — und es soll anbeißen! Zu diesem Zwecke wollt ihr mich ihm als Pacemacher ins Rennen geben. — Graf Serner — Graf Carén: wir sind denn doch von sehr verschiedenen Vollblütern gefallen. Der Serner mag's halten, wie er will, das Rennen aber, das ich reite, das will ich führen vom Start bis zum Ziele, und keiner darf mir vor die Eisen.

Freilich, der Preis muß auch danach sein — und der Preis ist nicht danach!

Des weiteren überhebt uns die Tante. Sie ist erträglich gegen mich. Daß ich bei Le Forts Besuch gemacht habe, hält sie für ihr Werk und den ersten Schritt zu meiner Besserung. Madame muß ihr das mit diplomatischer Feinheit beigebracht haben, und deshalb war sie auch nicht zu Hause, als ihr die Schildkröte neulich Gegenbesuch machte. Sie wird nie für die Schildkröte zu Hause sein — oder nur ganz allein! Und da verstehe ich wieder die zarte Neigung der Gnädigen für mich nicht. Etwas hat sie für mich übrig. Aber warum hat sie das?

Die beiden Damen beginnen sich sofort von der gelben Bestie zu unterhalten. Bei der Schildkröte ist es Manie, genau dieselbe gräßlich detaillierte Hingabe wie bei Müttern an die Kinder. Wenn zwei ausgezeichnete Mütter zusammen sind, dann regnet's gleich Brei-Umschläge und Keuchhustenrezepte, und meine Nase wittert die furchtbarsten Kinderstubendüfte. Madame unterhält sich mit einer Sachkenntnis, die mich verblüfft; sie muß Brehm und Ruß und alle Vogelfreunde studiert haben. — Oder sollte sie wirklich selbst einen heimlichen, unerlaubten Vogel besitzen?

Dabei habe ich schrecklich Langeweile. Es ist überhaupt ein so schrecklich langweiliger Salon. Das ist alles uraltes Mahagoni, in heimtückischem Schwarzbraun schimmernd. Auf den Schränken, in den kleinen, häßlichen Gittergalerien unmögliche Schäferinnen aus Porzellan. Ganz stiere dito Hennen auf braunen Nestern, ein kopfwackelnder Chinese, dem beide Hände angeleimt sind — und Glastellerchen, bunte Badegläser mit Ansichten — was weiß ich. Auf dem Schreibtische mit den geschmacklos geschweiften Schwindsuchtsbeinen ein wahres

Sodom von Kindheitserinnerungen in Nippes und als Krone ein richtiger Gänsekiel — man denke, im Jahre des Heils achtzehnhundertundneunzig! Und zwischen diesen Raritäten schlurft die Alte schon ein halbes Jahrhundert herum. Am Schreibtische schneidet sie mit zitternder Hand Coupons, dann entlockt sie dem plumpen Klimperkasten dünne Jugendlieder. Hat sie davon genug, nickt sie liebevoll den verblaßten Familienbildern zu, den Caréns, die sich steif und würdevoll über dem steifen Sofa breitmachen. Das ganze erlauchte Geschlecht vom Urgroßvater her ist hier vollzählig versammelt, nur meine Mutter fehlt und ich. Die Gute war schön, katholisch — und weil ich darum auch katholisch erzogen wurde, ist das der Tante eine Empfehlung weniger für mich. Ich gönne auch der Alten die allabendliche Unterhaltung mit ihren evangelischen Erbauungsschriften, während Lola im verhängten Bauer neben ihr schlummert. Zum Glück hängt gerade das Bücherbrett, von dem Zschokkes „Stunden der Andacht" schimmern, schief, und ich nütze die Thatsache sofort gegen die Ordnungsliebe des Dicken aus. Ist die Frömmigkeit solch alter Menschen echt, oder ist sie nur eine leere Gewohnheit, wie wenn ich das Kreuz schlage? Das eine jedenfalls weiß ich: wenn die Schildkröte kopfwackelnd und gottergeben sich auf ihren Himmel vorbereitet, so würde die sanft nickende Bewegung sofort in ein energisches Schütteln übergehen, wenn ein Bettler von ihr zehn Pfennig verlangte.

Das ist nicht etwa Verleumdung meinerseits — nein, es ist die Natur meiner Tante! Wenn ich sie nicht zu genau kennte, würde ich heute irre an ihr werden, denn die Schildkröte ist von einer Honigsüße, einem Charme, daß Madame es längst aufgegeben hat, auch nur eine Sekunde nicht zu lächeln.

Es ist die Maske des Lächelns, und so seelenlos-gleichgültig, daß mir graut! Ja, mir graut! — Was will diese Frau hier? Sie hält bei dem blödsinnigen Gespräche schon drei Stunden aus; ich bin kaum eine halbe da, und der Gähnkrampf tötet mich fast.

„Ja, gnädige Frau, wenn man sich in das Seelenleben dieser lieben Geschöpfe vertieft — was sieht man da nicht alles! Ich versichere Sie, bei meinen furchtbaren gichtischen Schmerzen genügt ein einziger Blick auf Lola — und ich bin nicht mehr alt, allein, unglücklich." — Seelenleben, Schildkröte? Ebensogut könntest du von deinem eignen Seelenleben sprechen!

Aber Madame versteht. „Ganz gewiß, gnädigste Gräfin, ganz gewiß! Das kann ich Ihnen so nachfühlen ..."

„Doch wie selten sind solche Seelen wie Sie, Madame Le Fort!" flötet die Tante. „Und das ist um so wunderbarer, weil Sie selbst zwei reizende Töchter haben. Ich habe immer bei Müttern einen kleinlichen Egoismus gefunden — auch die Mutter meines Neffen ... Sie war eine Lasis-Taetz ..." Diesen Zwischensatz kann sich die Schildkröte nicht verkneifen, da sie bei aller Vogelliebhaberei von einem wahnsinnigen Adelsstolze ist. Sie haßte meine Mutter, sie haßt mich — Aber eine Lasis, eine echte Lasis, das beste blaue Blut ohne Fürstenkrone, das vielleicht existiert ... das muß ja Madame Le Fort erhöhte Achtung vor dem gräflich Carénschen Namen einflößen, mit dem selbst solche Geschlechter sich mischten!

Und Madame hat Achtung, sieht mich freundlich an: „Das haben Sie mir noch gar nicht gesagt, Herr Graf."

Die Schildkröte fühlt, daß sie, statt Stimmung

für Comtesse Jeannette Carén zu machen, Stimmung für den leichtfertigen Neffen gemacht hat, und verabfolgt mir dieserhalb: „Nun — nun ... deine Mutter hatte auch ihre Fehler ... ihre großen Fehler. Louis, du kannst nicht leugnen ...“ — Louis leugnet gar nichts. Louis ist ganz feige — „denn diese Art der Verschwendung, die stammt von den Lasis und nicht von den Caréns, lieber Neffe ...“

„Na, na, Tantchen! Der Großvater war doch ein Lebemann, wie's nur je einen gegeben hat.“

„Louis, du sprichst da Dinge, die du nie verantworten kannst.“

„Ich erzähle nur, was Papa mir ein halbhundert Mal erzählt hat. Denke doch an die Pariser Jeugeschichte ...“

Die Tante plustert sich hoheitsvoll auf und ist dadurch Lola so ähnlich, wie eine Schildkröte einem Kanarienvogel überhaupt ähnlich sein kann. Ich werde also ganz links liegen gelassen ... „Es ist schwül, gnädige Frau,“ sagt die Tante.

„O, wir waren lange in Indien, Frau Gräfin.“ Die „Frau Gräfin“, das ist das Schmerzenspflaster! Die Schildkröte sucht mit ihren wässerigen Augen die ganzen Tapeten ab. Ich glaube, auf ihre alten Tage bildet sie sich wirklich ein, daß sie auch einen Mann unbeschreiblich glücklich gemacht hat und jetzt den Geist ihres Seligen an den häßlichen Schweizer Tüllgardinen entlang schweben sieht. Endlich bietet Lola einen Ruhepunkt für die irrenden Augen. „Lola — Liebling, du bist müde?“ Der Gelbe, der sich anfangs durch heftiges Hüpfen zustimmend an der Debatte beteiligt hatte, sitzt jetzt vollständig unbeweglich auf seiner Stange. „Lola, willst du schlafen?“ Und mit mütterlichen Gefühlen erhebt sich die Schildkröte, um für den Käfig ein seidenes Tuch zu holen.

Ich weiß, daß Lola ein Tyrann ist, der zuweilen durch fortgesetztes Piepsen Wahnvorstellungen in der Seele meiner Tante erzeugt. In solchen Augenblicken kann sie springen wie ein Wiesel. „Lola, willst du frisches Wasser?“ Lola hüpft auf seiner Stange wild zurück, bis er die Käfigstäbe berührt und nicht weiter kann. Lola sperrt den Schnabel auf. Die Tante ist entzückt: „Ah, Lola will frisches Futter... Wie klug das Tierchen ist!“ Aber kaum kommt die liebevolle Pflegerin mit dem übervollen Näpfchen näher, da beginnt Lola zu flattern, piepst empört auf. „Lola, mein Liebling, was ist dir? — Karl!... Anna! Der Hofstaat versammelt sich. Bedauernde Gesten, besänftigendes: „Sei doch gut, Lolachen!“ Lola wird davon ganz nervös — hüpft wie eine hysterische Jungfrau... Der Dicke, der wohl nach seinen Kaffeeschnäpsen immer ein Stündchen nickt, kommt endlich auf den genialen Gedanken, daß Lola wahrscheinlich zu schlafen wünscht. Das gelbseidene Tuch naht. Lola wird ruhiger, piepst noch einmal befriedigt auf — und dann ist er für zwei Stunden nicht zu sprechen. Solche Scenen sind in der Tiergartenvilla häufig, nur daß Lola stets andre Wünsche hat, und daß er sich offenbar daran vergnügt, die Fettfalten meiner Tante in qualvolle Zuckungen zu versetzen.

„Lola, komm!“ sagt die Schildkröte jetzt schmeichelnd. Aber Lola sitzt so sonderbar ruhig auf seiner Stange mit noch halboffenen Augen, und die Pupillen sind so merkwürdig klein. „Lola!“ flötet die Tante wieder, und da der Gelbe sich nicht rührt, tippt sie mit dem dicken Finger nach ihm. Jetzt kommt Leben in den bewegungslosen Körper, ein vibrierendes Leben, ein leichtes, krampfhaftes Zittern, das aber jede Feder bewegt. Das ist kein vorübergehender Anfall — das Zittern wird stärker, immer

stärker, die Augen haben einen unglücklich gequälten, fast menschlichen Ausdruck, während die Pupillen immer mehr zusammenzuschrumpfen scheinen.

„Lola ist doch müde!" beruhigt sich endlich die Tante, aber sie zögert dennoch mit dem Bedecken.

Madame und ich sind auch aufgestanden, umstehen das Bauer. Ich mit sehr geteilten Gefühlen, denn das gehaßte Tier leidet — das stumme Leiden habe ich nie gern gesehen. Madame steht neben mir — ich muß sie ansehen! — Noch schwebt das Lächeln der Maske um die Lippen, aber es ist so grausig öde, inhaltlos, und die Augen, die blauen, leeren Augen schimmern jetzt in einem harten Glanze. Madame ist gespannt, auch die Maske deckt das nicht. So mag ein Vivisektor seinen zuckenden Frosch ansehen, mit der mitleidlosen Schärfe, die nach dem Symptome sucht. Auch die Augen der Tante suchen angstvoll die der „Freundin". Madame lächelt stärker — es soll eine Art Wehmut darin liegen, doch da ist die Grenze: wehmütig lächeln kann Madame Le Fort nicht!

„Es wird sich schon wieder geben, Frau Gräfin," beruhigt sie, „es ist sicher etwas ganz Vorübergehendes."

„Vielleicht, wenn ich einen Tierarzt holen ließe —" überlegt die Tante.

Ich bin auf dem Sprunge, für Lolas sanften Tod alles mögliche zu thun. Madame jedoch wünscht das nicht. „Wozu denn, Frau Gräfin? — Diese Leute haben keine Ahnung, töten Ihnen das Tierchen mit ihren Pferdekuren. Es wird ganz gewiß nichts Schlimmes sein."

Das entscheidet. Ich aber werde von zwiefältigen Gefühlen gepeinigt, von denen das stärkere ist: Warum stirbt eigentlich die Bestie nicht?

Lola wird endgültig bedeckt. Ich mache einen

dummen Witz. Die Gnädige droht, die Schildkröte stöhnt.

„Aber, liebe Tante, du bist auch wegen des Vogels so furchtbar ängstlich.“

„Sprechen wir nicht davon, Louis — sprechen wir nicht davon!“ ... Und sie schiebt sich wehmütig in eine Sofaecke.

„Aber, meine gnädigste Gräfin, trösten Sie sich doch!“ Madame übernahm so gründlich und überzeugend die Tröstung der Tante, daß diese bereits wieder meinen Leichtsinn diskutieren konnte: „Töchter sind ein Segen, gnädige Frau — aber Neffen ...“ Der zweite Teil des geistreichen Aperçus wird mir bei jedem Besuche präsentiert. Warum die Schildkröte so besorgt um mich thut, weiß ich nicht. Sie hat ja eine geheime Freude daran, daß ich leichtsinnig bin, daß sie mich durch einen zitterigen Namenszug zum Millionär oder zum Bettler machen kann. An die kleinen Bosheiten dachte ich in dem Augenblicke nicht. Mich interessierte der seidenverhangene Käfig. — Schläft da der satte, verzogene Tyrann? Oder kämpft er einen stummen Todeskampf? Dieser Vogel bedeutet für mich Millionen, dennoch wünsche ich ihm in diesem Augenblicke nicht mehr den Tod. Es ist weder Mitleid noch Großmut — es ist eine Art Scham, der männliche Widerwille gegen ein lächerliches Geschick. Von den Verdauungsstörungen eines Kanarienvogels gewissermaßen abzuhängen, das ist läppisch.

Dennoch sehe ich so gespannt auf das „verschleierte Bild“, horche scharf. Unter dem gelben Tuche geht etwas vor, das vielleicht allein ...

Nein, ich bin ungerecht. Madame denkt gar nicht an den Vogel, sieht über das gelbe Bauer hinweg ohne Interesse, als wenn alles für sie nie existiert hätte. Und seltsam ... gerade diese Gleich-

gültigkeit, die nicht einmal mehr die Maske des Lächelns deckt, reizt mich, den Käfig anzustieren, zu lauschen auf jeden Laut, jede Bewegung. Aber es passiert nichts hinter jenem Vorhang... absolut nichts.

Diese Stille macht mich ganz nervös. Und auf einmal höre ich einen Laut, einen kaum hörbaren Fall... Ich würde es für ein Phantasiegeräusch gehalten haben, aber in Madames Augen zuckt es auf.

„Tante, die Lola hat sich eben gerührt..."

Die Schildkröte lächelt stolz, tastet sich mit ihren gichtischen Händen an der Tischplatte entlang zum Käfig. „Lola, mein Liebling," — sie nimmt das Tuch weg — „Lola..."

Dann stößt sie einen schrillen Schrei aus. In einer Käfigecke liegt der Gelbe mit eingezogenen Krallen und offenem Schnabel: Lola ist tot.

Und jetzt wieder das kreischende: „Karl! — Anna!"

Der Hofstaat, der jedenfalls gerade gehorcht hat, reißt die Thür auf, stürzt herein. „Gnädigste Comtesse..." Die Schildkröte vermag nur noch mit den Händen zu zeigen: „Da — da!" mit der Pose einer Maria Stuart auf einem Kolportageband. Dann schwankt sie. Ehe ich zuspringen kann, hat sie der Hofstaat schon in seine Arme genommen.

„Gnädigste Comtesse müssen sich beruhigen!"

Ich fühle die feindlichen Blicke des Dicken und der Dünnen. Die Tante rollt die Augen wie eine Sterbende. Der tote Vogel thut mir leid, aber wenn die Schildkröte jetzt hinüberschwebte — das ist ein angenehmer Schauer.

Doch die Schildkröte schwebt nicht hinüber, sie wird nicht mal richtig ohnmächtig. Und ehe sie noch die halb gelähmte Zunge bewegen kann, tappt sie schon mit den Gichtfingern in die Luft — in meiner Richtung: „Er hat ihn gemordet... er!" Das

kann die Tante doch endlich hinter dem falschen Gebiß hervormurmeln.

„Aber ich habe das Tier ja gar nicht berührt, kaum angesehen."

„Doch, doch — du bist es gewesen, Louis! Du hast ihn immer töten wollen." Argwohn und Abneigung sind allmächtig. Und wenn eine göttliche Vernunft ihr klar bewiese, daß ein Mord unmöglich war, so würde sie doch stiernackig behaupten, meine ruchlosen Gedanken hätten den Liebling getötet. Es ist so dumm!

Der Hofstaat fühlt instinktiv, daß er energisch Partei nehmen muß. Sie sind nicht Bedienstete, sie sind ja Vertraute und hegen die Befürchtung, wenn der Sohn der Lasis-Taetz sich doch noch in das Herz der Schildkröte einschleichen könnte, so würde er eines Tages ihre Rechnung revidieren, den ganz kolossalen Schwindel aufdecken, der natürlich mit dem Haushaltungsgelde getrieben wird. Wenigstens in eisigem Schweigen, in vorwurfsvollen Blicken muß dem Grafen Carén gezeigt werden, daß sein Leumund belastet ist, und daß ihre Legate unwiderruflich sind.

Doch auch gräfliche Geduld hat ein Ende. Ich habe eine Vision von einer früheren Rekruteninstruktion und fahre auf den Dicken los: „Sehen Sie mich nicht so frech an, Kerl!" Der Dicke ist ein brutales Subjekt — er ist aber auch eine Dienstbotennatur und kuscht.

Und als ihm die Tante mit tragischen Handbewegungen zu Hilfe kommen will, da sage ich sehr bestimmt: „Was du mit mir zu sprechen hast, Tante, das habe die Güte, nicht in der Gegenwart dieser Leute zu thun."

Auch sie ist eine Dienstbotennatur und kuscht.

Madame dagegen sieht mich lächelnd an, und

die schmalen Lippen kräuseln sich spöttisch. Sie hätte mir bei der unsinnigen Scene beispringen können — sie that's nicht. Drum ist's eine sehr kühle Verbeugung, mit der ich mich sofort verabschiede. Ich bin entschlossen, die Bude dieser blödsinnigen alten Jungfer nicht mehr zu betreten. Mag sie mit ihren Millionen zugleich verrecken! . . .

Und wie ich so durch den dröhnenden Korridor der Villa hinauswandle, liegt wieder der Geruch von Peau d'Espagne in der Luft. Ich beginne Peau d'Espagne zu hassen.

Dann werde ich nüchtern. Woher eigentlich dieser Wutexceß bei einem Menschen, der gar nicht zu Excessen neigt? Ich war nie tobsüchtig; ich bin von Jugend auf durch eine Schule gegangen, die kaltes Blut und lächelnde Selbstbeherrschung lehrt. Und trotzdem — was ich thue, Gutes oder Schlechtes, Dummes oder Kluges, es ist nie kalte Erwägung, die mich zum Handeln bringt — immer war's Impuls, innerliche Auflehnung gegen äußerlichen Zwang. Zum Diplomaten paßt diese Augenblickspolitik nicht. Und doch hat ein großer Meister unsrer Kunst mir einmal im Vertrauen gesagt: „Der Impuls gehört zu jedem Fach, nur muß man ihn zu zügeln wissen." Ich kann ihn auch zügeln — aber immer fünf Minuten zu spät.

Der weise Harûn, der dieses schreibt, muß wohl ziemlich ziellos im Tiergartenviertel umhergeturnt sein, denn plötzlich hört er hinter sich eine liebenswürdige Frauenstimme: „Noch immer böse, Herr Graf?" Das ist die Dame mit der charakterlosen Linie. Die Liebenswürdigkeit in Person bin ich natürlich nicht. Madame übersieht das. „Wie kann man sich nur so unnötig aufregen, Herr Graf!"

„Ja, wie kann man!" gebe ich spitz zurück.

„Sie sind mir böse, daß ich Ihnen nicht zu

Hilfe gekommen bin. — Bedenken Sie doch! Was heute falsch gewesen wäre, ist morgen richtig. Erklärte ich kategorisch: ‚Comtesse, das geht zu weit — man mordet schlechterdings keinen Kanarienvogel mit den Blicken . . .‘ Ihre Tante würde ich schon ruhig gekriegt haben, aber die Leute, unter deren Pantoffel sie steht, hätten eine Stunde später gewonnenes Spiel. ‚Die hat gewiß mitgeholfen,‘ hieße es dann. — Ich und morden! Ich werde ohnmächtig, wenn ich meinen eignen Finger bluten sehe. So habe ich nichts gesagt, lasse das Gewitter austoben. Morgen komme ich zur Kondolenzvisite, und wie viel harmloser klingt's dann: ‚Frau Gräfin waren gestern doch ein klein wenig ungerecht! Ihr Herr Neffe that mir leid . . .‘ Dann komme ich auf den toten Vogel zu sprechen. — Es thut mir auch leid, das Tierchen! — Ich werde nicht Ihr schlechtester Anwalt sein, Herr Graf, wenn ich erst von weiser Fügung des Schicksals spreche und sehr viel später von verzeihlichem Leichtsinn.“

Das ist wieder mal sehr diplomatisch gedacht. Aber heute ist diese Diplomatie nicht nach meinem Geschmack. „Und warum wollen Sie eigentlich mein Anwalt sein, gnädige Frau?“ Das ist unhöflich, ein schlechter Dank für Madames Güte.

„Weil ich nicht möchte, Herr Graf, daß Sie zu Grunde gehen.“ Das ist wiederum sehr gütig von Madame, nur daß ich diese Güte heute nicht verstehen will. Sollte sie mich wirklich für Ethel ködern wollen? Ein schwacher und ein starker Wille reiben sich hier, das merke ich, aber darin liegt auch der Schlüssel für meine Abneigung — eben weil ich diese schwächere Natur bin.

Siebentes Kapitel.

Ich will nichts mit der Frau zu schaffen haben — auch nichts mit der Familie. Dennoch thue ich, was sie befiehlt. Ich gehe sogar mit nach der Händelstraße. Nicht etwa, weil der königliche Nacken den Sklaven doch immer wieder zur Empörung reizte! — Auch der kühle Wille in Madames blaßblauen Augen ist die Macht nicht. — Nein, sie nimmt mich einfach mit, wie man einen Schuljungen mitnimmt, zu dem man freundlich sagt: ‚Du bist ein eigensinniger Junge — aber ein netter Junge — und so vernünftig! Nicht wahr, du thust der Tante den Gefallen, die es so gut mit dir meint?‘.

Diese Dame mit der charakterlosen Linie und Peau d'Espagne überredet mich nie — überzeugt mich stets. Und es fehlte auch jetzt nur wenig, und ich sagte ihr ehrlich: „Ja, Gnädigste, ich bin ein dummer Junge. Nehmen Sie sich auch künftig meiner an . . .“ — Aber, daß ich mich gerade gern vor dieser überlegenen Vernunft beugte? O nein! Ich gehe neben ihr wie ein langhaariger russischer Windhund, liebenswürdig, ergeben und immer auf dem Sprunge, heimtückisch nach der schmalen, weißen Hand zu schnappen, die mich gängelt.

An der Korridorthür müssen wir lange klingeln. Der tadellose Diener hat Gentlemansgepflogenheiten, ist niemals da, wenn man ihn braucht, und erscheint nur, um Trinkgelder in Empfang zu nehmen. Das Nilpferd ist sicher zu Hause, würde aber auch auf die Posaune des jüngsten Gerichts nicht reagieren, geschweige denn auf diese sanfte elektrische Mahnung. Endlich erscheint die Kornblumenfee etwas verlegen, behauptet, nichts gehört zu haben. Ich werfe Madame einen halben Blick zu, der sagen soll: ‚Das ist also die Riesensehnsucht?‘

Die Gnädige versteht auch sofort. Ein gleichfalls halbes, etwas gekniffenes Lächeln: „Ethel wird Besuch haben. — Nicht wahr, Ethel?“

Serner, denke ich; er ist ja jetzt enfant gâté. Madame, die den weichen Herrenhut auf dem Spiegeltisch keines Blickes gewürdigt hat, weiß das besser. „Es wird wahrscheinlich eine von den zweifelhaften Bekanntschaften meiner Tochter sein — ich fürchte, die zweifelhafteste.“ Sie sagt es ruhig, fast liebenswürdig. Hier ist es nicht der Ton, der die Musik macht.

Der Kleinen ist das Blut in die Wangen geschossen. Sie zittert — nicht vor Furcht. Auch diese Unschuldsaugen können in kalter Feindschaft blitzen. Ob sich Mutter und Tochter so sehr lieben? — Aus der vibrierenden spröden Mädchenstimme höre ich ganz andre Gefühle heraus — vielleicht noch schlummernd, unbewußt ... Blonde Ethel, wenn du mehr Rasse hättest als deine schöne Schwester! — „In meinem Zimmer empfange ich, wen ich will, Mama,“ sagt sie kurz.

Das charakteristische leichte Achselzucken — der gewisse leere, liebenswürdige Blick — die Gnädige wünscht keine häuslichen Scenen. „Dann wirst du uns zu deinem Unbekannten führen, liebes Kind ....

Vielleicht ein Freund von Ihnen, Herr Graf." Wie falsch können Sie lächeln, Madame!

Ethel mit ihrer ungesuchten Grazie führt. Heute ist's das erste Mal, daß ich ihr Zimmer betrete — ausgenommen, als es zur Herrengarderobe degradiert war. Es giebt noch Allwissende, Madame gehört zu ihnen. Es ist thatsächlich Ethels zweifelhafteste Bekanntschaft: Herr von Jaromir. Etwas chokiert bin ich auch. Aber das ist ja der Segen des Monocles: jede Bewegung sieht dahinter gezwungen aus. — „Na, wie geht's, Herr von Jaromir? Famos, daß man Sie mal wieder sieht!" sage ich. Absichtlich lege ich mehr Herzlichkeit in diese Begrüßung, — wie ich fühle, der blonden Ethel zuliebe. Auch Madame soll merken, daß Graf Carén, der halbe Lasis-Taetz, der wahre Aristokrat ist. Wenn man jemand überhaupt auf dem Parkett begrüßt, so begrüßt man ihn als seinesgleichen, und je herzlicher, je tiefer er steht. Hat Madame diese Lehre nötig? — Es giebt Parketts, die so spiegelglatt sind, daß auch ich darauf ausrutschen könnte — für Madame giebt es diese Parketts nicht.

Sie reicht ihm die Hand genau so höflich, wie sie mir gereicht wird; sie lächelt sogar, zeigt eine liebenswürdige Ueberraschungsmaske. „Aber wer hätte gerade Sie vermutet, Herr von Jaromir! Meine Tochter hat so merkwürdige Anwandlungen, daß ich auf etwas Unglaubliches gefaßt war — den Kaiser von China oder den Scharfrichter von Berlin; beide Bekanntschaften würde Ethel mit demselben Hochgenuß kultivieren... Nicht wahr, Sie sind auch etwas unfreiwillig hier?"

„Aber, gnädige Frau!" Jaromir dienert verlegen.

Doch die Kornblumenfee springt sofort rechts in die Verlängerung. „O, sagen Sie es nur ruhig, Herr Lieutenant, wie es war!... Denken Sie,

Herr Graf, ich begegne ihm in der Leipzigerstraße ganz zufällig ... er mußte sich lange besinnen, ehe er mich wieder erkannte. Und da mußte er mir einige Schaufenster zeigen. Dann war er so liebenswürdig, mich bis zu unsrer Wohnung zu begleiten. Mit herauf wollte er allerdings nicht! Und das wollte ich nun wieder... Nicht wahr, Herr von Jaromir?"

Der gute Junge verneigt sich bei jedem Worte aus diesem Rosenmunde, ihm ist's Wahrheit, selbst wenn es die tollste Lüge wäre, weil er sich an dem Klang schon so berauscht, daß er den Sinn gar nicht mehr versteht. Die Kornblumenfee übertreibt ein weniges nach unten. Wie ich sie kenne, hat sie ihn in der Leipzigerstraße von irgend einem Omnibusverdeck gebieterisch heruntergewinkt. Daß er nicht sofort im Kopfsprung auf dem Asphalt ankam, ist mir unerklärlich. Und darauf hat sie wahrscheinlich den leichtsinnigen Wunsch geäußert, auch mal so hoch oben durch Berlin zu rattern und von da die Hüte der Menschheit verächtlich zu kontrollieren. Aber leider ist er ohnmächtig gegen die Verkehrsordnung. Verzweifelt genug mag der kleine Kerl ausgesehen haben, als er den sündigen Wunsch ihres Herzens nicht befriedigen konnte. Das that ihr wiederum leid, darum ist sie mit ihm durch Berlin gebummelt, hat ihm allerlei unberechtigte Freundlichkeiten gesagt und ihn damit wieder so verliebt gemacht, daß er sich bis hierher in die Höhle des Löwen traute. Er hatte einen eisigeren Empfang erwartet, ist angenehm enttäuscht. Frau Ethel von Jaromir scheint ihm keine sehr ferne Möglichkeit.

Wenn du vorhin mit mir im Korridor gestanden hättest, mein Lieber, würde dir die Möglichkeit etwas vager vorkommen. Du würdest dann auch vielleicht erkennen, daß Madame Le Fort, die mit so hinreißend falschem Lächeln sagt: „Meine Herren, entschuldigen

Sie mich einen Augenblick, ich muß noch einmal ans Telephon. Sie bleiben doch selbstverständlich zu Abend?" — nur die Einladung auf mich gemünzt hat und im Grunde über die mißratene Tochter stöhnt, weil ihretwegen der kleine Mann mit dem Atom Glanz an den Ellbogen das Haus mit seiner unerwünschten Gegenwart beehrt.

Warum dem Kleinen die Illusion rauben? — Ist's wieder nur die liebenswürdige Schwäche, die meine Lippen zu einem herzlichen Lächeln kräuselt? Oder ist's diesmal mehr — die wirkliche Güte einer nicht gewöhnlichen Natur, die auch nicht durch mein Lotterleben zu Grunde gerichtet werden kann? — Ich bin keine zwei Jahre älter als Jaromir (er wird wohl auch seine Kommißerfahrungen in puncto feminae hinter sich haben); aber ich komme mir so alt, so verbraucht diesen beiden gegenüber vor. Ich habe Onkelgefühle für sie, auch etwas Neid ist dabei. Warum zerstörte bei all meinen Liebeleien die häßliche Absicht immer den schönen Traum? Warum strecke ich nicht noch in der zwölften Stunde die Hand nach dieser Perle hier aus? Für mich wär's ein Griff. Und der Versicherungsagent? . . . Ihm dünkt die Perle so nahe, sie glänzt ihm so hell! — Du täuschest dich, mein Lieber, sie liegt in bodenloser Meerestiefe; so verwegen du auch danach tauchtest, du könntest nur bei dem Tauchen untergehen. Das ist ja das Seltsame, das unsagbar Dumme in fast jedem Schicksal, daß die Perle, die jeder sucht, jedem auf bodenloser Meerestiefe glänzt. Sieh mal, Agent, die Blonde ist so entzückend! Und doch nutzt diese Erkenntnis weder dir noch mir etwas.

Es ist ein Kleinod von einem Jungfernzimmer, in das uns die Kleine geführt hat, hellblau, alles weich, die Fauteuils niedrig, bequem, einladend zu

reizendem Traum. Auf dem Puppensofa liegt noch zerknautscht, süß verdrückt der Terracottapuff, in den sich das Goldhaar einzuwühlen liebt. Und eine so köstliche Unordnung herrscht in dem Raum, eine bizarre Laune, die den englischen Schreibtisch mit Legionen von Meißener Figürchen bevölkert und dann, die galanten Schäfer, die schmachtenden Schäferinnen zu zerstreuen, ein Elfenbeinfalzbein zwischen diese Rokokospielereien geschleudert hat. Die dicken Troddeln der Brokatdecke des Mitteltisches schleifen bis auf den Boden — Ethel hat sich gemüßigt gefühlt, sie stundenlang zu maltraitieren, daß man ganz deutlich die Spuren des reizenden Fußes auf dem abgescheuerten Stoffe gewahrt. Sie hat einen Vergißmeinnichtstrauß achtlos über dem Smyrnateppich zerblättert, und hinter der Gardine schaut ein Saffianpantoffel sehnsüchtig nach seinem andern Kameraden auf — dem Nipptisch; Ethel hat mit ihm einen schiefen Bildernagel noch schiefer geklopft.

Pedanten würden aus dem allem eine vernichtende Kritik über den Charakter der jungen Dame fällen. Hier bin ich der schärfere Beobachter und thue nicht desgleichen. Die Kornblumenfee hat die Laune der Anmut und der überquellenden Jugend, sie verlacht die jüngferlich zimperliche Ordnung, die Eigenart sein soll und nur Nivellement ist. Sie ist weder unordentlich noch kokett noch flatterhaft — sie hat nur eine unüberwindliche Abneigung gegen die kalte Pose des Reichtums und der Korrektheit überhaupt.

Und das ist es, was dieses kleine Zimmer so pikant duftig und charakteristisch macht. Ich bin so gern in diesem Raum! . . . Thatsächlich bin ich aber gar nicht drin. Das Zimmer der Grünäugigen schwebt mir vor, das kalte Boudoir, wo der königliche Nacken seine Eigenart zu zeigen verschmäht. Eigentlich ist es ein häßliches Boudoir, und die

Gedanken, die ich darin gedacht, waren auch immer häßlich. — Ich liebe die Grünäugige nicht, ich hasse sie wohl auch nicht ... dennoch sehe ich gerade jetzt auf dem silberglänzenden Eisbärenfell die schöne Gestalt ohne Hülle und wie feinen Nebel darüber flutend den Adel, die kalte Vornehmheit, die den grünen Augen entströmt und mir die Sinne kühlt. Der rote Rachen des Polartiers dräut, die riesigen Zähne fletschen: Rühre sie nicht an! ...

So ein Mensch bin ich nun. Der Zauber keuscher Jugend, der die Kornblumenfee umgiebt, vermag mich nicht zu halten, ich bin weiter — ich will mehr — ich will etwas Schlechtes.

Der kleine Versicherungsagent, der die Gegenwart so voll genießt und das Boudoir wie den bizarren Rahmen eines kostbaren Bildes betrachtet, thäte besser, kühl zu sein wie ich, an die achtzig Mark Monatseinnahme zu denken und seine elende Chambregarnie. Die blonde Fee ist ja doch nicht für ihn da.

Das Schicksal beschert ihm auch die nötige Ernüchterung. Die elektrische Glocke schrillt. Eine längere Zwiesprache zwischen dem Tadellosen und einem Fremden scheint vor sich zu gehen, in die sich zuletzt mit süßen Tönen die Gnädige mischt: „Ah, Herr von Bomulunder ... das ist ja reizend!"

„Der Schnapsbaron," sage ich kühl. In dem Augenblick ist aber auch schon die kleine Ethel aufgesprungen.

„Meine Herren, wollen wir nicht lieber in den Salon gehen? ... Es ist hier zu eng."

Und schon ist sie weg. Jaromir ist etwas betreten; denn die Kornblumenfee ist stark rosig angehaucht. Wir folgen langsam, indem ich den Kleinen unter dem Arm nehme. „Keine Angst, Jaromir! Sie haben in der Affaire keinen besseren Pacemacher als den Schnapsbaron."

Auch ich sehe Herrn Bomulunder zum erstenmal wieder, markiere völliges Unbekanntsein, bin fabelhaft erstaunt, daß er mich wiedererkennt. „Aber ich bitte Sie, Herr Graf . . . 6. Garde-Ulan . . .“

„Ah so! 23. Husar . . . Herr Bomulunder, nicht wahr?“

Jaromir wurde bei der Vorstellung vergessen. Es war zufällig, ganz zufällig, wenigstens versichern das Madames blaßblaue Augen, als ich das Versehen nachhole und sage: „Herr Lieutenant von Jaromir . . .“ Ich füge leichthin: „ein Freund von mir“ hinzu.

Die Gnädige sah mich dabei von der Seite an, aber die Blonde rief mich kurz darauf in eine Ecke und sagte in ihrer reizenden Naivität: „Sie sind so feinfühlig, Herr Graf . . . Und mich konnten Sie so lange allein lassen?“

Was soll ich darauf sagen? Ich lüge von Berufs wegen oft — hier habe ich keine Lust dazu und verbeuge mich nur. Etwas übel nimmt es mir die Kleine doch, daß ihr Zauber so machtlos ist an mir. Und so ganz ohne Zauber vergeht mir der Abend.

Wir essen kalt, vorzüglich, die Delikatessen ohne Aufdringlichkeit, die Weine à discrétion, der Thee von Madame selbst zubereitet. Das gesellschaftliche Nie-zu-viel ist, was die Le Fort so famos heraus hat. Das Nilpferd läßt sich mit Arbeitsüberbürdung entschuldigen.

„Ach wie schade!“ — „Ihr armer Herr Gemahl!“ Wenn das ehrlich gemeint war, so giebt's überhaupt keine Lügner mehr.

Ich sitze neben der Gnädigen, Bomulunder neben Ethel. Wenn Jaromir sich unter den Tisch begeben würde, thäte er Madame Le Fort einen Gefallen. Aber er thut es nicht. Er bewegt sich ganz frei und

sicher. Bomulunder mit seiner Talmifeinheit kann dem früheren Aktiven natürlich nicht imponieren.

„Darf ich mir gestatten, Herr Graf!“ ... „Prosit, Herr Kamerad!“ Dabei inspiziert der Schnapsbaron Jaromirs schwarzes Jackett wie ein Tuchreisender. Die Neigung zur Malice spielt auf seinem klugen, habsüchtigen Gesichte. Aber in Ethels Augen ist ein so eigentümliches feindliches Leuchten, und von mir ahnt er, daß auch nur die Andeutung einer solchen Taktlosigkeit ihm die Frage nach dem Schnaps seines Vaters eintragen würde. Ich würde es ganz sicher thun! — Ich habe nun einmal Achtung vor dem kleinen Kerl, dem Jaromir. Wie er es fertig brachte, in einer Gesellschaft von Gardekavalleristen, Diplomaten und Nichtsthuern von der ehrlichen Arbeit selbst bei der Straßenreinigung als etwas Gentlemanlikem zu sprechen, ohne herausgewimmelt zu werden, ja ohne ein Atom von Achtung einzubüßen — so spricht der Mensch hier ganz ungeniert von seiner Carriere, von seiner Wohnung, von seinem Gehalt von achtzig Mark. „Es ist blutwenig ... immerhin ... ich komme damit doch aus. Und das ist sehr dankenswert.“

„O, ganz gewiß, sehr dankenswert!“ Madame sitzt auf Kohlen wegen dieser Bekanntschaft.

„Mehr ist jedenfalls besser,“ erklärte mit vorsichtiger Ironie Bomulunder.

„Ehrliche Arbeit wird selten gut bezahlt.“ Diese Reprimande sprechen Graf Carén aus. Gräfliche Gnaden haben ein durch Sachkenntnis ungetrübtes Urteil

„Halten Sie es für anständiger, nur von seinen Renten zu leben?“ Die blonde Ethel kann sehr maliziös sein! Noch eine Bemerkung derart vom Schnapsbaron, und sie interpelliert ihn statt meiner wegen der Verdienste seiner Vorfahren um die Volkswohlfahrt.

Madame kennt ihre Tochter und lenkt ein: „Sie arbeiten in einem großen Hause, Herr von Jaromir? — Feuerversicherung?"

„Nein, gnädige Frau, Leben. Wir sind eine Art Humanitätsinstitut, und wenn alle Menschen ewig lebten, hätten wir nichts dagegen . . . Ich spreche immer von mir, ich selbst bin vorläufig nur ein Stück Kopist, und auch das nur (Sie gestatten, daß ich auf Ihr Wohl trinke, Herr Graf), weil sich ein Freund meiner zur rechten Zeit erbarmte."

„Kenne ich ihn?" fragt die Kornblumenfee.

„O ja," erwidert Jaromir. Ein warmer Blick der warmen Mädchenaugen streift mich.

Auf eine Sekunde zuckt es auch in Madame Le Forts Augen auf — hell, scharf.

Ich verstehe dies Weib mal wieder nicht! — „Aber das ist ja sehr interessant, Herr von Jaromir . . . schon diese Sterblichkeitstabellen der Menschheit, auf die Sie sich stützen müssen . . ."

„Wie man's nimmt, gnädige Frau," repliziert launig Jaromir.

„Sie haben natürlich große Ausfälle? Leute, die sich sehr hoch versichern, sehr bald sterben?"

„Ja, auch Selbstmörder, gnädige Frau."

Madame hält sich die Augen zu. „Sprechen wir nicht davon! So ein zerschmetterter Schädel . . in einem blutüberströmten Bett . . . Nein, nein! — Herr Graf, lächeln Sie, bitte, nicht! Männer, die noch dazu Offiziere sind, mögen das ja für komisch halten . . ."

Ich lächle weiter. Es ist mir auch ein angenehmer Reiz, die Nerven der Dame mit der charakterlosen Linie so vibrieren zu sehen. „Wenn's nur das Blut ist, das gnädige Frau choкiert . . . blutige Sachen sehen sich meist brutaler an, als sie sind. Meine Ansichten kennen gnädige Frau ja: ich ziehe das Gift vor."

Madame hat sich langsam wieder erholt und sieht mich mit eigentümlich scharfem Blick an. „Ihnen macht's wohl Spaß, von Mord und Selbstmord zu sprechen? ... Und nicht wahr, Herr von Jaromir, wenn sich einer vergiftet, das merken doch die Aerzte ebensogut?"

Der Kleine, an dessen Geschäftskenntnis appelliert wird, fühlt seine Stellung und übertreibt toll: „Gift ist natürlich der schlimmste Feind! Bei Selbstmord zahlen wir statutengemäß die Versicherungssumme nicht aus — aber bald war der Mann geistig gestört, bald liegt es im Interesse der Gesellschaft, von der riesengroßen Kulanz sprechen zu machen. Kurz und gut, wir zahlen auch dann oft. Bei dem Teil, wo Vergiftung vorliegen könnte oder vorliegt, müssen wir einfach. Wer's zum Beispiel mit Morphium geschickt anfängt, ist immer geborgen."

„Also Morphium sei 's Panier!" näselt Bomulunder, der sonst ungern von seinem Studentenleben spricht, weil das Corps bei seinem Austritt ihm das Band zu geben vergaß.

Madame ist jetzt wieder völlig hergestellt. Und als sie wiederholt: „Also Morphin!" lächelt sie beinah maliziös. „Merken Sie sich's, Herr Graf, daß Sie dann fein heraus sind! — Stimmt's auch wirklich, Herr von Jaromir?"

„Unser Vertrauensarzt beschwört es."

„Nun wollen wir endlich von etwas anderm sprechen," schließt Madame.

Es ist wirklich sinnlos, daß ich die Unterhaltung wiederhole. Mich interessiert nur das seltsame Spiel der Natur. Bei Blut zittert die Gnädige wie ein Kind — bei Gift lächelt sie. Für meine Moral ist es sehr gleichgültig, auf welche Art einer ins Jenseits befördert wird.

Und ich hätte nun so schöne Zeit, über das seltene

Genre von bête humaine nachzudenken, das Madame nun einmal für mich repräsentiert. Da zirpt wieder die elektrische Glocke. Eine Minute später erscheint der Tadellose, um der Gnädigen mitzuteilen, daß Fräulein Asta soeben vom Reiten zurückgekehrt sei, jedoch nicht zu Tisch erscheinen werde. Sie sei zu müde.

Als ob mir an dem hochmütigen Ding etwas läge! Aber Madame sind darob im Augenblick schlechter Laune. Ein Versuch, mit Witzelei über den Refus hinwegzukommen, macht sie erst recht scharf. „Seien Sie froh, Herr Graf, daß Sie nicht verheiratet sind! Kinder sind undankbar.“

Das ist hart von der Gnädigen. Und ich beeile mich zu erwidern: „Aber, ich verstehe gnädige Frau nicht ganz, Fräulein Asta wird thatsächlich ermüdet sein.“

„Meinen Sie, Herr Graf? Meiner Ansicht nach ist man nie so müde, um sich durch den Diener entschuldigen zu lassen,“ belehrt sie kühl.

Ich sollte jetzt auch Müdigkeit vorschützen, und die Grünäugige würde in fünf Minuten zur Disposition der Herrschaften sein. Aber einem Frauenzimmer das Feld räumen? Nun bleibe ich grade! Es ist wieder der eigensinnige Schuljunge, der zwangsweise auf der Gnädigen Befehl das Haus betreten hat — es jetzt aber durchaus nicht verlassen will.

Es ist Mitternacht, als wir nach einer tolllangweiligen Konversation gehen. Jaromir bleibt bei mir. Der Kleine ist natürlich glücklich, da die Blonde den Vomulunder en canaille behandelt hat. Und wie alle Glücklichen hat er den Wunsch, sich mitzuteilen, von der Zukunft zu phantasieren. „Wollen wir nicht noch irgendwo ein Glas Bier trinken, Herr Graf?“

„Ich bin etwas müde.“

„Ach, thun Sie mir doch den Gefallen! Sehen

Sie mal . . .“ er spricht den Satz nicht weiter. Der Glückliche hatte es vollkommen vergessen, daß er Agent, arm, für einen Grafen Carén sehr wenig dekorativ ist. Dessen erinnert er sich im Augenblick. „Nein, ich bin auch etwas müde . . .“

Da thut er mir leid, der kleine Kerl, daß er mit seinem geträumten Glück allein in seiner Dachkammer hocken soll. „Ach was, Jaromir, so was muß überwunden werden. Zu einem Schoppen langt's noch. Ich habe bei den roten Sachsen lange mitgekneipt.“

„Nein, Herr Graf, es ist wirklich besser so. Ich nehme die Pferdebahn.“

Und er sträubt sich mit der Empfindlichkeit aller heruntergekommenen anständigen Menschen, bis ich endlich einen Taxameter heranwinke und ihn gewaltsam hineinspediere. „In Ihrer Gegend wird doch eine Kneipe sein. Sie brauchen sich nichts übermäßig am Schlaf abzusparen, ich komme auch zu meinem gemütlichen Topf. Zwei Fliegen mit einer Klappe! — Also, Kutscher, Oranienburger Thor!“

Die Droschke rattert ab. Jaromir spricht jetzt noch dagegen: „Da ist wirklich nichts für Sie, Herr Graf, und in die Nachtcafés mag ich heut nicht . . . Aber wenn Sie mir nun durchaus eine Freundlichkeit erweisen wollen . . .“

„Unsinn, Unsinn, Jaromir! Freundlichkeit ist's nicht, aber Egoismus.“

„So kommen Sie auf einen Grog zu mir in die Auguststraße!“

„Topp!“ Dann haben wir noch am Bestimmungsort einen freundschaftlichen Streit, wer die Droschke bezahlen soll — ich aber schwenke den Thaler bereits in der Hand und siege.

Ein Chateau bewohnt der verflossene Jäger nicht. Es ist der typische Berliner Mietsstall im Norden.

Im Keller der Grünkramladen oder die blinden Kasemattenluken der Portierwohnung — darüber die endlos aufsteigenden Stockwerke, Fenster an Fenster. Ich kenne eigentlich diese Kasernen nur von außen. Einmal allerdings bin ich in das Heiligtum getreten, das war als Student im trunkenen Wagemut. Eine schemenhafte Erinnerung habe ich noch: Es war auch da so herum erste Etage — das Vis-a-vis eine Weißbierkneipe mit einer dicken Wirtin und zwei duselnden Droschkenkutschern. In diesen Destillen kann man den „Bomulunder" fast geschenkt bekommen. Damals chokierte mich auch nicht der fade Biergeruch und die Blume der Pfalz, die man schon beim Ansehen genoß. Aber am Morgen das Erwachen mit dem wüsten Schädel und dem Katzenjammer — äh! Drüben hantierten die Dicke und ein Hausknecht im Lokal; der Hausknecht wusch die Senftöpfe mit einem schmutzigen Schwamm ab. Seitdem esse ich keinen Senf mehr. Wenn mir doch derselbe Abscheu vor dem Pommery extradry beschieden gewesen wäre.

Jaromir schließt mit einem quiekenden Hausschlüssel die Pforte. Der Fünfminutenbrenner flammt auf. Nein, die Luft ist man denn doch nicht mehr gewöhnt! Sie ist schwül, dick, wie gesättigt von heißem Staub. Und diese Gerüche! Fade, süßlich — Scheuerlappen und Moschus half and half. Es ist wahrlich äußerst höflich von mir, daß ich hier bis zum dritten Stock die teppichlosen, schmierigen Stufen emporsteigen will. Auf dem ersten Absatz giebt's noch ein Messingschild: Cohen, Wollexport. Dann nur noch gedruckte Visitenkarten mit zweifelhaften Studentenzirkeln . . . stud. chem. . . . med. dent. . . . vet. . . . Es muß unzählige Fakultäten auf den Berliner Hochschulen geben! Etage II ein abgegriffener rosa Karton: Fräulein Nini X. Ich

höre wispern, ein Drücker wird vorsichtig von innen ins Schlüsselloch gesteckt. — Die Luft in der Höhe ist infernalisch, ein heißes, lautloses Bazillengewimmel. Jetzt atmet Jaromir auf bei der letzten Etage: „Da wären wir, Herr Graf!" (Den Grafen könnte er sich hier oben schenken!)

Eine niedrige Korridorthür mit einem Guckloch ... Dann tappen wir uns durch den Gang an der Küchenthür vorbei, die mit gelben Gardinen verhangen ist. Ein Mann schnarcht, daneben schwere, gesunde Atemzüge, wohl Kinder — von dem Hängeboden fragt eine heisere Frauenstimme: „Sind Sie's, Herr Jaromir?"

„Jawohl!"

„Soll ick Ihnen morjen früh wieder wecken?"

„Nein, ich danke schön, Frau Schröder."

„Doch jut! Mein Mann is ooch wiederjekommen. Wissen Sie et schon?"

„Nein, aber ich gratuliere."

„Na, ick weeß noch nich. Er will ja ooch wieder arbeeten. Vorläufig hat er jleich heute wieder eenen Kleenen jenommen ..."

„Gute Nacht, Frau Schröder!"

„Jute Nacht ooch!" Eine Bettstelle knarrt.

Ich bin glücklich, infolge meiner lautlosen Lackschuhe nicht bemerkt zu sein. Graf Carén in der Luft, in der Chambregarnie — nicht übel! — Das Wachsstreichholz ist im Erlöschen. Wir tasten uns bis zu Jaromirs Thür. Der Kleine zündet die Lampe an, auf der bestaubten Glocke sieht man die Finger. Er wischt sie mit dem weißen Taschentuch ärgerlich ab: „Schrecklich unordentlich! Aber was kann man für zehn Mark monatlich mehr verlangen? — Thun Sie dem Sofa die Ehre an, Herr Graf! Es ist besser, als es aussieht." Er drückt mich auf das geblümte Ungetüm mit seiner scheußlichen Fett-

stelle, wo der Kopf des jeweiligen Mieters zu ruhen pflegt. „Sehen Sie, so sieht's bei armen Leuten aus! Aber es giebt noch viel, viel Aermere, Herr Graf ... Ueber mir wimmelt's von Schlafburschen. Wenn ich morgens früh um acht Uhr weggehe, kommen die beinah' schon wieder von der Arbeit heim. Schreckliche Menschen, nicht wahr?"

Ich antworte mit einem leichten Achselzucken. „Werden's uns schon gemütlich machen, Herr von Jaromir."

Und der kleine Kerl wirtschaftet in der kleinen Bude herum, holt Gläser, dicke Ungetüme, die er in der Waschschüssel erst spülen muß. Eine alte Berzeliuslampe summt. Jaromir schüttelt eine bauchige Flasche freundlich lächelnd: „Jamaika, halbwegs echt, hier steht's! Sie dürfen jetzt doch nicht mehr so haarsträubend mogeln mit den Etiketten." — Nun beginnen angenehme Rumdüfte durch das Zimmer zu wallen, der Kessel brodelt. Ich erinnere mich noch zur rechten Zeit einer „Bismarck" in meiner Tasche, um dem Inhalt der Zigarrenkiste zu entgehen, die der Wirt mir hinschiebt. „Sie nehmen doch nicht übel, Jaromir?"

„Ich nehme überhaupt nichts übel. Für mich thut's die Sumatra hier auch."

Dann schäme ich mich wieder der protzenhaften Wallung, lasse mein Wappenetui stecken und greife zu dem süßlichen Zeug. Havannahauch paßt auch nicht hierher.

Zwei Stunden bleibe ich, drei Glas Grog trinke ich. Es ist nicht vergeudete Zeit. Eine Armut, die anständig getragen wird, ist keine Armut mehr, das hat mich der kleine Mann gelehrt. Und wenn's mir mal wieder ganz gut gehen sollte und ich zu derselben Höhe emporstiege, wo ich meine Millionen spielend, genußlos vergeudet habe — da wird mir

vielleicht die Erinnerung an diese Nacht wohl thun. — Es ist ein so kleines, elendes Zimmer mit schmutzigen, zerrissenen Tapeten, mit einem windschiefen bunten Rouleau, durch dessen verendenden Hirsch der Neumond scheint, als wenn's so sein müßte. Der Armeleutsgeruch liegt darüber, der Dunst von Kohl, Staub und mangelnder Reinlichkeit. Der Dunst gehört aber zu dem schmalen Bett, dem wackeligen Waschtisch mit der winzigen, zerstoßenen Steingutschale. Er steigt aus dem stöhnenden Kanapee des Althändlers, aus den abgeschabten gelben Rohrstühlen. Ueber den goldgerahmten Pfeilerspiegel zieht er — er hat ihn blind gemacht; aber dem armseligen Oeldruck hat er statt der aufdringlichen Leuchtkraft etwas wie Patina des Alters verliehen. Der Mann, der dieses Zimmer bewohnt, trägt es ruhig, obwohl er auch etwas viel Besseres gekannt hat. Er ist eben ein Mann, ein ganzer Mann, der Kleine! Den Leuten gehört wahrscheinlich die Zukunft — nicht uns, den Grafen Carén, die kaum zwei Stunden in dieser Luft zu dauern vermögen. Das hat achtzig Mark monatlich und ist tadellos gewaschen, tadellos frisiert, die Wäsche blitzblank — nur das Dinerjackett glänzt noch matter am Ellbogen. Er kann allerdings nicht alle Monat sich ein neues leisten, wie es meine Gräflichkeit gewohnt ist.

Aber wir sitzen doch auf dem alten Sofa bald zusammen wie zwei alte Freunde. Jaromir entschuldigt sich auch nicht übermäßig: „Ein Schelm thut mehr, als er kann! Und der Rum ist eigentlich schon weit über meine Verhältnisse. Leichtsinnig bin ich nämlich auch, Herr Graf. — Oder denken Sie etwa, daß ich nicht leichtsinnig bin? Wäre ich sonst mit der blonden Ethel gegangen?“ Das kommt so unerwartet. Ethel ist eben der Gedanke, der ihn

Tag und Nacht verfolgt, die Hoffnung, die ihn aufrecht erhält.

Wenn ich ihm darauf antworte: „Aber warum eigentlich nicht, Herr von Jaromir?“ Fühlen Sie sich für das Mädchen zu schlecht?“ — so ist das keine Phrase. Sie würde tausendmal besser mit dem Kleinen fahren als mit dem Schnapsbaron. Da ist doch noch Leben, Rasse, Zukunft! Und das ist's, worum ich den kleinen Kerl immer wieder beneide. Er kommt mir vor wie der Mann mit der Erbse, der, arm und elend, doch in dem Augenblick, wo er die kleine Hülsenfrucht findet, hoffnungsfreudig ausrechnet, wie schwerreich sie ihn machen muß, wenn sie gepflanzt und immer wieder gepflanzt wird. Aber etwas unterscheidet sich Jaromir doch von dem Mann der Fabel, er bleibt Mensch in seinem Wahn, steht mit beiden Füßen fest auf der Erde.

Was er mir mit glühenden Augen beim Grog erklärt, das könnte ich mir auch zu Gemüte führen. „Ich muß nämlich etwas haben, Herr Graf, woran ich glaube, wofür ich lebe und sterbe: Mein Fetisch ist die Blonde . . .! Ich bin ganz gewiß kein Heiliger. Im Bataillon hieß es immer: ‚der Jaromir läßt keine Schürze zufrieden‘. Jetzt lasse ich alle Schürzen zufrieden. Wenn ich eine hübsche Konfektioneuse sehe (wir haben sehr muntere Dinger im Haus, die man nicht übermäßig zu bitten brauchte), so sage ich mir: Das darfst du ‚ihr‘ und dir nicht anthun! — Kopfhänger bin ich darum noch lange nicht. Ich habe erst heute ein kleines Mädchen recht tüchtig in die Backen gekniffen. Aber weiter — nicht um die Welt! — Ob ich das Mädel nun kriege oder nicht (ich kriege sie ganz sicher nicht!), sie bleibt nun einmal meine Heilige, mein Talisman, das Feuer, an dem ich mich wärme. Für die hungere ich, für die spare ich. Ihretwegen

kommt meine Phantasie fast nie auf die Wahrheit, nämlich, daß man hier in einem Pfuhl wohnt. Sie glauben gar nicht, was es für ein Gefühl ist, sich jeden Abend mit dem Gedanken ins Bett zu legen: du bist mal wieder zwölf Stunden ein anständiger Mensch gewesen. Das macht alles die Kleine! Und die macht mich innerlich frei, mutig ... Daß ich einem Phantom nachjage, daß ich höchst wahrscheinlich diesem Bomulunder bestenfalls seine Sache etwas erschwere, das weiß ich. Aber dennoch klammere ich mich an die Hoffnung, dennoch will ich mich selbst belügen. Ich will blind sein, will glauben! ... Soll solchem Gesindel, wie dem Bomulunder, die Zukunft gehören? — Nein, uns gehört sie — uns! ... Nehmen Sie an, daß der Schnapsbaron schon so weit wäre ... glauben Sie, ich ertrüge es, zu sehen, daß er sie küßt? Ich schösse ihn auf der Stelle nieder! ... Wissen Sie jetzt, daß ich ein ganz desperater Kerl bin?"

Ich tippe ihm lächelnd auf den glänzenden Ellbogen, weil der Jamaika bei ihm so komisch seine Wirkung zu thun beginnt. „Unsinn, Jaromir, Sie sind nur ein anständiger Kerl. Das will ich Ihnen schwarz auf weiß geben."

„Thun Sie's lieber nicht, Herr Graf!" Er wird ganz rabbiat und läßt sich nicht auf seinem Sofa halten ...

Ich erhebe mich auch: „Höchste Zeit, Herr von Jaromir!"

„Nein, nein, Herr Graf! ... Ich will Ihnen nur etwas zeigen," und dann vertieft er sich in seine ölig riechende Kommode. „Wissen Sie, was das hier ist?" Er hält mir ein gelbes Etui hin, um dessen Inhalt ich nicht Lust habe, mir den Kopf zu zerbrechen. „Sehen Sie ..." aufgeklappt erweist es sich als Behältnis einer Luftpistole. Die lächerliche Spielerei!

„Schießen Sie sich in Ermangelung andern Wildes Ihre Spatzen zur Mittagsuppe höchstselbst?" frage ich.

„O nein! Das Ding habe ich mir vor sechs Wochen auf Abzahlung gekauft, ehe ich noch eine Ahnung von Bomulunder hatte."

„Und?"

„Ja, da können Sie sehen, Herr Graf, was ich für ein fanatischer Muselmann bin! Ich schieße täglich nach einer Pappscheibe. Eins . . . zwei . . . drei — stramme Duellkommandos! Der Junge von meiner Wirtin ist Unparteiischer und wiehert vor Vergnügen, wenn ich ins Schwarze treffe. Er hält's für Spiel. Mir ist's eine verdammt ernsthafte Sache, die ausgesprochenste Mordabsicht, mit der ich mich im Schießen übe: den Kerl, der dir die Blonde wegschnappt, knallst du nieder! Sehen Sie, damals hatte ich von dem Bomulunder überhaupt keine Idee, ich wußte nicht einmal, ob das Mädel in Berlin, oder ob sie noch überhaupt irgendwo wäre. Morgen wollen wir das Vergnügen fortsetzen, ich bin sicher, immer Strichspiegel zu schießen, wenn ich mir als Zentrum das Herz des Schnapsbarons vorstelle."

„Also doch Meuchelmörder!"

Da fängt Jaromir herzlich an zu lachen. „Wenn ich nun einer wäre!"

Wie ich Fritz von Jaromir kenne, schießt er im Ernstfall lieber die Kugel sich durch den Kopf, die er für den andern bestimmt hatte.

Und wie Verliebte, ob betrunken oder nicht, immer einen in der Krone haben, sagt er plötzlich: „Wissen Sie was? . . . Sie müssen mich auf fünf Minuten entschuldigen."

„Wozu?" Ich ahne Unheil.

„Kein Meuchelmord, lieber Herr Graf! Ich will nur mal zu dem Budiker 'rüberspringen, der

hat noch auf, und sehen, ob nicht irgend eine Pulle Sekt wo aufzutreiben ist, die Sie mit mir auf Ethel Le Forts Wohl leeren müssen."

„Aber ich kann nicht mehr, Jaromir, ist mir positiv unmöglich."

„Natürlich, Euer Hochgeboren paßt das nicht. Sie haben ja auch recht ..."

„Reden Sie nur, Jaromir! ... Ein Glas Grog trinke ich noch gern, unter der Bedingung, daß Sie das Fenster aufmachen. Zu der Flasche bitte ich Sie feierlichst morgen um ein Uhr in den Kaiserhof."

Aber als er das Fenster öffnet und ich mit hinuntersehe in diesen schmalen, tiefen, lichtlosen Spalt — diesen Berliner Hof, aus dem es emporsteigt, dick, heiß, der schwere Dunst der Tiefe! — Nein, ich kann den Grog nicht mehr ansehen. Ich muß weg! Müßte ich auf diesen Hof nur eine Stunde hinuntersehen, er zöge mich rettungslos in seinen schmutzigen Schlund ... Es sind Nerven. Was kann ich dafür? — Noch während ich schreibe, empfinde ich die Angst vor dem Wesenlosen, Unfaßbaren, das gespenstisch diesem Hof entquillt. In dieser Luft atmen Menschen — was für Menschen!

Jaromir wird mir den kurzen Abschied wohl etwas krumm genommen haben, denn er erschien zu der verabredeten Flasche Pommery nicht. Mag er! Ihm schadet ja auch der Dunst, das Gift nicht, in dem und von dem er lebt — er hat seinen Talisman. Hätte ich doch auch einen Talisman! Grünäugige Asta, wie wär's? ... Wer lacht da?



Achtes Kapitel.

Das mit der Luftpistole ist übrigens gar kein so übler Sport. Jaromir hat eine alte Passion bei mir geweckt. Sie war beinahe begraben. Jetzt macht's mir wieder Scherz. Natürlich, der Scheibenbolzen thut's bei mir nicht. Ich will sehen, wie das richtige Geschoß einschlägt. — Mein Vater war ein leidenschaftlicher Pistolenschütze. Schon den Tertianer auf Ferien unterwies er in der Kavalierskunst. Er lobte meine ruhige Hand, und daß ich beim Zählen nie vormuckte. „Kann man wissen, mein Junge, wie's später kommt? Du könntest mal was Lebendiges vor dir haben. Da mußt du zielen, ruhig wie auf die Pappscheibe hier. Die linke Brustseite ist jetzt Spiegel. Probier mal! ... eins ... zwei ... drei — sitzt famos! Der würde dir keine Unannehmlichkeiten mehr machen!" — Ob diese Erziehungsmethode gerade sehr passend für einen Dreizehnjährigen war? Jedenfalls ließ ich die Knipserei bald. Der einzige ernsthafte Ehrenhandel, den ich als Student ausfocht, war auf Säbel.

Als alter Kerl nehme ich die kindische Spielerei wieder auf. Ich habe keine Absichten dabei. Habe ich wirklich keine? ... Ja, wer sich selber kennte! ...

Mein Vetter Lasis-Taetz besuchte mich neulich. Er ist zum Kaiserlich Königlichen Botschaftssekretär in Petersburg ernannt. Da kann er ja nette Geschichten von mir hören!

Comte de Lasis-Taetz, propriétaire des terres seigneuriales . . .

Dann ein ganzes halbes Dutzend von Riesenherrschaften in Mähren und Böhmen. Ja, solcher Adel ist noch feudal! Der Portier, der es mir etwas übelgenommen, daß ich in die bescheidene Kaiserhofdependance seit langem übergesiedelt bin, wird wieder ganz klein, als er mir die Karte überreicht. — Uebrigens der richtige Gigerl, mein tschechenfreundlicher Cousin! — Pinscherfrisur, rosa Wäsche, von meinem Coiffeur kaum zu unterscheiden. Schimpfte auch gleich auf die Berliner Droschken: „Fiaker müßt's haben. Was ist döś für a Fahrerei! — Wo ißt man bei euch?" Ich lade ihn zu einem kleinen Gabelfrühstück auf meiner Bude ein. Aber schon beim Yquem wird er vertraulich: „Was brauchst, Louis? Hab' so was leiten g'hört."

„Nichts."

„Red nit! Kannst haben, was d' willst."

„Und mit dem Wiedergeben?"

„Um dich ist's mer nit bang, Louis! Euer Botschafter hat mir noch vor einer Wochen gesagt, du hättest alles vor dir, und es wär' a Schond, daß du dich so von den Frauenzimmer hätt'st unterkrieg'n lassen. . . . Mit dem Geld eilt's mer nit! . . . Heirat'st halt schwer reiche Mediotisierte . . ."

Recht hat der Botschafter schon, und meines Vetters Anerbieten ist auch ganz ehrlich gemeint. Aber Louis Carén nimmt nun einmal nicht von anständigen Leuten, sondern verkehrt lieber mit schmutzigen Wucherern. Fällt so einer hinein, trifft's keinen Schuldlosen. Wenn aber ein Lasis hinter

meiner schönen Leiche hertrottete und schmerzlich bewegt dächte: ‚So zu schwächen brauchte er mich auch nicht‘, — ich glaube, ich würde noch in meinem Sarge rot.

Zu Mittag gingen wir ins Bristol. Und siehe da! Der erste Bekannte: das frühreife Karlchen solo, träumerisch. Auch ein Symptom! Noblenz koblenz müssen wir bei ihm niederhocken. Mein Vetter Lasis, der Serner schon von früher kennt, behauptet, er wäre noch dümmer geworden. Das ist ungerecht. Er ist nur zugeknöpfter, stummer; für seine Dummheit kann er ja auch nichts. Wenn aber ein Mensch wie er sich dazu aufschwingt, auf sein Stammessen im Monopol zu verzichten, statt Margaux Citran zu trinken, das Haselhuhn mit Moet begießt, nicht mehr mit Heidsieck, und von der Fischplatte gar nicht wegzukriegen ist, weil das den Verstand stärken soll, so denkt er eben an die Ehe, an den Majoratserben. Freue dich, Grünäugige, dein Weizen blüht! Das klingt wie böswillige Verleumdung. Ist's aber nicht.

Denn als der noch dazu vermählte Lasis einen Inkognitobummel nach dem Kursaal vorschlug, zur Besichtigung der dicken Fürstin Pignatelli und der neuesten arabischen Tänzerin, winkte Karlchen ab: „Ich finde keinen Geschmack mehr daran, bin spätestens um elf Uhr im Bett.“

„Und Ihre Loge im Lindentheater, das unvermeidliche chàmbre séparée, Serner?“

Das frühreife Karlchen hat dafür nur ein verächtliches Achselzucken. „Längst aufgegeben. Ich bitte Sie, Carén, das muß ja eine Ewigkeit her sein, daß wir uns nicht gesehen haben.“

Wenn das kein Symptom ist! — Ich bin noch verdorben, gehe aus Vergnügen mit in den Kursaal. Schade, daß die Grünäugige nicht beobachten kann!

Graf Serner ist so würdig, Graf Carén so unwürdig . . .

Aber ehrlich gesagt, einen Riesenscherz machen mir die Nachtlokale auch nicht mehr. Dazu muß man schon glücklich verheiratet sein. Mein Vetter ist ganz trostlos über meine Blasiertheit: „Ja, Menschenskind, wenn du bei der Zigeunermusik sogar einschläfst, wobei schläfst du eigentlich nicht?"

„Ja, das möchte ich auch wissen!"

Ich werde eben von Tag zu Tag fader, und der schlechte Witz „schlafender Ulan", mit dem er mich beim Abschied beehrte, ist eigentlich nur traurige Wahrheit. Mit dem Ehrgeiz der Eitelkeit ist's völlig vorbei. Mein Tagebuch mit der Selbstvivisektion ist das einzige. Und selbst auf die Satire, die mitleidslose Beobachtung, die mich alle Abend gewaltsam aufkitzeln, reagiere ich nur noch schwer. Wenn mein Leben nicht bald in einem Knalleffekt endigt, wird sich's abspielen wie ein Scribesches Konversationsstück, glatt, hohl, langweilig — und immer glatter, hohler, langweiliger, bis endlich die letzte Spur von Eigenart herausgepumpt ist und ich als die klassische Gesellschaftsmumie debütiere, der man nur die goldenen Grabbinden abzuwickeln braucht, daß sie in ein winziges Häufchen Staub zerfällt.

Ja, wo ist denn der andre, der Bessere, der in mir schlummern soll? Er hat niemals existiert. Vielleicht ist's auch vernünftiger so. Blödsinnige fühlen sich fast immer glücklich und sind in der Weltordnung wahrscheinlich ebenso berechtigt wie die genialen Durchgänger.

Wenn ich doch erst so weit wäre, daß mich die reiche Fabrikantentochter reizte!

Aber ich habe noch immer dies Grauen vor der Geldheirat. — Verwünschtes Dasein.

*

„Seiner Hochgeboren
dem Grafen und Edlen Herrn Louis Carén
Komtur . . . Ritter p. p.

Lieber Louis! — Ich bedaure die häßliche Scene aufrichtig. Natürlich kannst Du nichts dafür. Aber wenn Du bedenkst, wie ich an dem gelben Freunde gehangen habe! — Du bist jung und nimmst das Leben sehr leicht; ich bin alt und habe weder Zeit noch Lust, mich an etwas Neues zu gewöhnen, das mir den Verstorbenen doch nicht ersetzen könnte. Selbstverständlich wirst Du solche Sentimentalität verlachen, die den Lasis-Taetz ja allezeit fern lag. Lache nur! . . . Also noch einmal: Ich bitte Dich um Verzeihung . . .

Postscriptum. Bist Du noch immer so unsolide? Louis, ich warne Dich!

Deine treue Tante Jeannette."

Lacht da kein Schurke hinter meinem Rücken? Schade, daß ich die alten, zitterigen, gequälten Buchstaben meinem Tagebuch nicht faksimiliert einverleiben kann — ich habe den Wisch sofort nach der Lektüre in kleine Fetzen zerrissen. Was ist an dem Geschreibsel nun wirklich von ihr? — Ich sehe das alte, bigotte, selbstische und doch schwache Geschöpf, wie es sich windet, sträubt, partout nicht an das Tintenfaß zu bringen ist. Und hinter ihr Madame, kühl, liebenswürdig, mit den leeren Augen und dem hypnotisierenden Willen, der in Wahrheit den kreischenden Gänsekiel bewegt.

‚Frau Gräfin, aber denken Sie doch, wenn selbst eine Fremde . . . Sie müssen in der That . . .' Und der Gänsekiel knirscht, spritzt, sucht bei jedem Worte auszubrechen — und muß sich doch fügen. — Und die hämische Altjüngferlichkeit, die aus den Zeilen guckt? O, die Gnädige übereilt nichts, hält immer Maß! Die Schildkröte soll auch ihr Vergnügen haben,

soll wähnen zu gängeln, während sie gegängelt wird.

Tante und Neffe wären also versöhnt. Meinst du, Gnädige? — Niemals! Ich wäre zu dem alten Scheusal gegangen, auch ohne Brief. Meine Moral ist biegsam, dafür bin ich Diplomat — und ich habe die Millionen sehr nötig. Aber wenn du deine Hand darin hast, Dame mit der charakterlosen Linie, dann thue ich nicht mit. Warum gönnst du mir eigentlich dein gefährliches Wohlwollen? Nächstenliebe ist es nicht! Du bist nur weit klüger als ich, siehst weiter als wir alle, weißt vielleicht, was ich noch nicht ahne und auch nicht ahnen will . . . Der Schluß ist der: Ich gehe zu meiner Tante nicht, es sei denn, sie läge auf dem Sterbebett.

Die Entschlüsse nervöser oder verliebter Menschen sind selten von der Ueberlegung, sondern vom Augenblick diktiert. Das ist auch ein Augenblicksentschluß, aber mehr Instinkt als Eigensinn. Ob ich ihn halte?...

Jedenfalls muß ich Madame doch für die diplomatische Vermittlung danken.

Ich habe das seltene Glück, die Familie (das Nilpferd rechne ich bereits nicht mehr dazu) vollzählig vorzufinden: die Gnädige, die Töchter und Karl Ignaz Grafen von Serner.

Der Rokokosalon hat seine Pforten aufgethan. Madame ist chic, elegant, taubengrau — Asta schwarz — die Korallensee schneeweiß, schmucklos (Strandkostüm Ostende), so süß wie eine duftende Sommerblume, daß man jedem Vorübergehenden zurufen möchte: ‚Sieh sie nicht so neugierig an! Du möchtest sie wohl gar pflücken?‘ — Und wie schelmisch mich der blonde Schatz anlacht! Kleine Kokette, du weißt ganz genau, daß alle Juwelen dir nicht so strahlende Jugend verleihen würden als dies Kleid der Unschuld. — Armer Jaromir!

Es ist ein Zufall, daß in dem Augenblick, wo ich eintrete, meines und Serners Konterfei sich im blitzenden Kaminspiegel zeigen. Karlchen ist einen halben Kopf kleiner als ich, schmaler in der Schulter, weniger schlank in der Taille. Ach, ich bin dir so weit über, obgleich wir die Rollen getauscht haben! Er markiert nämlich jetzt den perfekten Dandy. Sein Pech, daß er den endlos langen Hermannrock trägt mit dem klobigen Kragen der Revolution. Das steht dir nicht, „Frühreifes" — das ist die Distinktion des Fatzke. Wenn alle das häßliche Kleidungsstück ziert, magst du auch passieren. Doch als Bahnbrecher, Stern der Saison, brauchst du nun einmal eine Carénsche Figur!

Wir drücken uns stumm und gerührt ob des unerwarteten Wiedersehens die Hand. Dann nimmt die Gnädige mich in Beschlag und die Grünäugige ihn. Das ist vernünftige Arbeitsteilung. Zum Diplomaten die Diplomatin, zum amant die amante.

Peau d'Espagne duftet. Ich bin auf meiner Hut. Madame ist berückend — die entzückend leichte Konversation, das anregende Nichts selbst, das so unschuldig stimuliert wie moussierender Mosel. Einleitung zum Gefecht — wir kennen das. Ich bin kein Neuling. Welche Marschbewegung wünschen Sie mit dem Plänklergefecht zu verschleiern?

Und dann mit einemmal stößt sie vor. Des Mosels ist es genug. „Wie war's bei Ihrer Frau Tante, Herr Graf?"

„Gnädige Frau befehlen?"

Die Gnädige blinzelt, versteht. „Sie hätten ruhig hingehen können, Herr Graf!" Wie alle klugen Menschen hat sie keine Freude an Vorwürfen und quittiert nur mit einem leisen Achselzucken über den diplomatischen Echec: „Nun, es war gut gemeint . . . Aber, wie Sie wollen . . . Vielleicht ist's

auch besser so — Sie gedenken nie mehr hinzugehen ... nie mehr?"

Ich lächle ebenso leer wie sie. „Selbst wenn's mein unabänderlicher Entschluß wäre, — darf ein Diplomat dieses ‚Nie mehr' aussprechen?"

„Sie haben recht, Herr Graf." Die Gnädige schweigt, das Auge verschleiert sich, wird völlig leblos. Das frühreife Karlchen neben mir mag denken: ‚Die Frau schläft ja! Wenn das Carénsche Konversationstriumphe sind?' ...

Danke unterthänigst! Ich gönne ihm den Triumph. Ich weiß, daß Madame weder schläft noch träumt. Ihre Gedanken sind aufs äußerste konzentriert, das feine Hirn arbeitet. — Und da blitzt's in den Augen auf, hart, klug — nur eine Sekunde — aber ein richtiger Blitz! — Mich frappiert's. Den Blitz sehe ich zum erstenmal. Wenige mögen sich rühmen können, ihn gesehen zu haben. Und wieder empfinde ich das Grauen, die wilde Abneigung, die als Reflexbewegung dagegen aufzuckt.

Aber ich bleibe stumm. Zu sagen, was ich denke, wäre eine Dummheit oder eine Brutalität. Serner würde mich mitleidig lächelnd ansehen, Madame mir nachsichtig den Puls fühlen, wenn der Gedankenleser Carén es ausspräche: ‚Ich will Ihre Protektion nicht, Madame, weil ich Ihre Triebfeder nicht kenne; ich will keine fremde Hand in meinen Angelegenheiten, so fest und klug sie auch sein möge; denn sie ist mein Unglück. Ich weiß nicht, Madame, was Sie in der Minutenpause jetzt dachten, aber ich weiß, daß es eine Teufelei war. Sie sind so viel klüger als ich (wie oft soll ich Ihnen das versichern!), Sie wollen mein Bestes — doch wozu jemand Sympathien aufzwingen, der, ob Schwächling oder nicht, entschlossen ist, seine eignen Wege zu gehen?

Sie gängeln mich — und Sie gängeln mich doch nicht!'

So denkt, so fühlt der Mensch Carén — der Botschaftsnovize schaut schweigend ins Leere.

Auch Madame gelüstet es nach keiner Unterhaltung mehr. Sie hat im Augenblick des Nachdenkens die Fäden wieder erhascht, die ich zerrissen habe. Das genügt ihr. Sie erhebt sich: „Sie entschuldigen mich auf eine Viertelstunde, Herr Graf?"

„Darf ich mich dann gleich von Ihnen verabschieden, gnädige Frau? ... Ich bin pressiert."

„Das dürfen Sie aber nicht sein! Was haben Sie vor? Eine Verabredung? Ich glaube nicht recht daran. — Sie sind uns ein so lieber Gast und erscheinen so selten! Sie müssen immer zwangsweise vorgeführt werden ... O, keine Verteidigung — es ist so! ... Also Sie bleiben. Sie machen mir ein wirkliches Vergnügen."

Ich knickse. Metternich würde auch geknickst haben und geblieben sein. Bismarck wäre doch gegangen.

Im Weggehen fragt die Gnädige spitz: „Du wolltest doch ausgehen, Ethel?"

„Jetzt nicht mehr ..." Die Spannung zwischen Mutter und Tochter besteht also noch fort.

Was habe ich davon? Die Kornblumenfee ist entzückend, aber schwankt zwischen Langweile und Launenhaftigkeit. Wir haben uns in einer Fensterecke zusammengethan, fern vom Liebespaar. Im Flüsterton könnten wir die beiden hübsch durchhecheln. Meine Stimmung ist danach, das frühreife Karlchen würde keinen milden Richter an mir finden. Ethel aber hat keine Lust.

Wir blättern Bildermappen durch, wir gähnen (streng gesellschaftlich natürlich), aber man kennt das verzweifelte Muskelspiel an der Schläfe bei tödlicher Langweile.

„Die Skizzen hier habe ich verbrochen. Blumen ... Blumen mit Bleistift zeichnen? Zu dumm! Nicht wahr, Herr Graf?“

„Die Farben denkt man sich dazu,“ repliziere ich geistreich.

„Versuchen Sie's mal. Da finde ich's noch verständiger, sich einen großen weißen Karton vor die Nase zu halten und zu sagen: ‚Das soll ein Rosenstrauß sein, wenn man Phantasie genug dazu hat.‘ ... Heute habe ich jedenfalls keine Phantasie dazu.“

Dabei läßt sie in einer Backfischanwandlung die ganze Mappe vom Schoß auf den Boden gleiten. Ich bücke mich danach: „Lassen Sie doch, bitte, Herr Graf ... Danke sehr, Graf Serner ... auf keinen Fall, meine Herren! Wozu hat man einen Diener!“

Die kleine Blonde, die sehr energisch wünschen kann, drückt auf den zirpenden elektrischen Knopf. Der Schwarze erscheint, distinguiert, feierlich: „Das aufnehmen da, Friedrich!“ Ihm sind solche Dienste furchtbar, die Trinkgeldhand zeigt geringe Neigung. Aber Ethel hat heute ihren Nergeltag: „Schneller ... schneller ... sollen sich die Herren vielleicht bemühen? ... Ein Blatt ist unter die Kommode gerutscht. Sehen Sie doch hin!“ Und sie schiebt ihm mit der graziösen Spitze des Lackschuhs eine Skizze zu. „Danke ...“ Sie kann höllisch schneidig sein, wie ein Satan! Dennoch hat sie etwas so Komisches in ihrem Groll, daß ich mir das Lachen schwer verkneife.

Sie merkt's. „Ja, lachen Sie nur, Herr Graf. Es ist wirklich das einzige, was noch Sinn hat — Aus Vergnügen natürlich nicht — sondern aus Bosheit oder Verachtung. O, ich könnte den ganzen Tag so lachen!“

„Ethel!“ mahnt die Gouvernante.

Auch das frühreife Karlchen glotzt verwundert.

„Du meinst, ich schikaniere den Bedienten, Asta? — Wozu ist der Kerl da? ... Zum Trinkgeldnehmen und schlecht Servieren? — Ich kann ihn so wie so nicht leiden, weil er so schamlos vor dem Gelde kriecht. Nun, er soll kriechen, dafür werde ich sorgen! ... Lakaien, die immer erst hingucken, was ihnen in die Hand gesteckt wird, und danach den Ueberzieher gut oder schlecht anziehen — das sind schlechte Lakaien, und außerdem verächtlich."

„Was du dich über einen Bedienten aufregen kannst, Ethel!"

„Du meinst, weil alles im Grunde Dienstbotennatur ist und vor dem Gelde kriecht? ... Nun, ich krieche nicht vor dem Gelde — ich gewiß nicht." Das reizende Gesicht kann in so unmotivierter Leidenschaftlichkeit energisch, fast hart aussehen, die Augen können sprühen.

Asta schüttelt das braune Haupt: „Ethel, gehört das hierher?"

Du hast recht, königlicher Nacken, in deiner eisigen Vornehmheit. Lakaien sind Sachen, über die man sich nicht ärgert, die man einfach fortwirft, wenn sie einem nicht mehr passen. — Und doch ist mir deine blonde Schwester mit ihrer kleinen menschlichen Schwäche lieber. In ihren Adern pulsiert noch Blut, Leben, die kann sich noch ärgern, empören. Und solltest du, Grünaugige, den inneren Zusammenhang der Verstimmung nicht kennen? — Ich kenne ihn! Noch ehe die Kornblumenfee entschuldigend zu mir sagt: „Nicht wahr, ich bin recht kindisch, Herr Graf? ... aber ich muß jetzt unbedingt jemand haben, den ich schikanieren, mißhandeln, treten kann. Wenn mir in meinem Zimmer das Falzbein, 'ne Feder hingefallen ist, klingle ich nach dem Schwarzen — beim Sofakissen dito. Und das freut

mich, wenn er sich so widerwillig bückt! Tiefer... tiefer!... Ich möchte ihn den ganzen Tag treten und immer wieder treten — wie ich doch auch getreten werde!" fügt sie in herbem Monolog hinzu. — „Ach, Herr Graf, freuen Sie sich, daß Sie nicht mehr so reich sind! Ich kann den Reichtum gar nicht mehr leiden!"

Geflissentlich überhöre ich die bittere Wahrheit der letzten Worte, frage spöttelnd: „Wenn der Schwarzrock einmal streiken sollte — und der reizende Fuß irgend ein würdiges Maltraitierobjekt brauchte, dann nehmen Sie, bitte, mich. Ich habe auch etwas vom Lakaien an mir."

Da lacht sie wieder: „Sie — und Lakai! Sie treten selbst viel zu gern. Und wenn ich Sie auch treten wollte... ach, Sie sind langweilig!"

Unsre spärliche Weisheit ist damit erschöpft. Fräulein Ethel wünscht ketzerischen Gedanken allein Audienz zu geben und übt neben mir Brandmalerei: der neueste Unfug der Damenwelt!

Mir ist's recht. Nicht als ob ich träumen wollte! Dazu sind meine Sinne seit langem zu überreizt — heute sogar hell. Während ein Sonnenstrahl meine gräfliche Nase kitzelt und ich wahrscheinlich ebenso schläfrig dreinschaue wie der Tiergarten (er trägt schon den Junistaub, und die Blätter kokettieren nur noch mattblinkend mit dem harten Licht der Hundstage), habe ich meine weisen Gedanken über den glänzendroten Ziegelbau der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche, der gerade vor mir sich aus dem müden Grün hebt — neben sich den Charlottenhof. Kneipe und Bethaus dos-à-dos. Wie bequem es die Protestanten doch haben!

... Auch Erinnerungen kommen. Ich habe oft hier gefrühstückt als junger Offizier, als Student. Das gleißte und glänzte alles im Morgentau, die

Vögel hatten so frische Stimmen, das Laubwerk duftete in der klaren, kühlen Morgenluft. Der schlechte Kaffee schmeckte vorzüglich. Draußen wurde der dampfende Wallach auf und ab geführt — ich höre das feine Klirren der Kandarenkette, das leichte Schnauben. Immer wieder kommen Leute, gesund, lustig, wie ich sie jetzt nie mehr sehe, andre reiten vorüber auf dem weichen, taufeuchten Sande ... Da hatte der Tiergarten etwas von meinem geliebten Pariser Bois. — Ja, Louis, als wir noch jung waren und um sieben Uhr morgens schon unsre zwanzig Kilometer Galopp im Leibe hatten! ... Heute sehe ich auf denselben Charlottenhof und dasselbe Blättermeer, das ihn umwogt. Die Erinnerung sucht mich — und auch sie ist schal.

Ich lebe eben unter einem Zwange, dem Zwange meines suspendierten Berufs, bei dem es sich so sehr darum handelt, ob man scharf sehen, charakterisieren, richtig schließen kann. Diesmal handelt es sich freilich nur um ein schönes Mädchen und um einen jung-alten Dackel. Ja, man kommt 'runter! Die Spürnase versucht sich in der niederen Jagd. Dennoch, wenn mir der Botschafter gesagt hätte: ‚Carén, hier ist eine Sache von eminenter Wichtigkeit — man hat auf die Prinzessin X. X. ein sehr minderwertiges hohes Haupt gehetzt ... Uns liegt alles daran, daß Sie über jede Phase des Verhältnisses zu rechter Zeit unterrichtet sind, und daß Sie eventuell ... Verstehen Sie?‘ — ‚Jawohl, Exzellenz‘ — diese Riesenintrigue würde in mir vielleicht einen klügeren Diplomaten, schwerlich aber einen mitleidsloseren Horcher gefunden haben als das werdende Liebespaar auf den Rokokofauteuils kaum zwei Schritte von mir.

„Gnädiges Fräulein waren natürlich auch in Nizza?“ Das frühreife Karlchen strengt sein Gehirn fabelhaft an.

„Fast jeden Winter."

„Gefallen?"

„Ja ... nein ... Ich liebe diese Riesenhotels nicht!"

„Allerdings. Man weiß nie, neben wen man bei der Table d'hote zu sitzen kommt. Ich war voriges Jahr in Meran eingebettet, in der Pension, zwischen einem sehr distinguiert aussehenden Deutschen und einem Oesterreicher, schwarz, ekelhaft — ich versichere Sie, ganz Stallknecht zweiter Güte. Und wie Gott den Schaden besieht, ist's ein Graf Gangel, uraltes Geschlecht. Ich war einfach baff. Die Aristokratie scheint doch da drüben zu degenerieren."

Meine Nasenflügel zittern. Ich bin in der Versuchung, Serner freundlich zu sagen: ‚Heben Sie das geistreiche Haupt höher, Sie werden im Spiegel konstatieren können, daß die Degeneration nicht das Schicksal des österreichischen Adels allein ist.'

Asta fragt nur gleichgültig zurück: „Und der andre?"

„Ja, Herr Meyer, Schulze, was weiß ich ... Aber doch bezeichnend, nicht wahr, gnädiges Fräulein?"

„Sehr bezeichnend, Herr Graf."

So wogt die Unterhaltung in uferloser Langweile. Vorläufig haben die beiden ihre Eigenart noch nicht erfaßt. Einmal sogar fragt in halber Verzweiflung Serner, der nie Causeur war: „Sie waren doch auch an der Riviera, Carén?"

„Wie befehlen?"

„Ob Sie an der Riviera waren?"

„Allerdings, mein Bester, in Monte Carlo, um zu jeuen. Waren Sie aus andern Gründen da?"

Das frühreife Karlchen lächelt überlegen: „Aber gewiß, ich bitte Sie, das Mittelmeer in allen Farben schimmernd ... tiefblau ... purpurn ... und die Brandung, die den weißen Fels peitscht."

„Ferner, sollten Sie das nicht aus dem Bädeker haben?"

„Wieso?"

„Weil ich Sie kenne, Karlchen. Ihnen war die Strandpromenade in Bordighera ebenso langweilig wie die Palmen. Sie hatten Heimweh nach Ihrem geliebten Berlin ... Wissen Sie noch die zwei Tage in der Altmark? — Er ist nämlich auch da ein Gemütsmensch, gnädiges Fräulein. Auf der Schweinsjagd packte es ihn urplötzlich, er konnte es absolut nicht mehr auf dem Anstand aushalten, mußte zurück nach Berlin ... Dressel ... Operette und so weiter. Ueberließ mich großmütig einem Keiler, der mich anschnitt wie ein Filet."

„Aber, lieber Carén, ich war doch beinahe schon in Stendal, als Ihnen das Malheur passierte!"

„Sehr richtig. Aber da es eigentlich Ihr Stand war und Sie folglich der Keiler ebenso angenommen hätte, kann ich Ihr übertriebenes Heimatsgefühl nicht preisen."

„Sie spötteln über jedes Gefühl, Herr Graf Carén." Die Grünäugige sieht mich ruhig an. Ruhig? — Auch in den Augen von Statuen kann ich zurzeit lesen. Sie ist empört. Hier ist dein wunder Punkt. Alles könnte ich ungestraft verhöhnen — aber auch das vagste Heimweh nicht. Und gerade darum thu' ich's! Ich will dich heraus haben aus deiner vornehmen Kühle, ich will deine Augen blitzen sehen vor Verachtung gegen den Heimatlosen.

„Gnädiges Fräulein meinen also, ich sollte Achtung haben vor einem Lokalpatriotismus?"

„Haben Sie wenigstens nicht irgend ein Heimatsgefühl, Herr Graf Carén?" Sie wird warm.

„Ich wünschte, ich hätte etwas derart, meine Gnädigste ... Aber urteilen Sie selbst. Ein Fetzen

meines Heimatsgefühls gehört dem wilden Lande jenseits der Weichsel, wo meine Wiege stand — ein andrer Paris, wo sich die Frauen am chicsten anziehen — ein dritter Wien, weil kein Vehikel über einen ‚weanerischen Fiaker‘ geht — ein vierter Ostende, weil ich mich da mal sehr gut amüsiert habe . . . Der Fetzen sind viele, das kann ich beschwören. Aber wenn ich mir aus ihnen einen Galafrack zurecht machen ließe und irgend ein Neugieriger käme dazu, mich auf Grund dieser Maskerade zu fragen, welchem Lande meine Heimatsgefühle denn nun wirklich angehörten — ich müßte mein Haupt schütteln.“ Ich sage den Unsinn nicht mal höhnisch, sondern mit einem leichten Bedauern.

Und die Grünäugige versteht die flache Ironie doch. Aber keine Reprimande, keine Antwort gleichen Wertes, sie sieht mich nur langsam von oben bis unten an, und die Augen glänzen dabei im tiefsten Meeresgrün.

Ich darf also fortfahren: „Ja, wer seine Heimat so schön beisammen hat wie mein guter Freund Serner, dem alles, was er liebt und haßt auf Erden, zwischen dem alten Schlosse und dem Brandenburger Thore liegt — der mag konzentrierter fühlen.“

Das frühreife Karlchen räuspert sich, er hat keine Ahnung, worauf ich hinaus will. Die Grünäugige weiß es. Die will ich ja auch ducken.

Und ich ducke sie auch. Es ist so leicht einem Waffenlosen gegenüber. Sie ist waffenlos. Ich fühl’s an dem heißen, gequälten Blick, der sich verkriechen möchte — und doch mutig gerade mein Auge sucht. Ja, mein Schatz, ich will dich quälen! Ich zerpflücke dir vor den Augen erbarmungslos das, was du am meisten liebst, und was du doch nicht besitzest: deine Heimat.

Ich bohre die Nadel tief hinein in die wunde

Stelle. Du zitterst, du zuckst, du wehrst dich nicht — du hast keine Heimat! Ich habe sie auch nicht. Wenigstens mögen das die andern glauben, die blonde Ethel, die nervös den Gummiball plötzlich so drückt, daß der glühende Platinstift ihr fast die Finger verbrennt, — und Karlchen, der gelangweilt sein Monocle in den Lüften tanzen läßt. Ich predige ja auch wie ein Handlungsreisender die goldene Weisheit des sinkenden Jahrhunderts: die große Internationalität, die die mittelalterlichen Fesseln verachtet, weil sie der junge Lenz besseren Gefühls jauchzend zersprengt hat. Ich ziehe mein Vaterland aus und schmeiße es in einen Winkel wie ein schlechtes Kleid, nicht mal für einen Bettler mehr gut genug. Wenn es nur Sinn hätte! Wenn ich wenigstens eine Egaliténatur wäre, die ein Königtum sans phrase über Bord wirft, weil sie ihr eignes auf dem führerlosen Schiffe zu gründen gedenkt! — Ich werfe mein Königtum über Bord, nur um ein Weib zu quälen . . .

Und der Lohn meiner Thaten kommt über mich. Wie ich die Nadel langsam quälend tiefer stoße mit heimlicher Freude, fühle ich das häßliche Kältegefühl dieser Wunde in meinen eignen Nerven prickeln. Ich bin fünf Minuten wirklich der, der ich scheine — ein abgeblaßtes Subjekt, das nicht mit einem Schwert gerichtet werden dürfte, sondern mit einem Strick. Und das müssen mir die grünen Augen erst sagen; sie sehen über mich hinweg, gleiten an mir vorüber, der Komödiant hat seine Rolle bis zu dem Punkte gespielt, wo er Mitleid verdient und Verachtung zugleich.

Die grünen Augen gönnen mir beides. Jetzt darf die Statue mir sagen: „Denken Sie wirklich so? Was bleibt uns dann noch übrig, die wir wirklich keine Heimat haben!"

„Wieso, gnädiges Fräulein?“ Karlchen fällt aus irgend einem Himmel, in dem er behaglich geschlummert hat.

Die Blonde sieht ihn und mich von der Seite an. „Er hat doch laut genug gesprochen! Er ist eigentlich weder Graf noch Offizier noch Attaché — noch Deutscher: er behauptet, er wäre nichts.“

„Carén?“

„Jawohl, Graf Carén!“

„Sonst sind Sie doch gesund, Carén?“ Karlchen zwinkert überlegen.

Die Blonde packt ihren Brennapparat zusammen und sagt gleichgültig: „Du ärgerst dich wohl, Asta? — Ich glaube ihm kein Wort! Er hat uns Le Forts nur mal wieder klar machen wollen, daß wir sehr wenig sind und er sehr viel ... Aber vielleicht haben Sie ganz recht, Graf Carén: es ist viel besser, wenn man kein Vaterland hat wie Sie, da braucht man sich nicht weiter aufzuregen wie Asta vorhin. Ich zum Beispiel fühle mich ohne Vaterland recht wohl.“ Darauf schlendert sie lässig, graziös mit ihrem Kasten durch die Mitte ab.

Karlchen aber, dessen langsame Gehirnfunktionen die Treppenwitze lieben, antwortet ihr noch, lange nachdem die Thür ins Schloß gefallen: „Idee! ... Zu guter Letzt ist Carén doch ein Preuße.“

Zu dienen, Herr Graf. Die blinde Henne hat diesmal wirklich das Korn gefunden. Das ärgert mich.

Die Grünäugige schweigt wieder mal. Ich habe sie ducken wollen, und wie Gott den Schaden besieht, ducke ich mich selbst.

*

‚Zu guter Letzt Preuße!‘ — Das muß einem Carén ein Serner sagen! ... Ich spiele doch mit

Dingen, mit denen ich niemals spielen sollte. Hinterher empört es mich direkt.

Liegt dir denn an dieser Parvenutochter so viel, mein Junge, daß du, bloß um sie zu ärgern, zu quälen, auf dein Bestes beinahe verzichtest? — Du schleppst deinen Stammbaum nicht mit dir herum wie noch größere Laffen — du kennst ihn genau genug!

Deine Ahnen sind allerdings keine Preußen. Sie sind auch nicht Edelleute von Gnaden der Burggrafen von Nürnberg — sie waren des heiligen römischen Reiches Raugrafen, noch ehe der erste Hohenzoller in seine Mark einritt. Sie waren große Herren und haben manchmal wohl sehnsüchtig nach einem kleinen Fürstenhut ausgeschaut, und doch zogen dieselben Caréns in einer Novembernacht über den Rhein nach Preußen, weil sie das aufgedrungene Sonnenkönigtum jenseits nicht ertrugen. Sie opferten viel, weil sie sich nicht selbst opfern wollten. Und sie fanden die neue Heimat und liebten sie; sie haben auf den preußischen Schlachtfeldern geblutet wie wenige, bis ein einziger kümmerlicher Ast blieb. Der letzte grüne Zweig, an dem bin ich . . .

Hast du vergessen, Louis Carén, daß es stets nur ein Mittel gab, dein weiches Rückgrat zu steifen — eben dies Heimatsgefühl? . . . Wer soll denn überhaupt ein Heimatsgefühl haben, wenn nicht wir preußischen Edelleute, denen die Heimat doch alles gab! — Wen hat es bei aller Lumperei stets im Tiefinnersten gewurmt, daß die Fremde uns Deutsche so völlig ausquetscht, entmannt, zum Gespött macht der Lümmels jenseits des Kanals? — Wer antwortete einer großen Dame auf ihre französische Frage deutsch, obgleich er in Paris das Deutschdenken fast verlernt hatte, so sympathisch war ihm die gomme? — Und als die große Dame darauf mit

dem Fächer eine verwunderte Bewegung machte und lächelnd sagte: „Ah, c'est drôle! monsieur Chauvin en tenue d'un diplomate prussien . . .!“ — wer verbeugte sich tief, indem er ruhig erwiderte: „Sie schmeicheln, Madame!?“ — Derselbe Mann bummelte dann an demselben Abend die Boulevards hinab bis zur Porte St. Martin und murmelte verbissen wohl zehnmal vor sich hin: „Wenn ich Nachkommen haben sollte — mögen sie meinetwegen Räuber werden und Mörder — aber sie sollen in tausend Jahren nicht vergessen, daß sie Preußen sind!“

Und das war keine Phrase.



Neuntes Kapitel.

Strohfeuer haben das Gute, daß sie rasch erlöschen, und Dummheiten, daß man sich lange über sie ärgert. — Beides liegt jetzt hinter mir. Ich bin wieder der kühle Beobachter ... Ob die mit den grünen Augen nun ihr Vaterland auf der Sonne oder auf dem Monde hat, ist mir so gleichgültig wie sie selbst.

Mein Tagebuch schreibe ich doch weiter. — Eigentlich verdient's den Namen kaum. Es ist die kleine Komödie, die jeder Tag jedem zeigt — völlig wertlos für mich. Aber was thut man nicht alles aus Langweile! Und wie es Höflinge giebt, die es vierundzwanzig Stunden aufregt, ob Serenissimus beim Aufstehen allegro oder adagio geniest hat — so beschäftigt mich der Flibustierkrieg des Daseins. Die, die große Schlachten schlagen, kümmert die Buschklepperei nicht. Mir ist die Tragödie versagt — begnügen wir uns also mit der Posse.

Heute habe ich ein Rendezvous — Josty am Potsdamerplatz — fünf Uhr Hochsommernachmittags — entzückendes Mädchen.

Obgleich ich so tugendhaft bin wie ein Hühnerhund an seinen Korallen freiwillig gehorsam — bei diesem Stelldichein habe ich nur die Qualitäten eines

Großpapas. Der haarsträubend unpünktliche Engel, der mich bereits seit einer halben Stunde warten läßt, heißt Ethel Le Fort.

Bei Josty wird mir das Warten nie lang. Die zeitungfressende Gesellschaft an den kleinen Kaffeetischen im Vorgarten ringsherum sehe ich natürlich nicht. Es ist der Potsdamerplatz, der häßlichste von allen Berliner Plätzen, der mich zieht. Schuf ihn ein Künstler, so verdiente er geprügelt zu werden! Ohne Größe, ohne Form, ohne Symmetrie — ein lebensgefährlicher Konflux von fünf Straßen, auf den die Berliner stolz sind. Was das Gesindel hier reizt — Gott weiß es. Wohl das Massengewimmel, die tierische Ausdünstung, das Je ne sais quoi der Gemeinheit, das sie angenehm wittern, sobald ihrer viele beisammen sind. Oder sollten sie bis zum Kern durchgedrungen sein und wenigstens ahnen, was diesen Platz zum eigenartigsten von Berlin macht?

Mir springt es immer wieder in die Augen, das tolle Widerspiel zwischen der armen, harten Kur Brandenburg und dem reichen, verschwendenden Kaisertum, das hier die Häuser, die Menschen, die Tiere beinah vollführen.

Es ist der erbitterte Kampf zwischen dem Alten und dem Neuen, die sich nicht mischen können, nicht mischen mögen. Vielleicht ist es auch nur das Phantom meines nicht übermäßig geistreichen Hirns. Aber, wenn ich mir das alte graue Haus an der Potsdamerstraßenecke ansehe und die kleinen Quaderwürfel im Schinkelstil, die trotz der Säulenfront nüchtern, wie nur preußische Hauptwachen sein können, den Eingang zu der Leipzigerstraße flankieren — dann packt's mich immer seltsam. Sie sind häßlich, kahl, ich mag sie nicht, weil sie wie die verkörperte Hungergeschichte der hungrigen Mark mitten in diesem

reichen, modernen Berlin stehen und dabei hochmütig zu sagen scheinen: ‚Wir sind das alte, eherne Brandenburg. Vergeßt nie, daß wir arbeiten, darben, frieren mußten, finster, stumm durch Menschenalter, um euch groß zu sehen! Damit ihr schwelgen könnt, hungerten wir.‘ — Und wie lächerlich sich daneben die Riesenkasten blähen, der Fürstenhof, bel Levy, das Palasthotel! Häßlich sind sie auch, dünkelhaft wie echte Emporkömmlinge. Dennoch lieben wir sie. Wir lieben überhaupt den nachgemachten Prunk, den gestohlenen Stil, weil wir ohne Arbeit schnell genießen wollen. Und deshalb passen uns auch die hungrigen Mahner an den Ecken nicht.

Und der verbissene stumme Kampf der Zeitalter dauert fort. Auch die Straßen kämpfen ihn weiter. Es ist ein wildes Gewimmel um den Kandelaber in der Mitte und den reitenden Schutzmann — pläsierlich für die andern, lehrreich für mich.

Was englisch oder galizisch Vollblut unterm Sattel oder vor der Chaise hat — was aus Tradition näselt — was krummnasig und reich: das prescht durch die goldene Pforte der bel Levy-Straße zum Tiergarten. Mein Weg früher. Was sich in die Potsdamerstraße verliert, ist, wie die beiden Häuser am Eingang, das Alte und das Neue: der absterbende preußische Kanzleirat mit dem verschluckten Ladestock und der vorsichtige Streber — ein ehrliches half and half. Die Regierung pflegt sich aus dem Viertel ihre Minister zu holen. Glück auf! Die Geheimratsbourgeoisie treibt hier ihre schweifwedelnde Opposition. Was noch von Brandenburg in den Kerls steckt, ist der Unteroffizier und der blinde Gehorsam. Die Weltstadt gab ihnen die vorsichtige Gesinnungslosigkeit dazu. Ich bin schroff, weil es mein Weg nie war. — Auch in die Königgrätzerstraße gehöre ich nicht, obgleich sie die preußischste

von allen ist. Sie führt ja auch zum Brandenburger Thor. Und wenn ich vom Potsdamer Bahnhof her eine schäbige Droschke zweiter sich durch den Massenknäuel des Platzes durchwinden sehe, so ist's sicher ein alter General mit hoher Wilhelmsmütze und vorschriftsmäßiger Binde, einer von denen, die unsre großen Schlachten geschlagen haben.

Hast du es vergessen, weltstädtisch sich modelnder Platz, daß die in der Droschke zweiter dich eigentlich geschaffen haben? Ich habe die alte preußische Schule zuweilen gern, obgleich man unwillkürlich aus seiner laschen Dandyhaltung zusammenfährt; aber die alten Herren haben uns nicht gern.

Meinetwegen. Wir Jungen sind schon zu lange aus der strammen preußischen Haut herausgewachsen, wir sind die Weltstadt, das Kaiser-Berlin. — Darum gebührt uns die Leipzigerstraße. Seltsame Ironie, daß der Weg zur Welt, zur Größe, zu dem Millionengewühl der Riesenstadt zwischen den beiden brandenburgischen Wachthäusern hindurchgeht! Sie ist wunderbar, diese breite, gerade, riesige Straßenlinie, die sich nie leert, nie verstummt, deren Ende im Dunst jenes fabelhaften Berlins verschwimmt, das wir Ritter vom Lackschuh nicht kennen. Von Josty sieht man gerade hinein. Ich thue es gern mit halb zusammengekniffenen Augen, weil es komischer und gewaltiger zugleich ist, diesen Ameisenmarsch nur verschwommen zu sehen: die Droschken erster mit den blutjungen Lieutenants und die aufgedonnerten beautés der Ackerstraße, dies Pferdebahn- und Omnibusgewoge, gefaßt, fast getragen von dem Menschenstrom, der auf den Trottoiren vorüberrollt, hervorragend nur durch die Zahl, weil er den Zwang der Individualitäten abgeschüttelt hat. — Manchmal ist mir, als wenn diese Menschheit wie ein Riesengewicht auf mir lastete, dann wieder, als zöge mich der Strom mit

hinein, ohne daß ich es wollte — blöde Befürchtungen, die mit meiner verfahrenen Situation und der Geldlosigkeit zusammenhängen. Dennoch kommt mir immer die Frage: ist diese Straße die Fontanelle, durch die das Berlin der Arbeit, das große Berlin, seinen hemmenden Müßiggang, seine unnütze Eleganz, seine überschüssige Kraft überhaupt nach dem Westen abführt, — oder ist es der große Schlund, der nur verschlingt?

Mir scheint, es ist der Schlund. Und auch ich steure dem Schicksal der Allgemeinheit, dem gemeinen Schicksal der Mittelmäßigkeit entgegen, wie ich's verdiene. So weit ist jetzt meine Philosophenweisheit. Graf Serner kann ruhig sein — ich bin einer aus seinem Beritt!

Zu dem Schluß bei Josty zu kommen, während die Hitze, der Dunst, das Weltstadtparfüm, pikant gemischt aus Staub- und Schweiß- und Sprenggerüchen, über dem Platz wie feiner Nebel liegt!... Was würde die Dame mit den Saphiren, die verflossene Gräfin Lagrange bei diesem Raisonnement gesagt haben? — ‚Louis, du bist wohl plötzlich blödsinnig geworden!' Diese Luft ißt sie ja mit förmlicher Gier, weil sie ihr Lebenselixir ist, wie es auch meines war.

Gott sei Dank, giebt es noch Oasen in dieser Miasmenwüste, dieser Wüste, die ich zu hassen beginne, weil ich merke, daß sie meine achtundzwanzig Jahre vergiftet hat — und noch vergiftet.

‚St! st! ... Aufgepaßt! ... Süßer Käfer!'

‚Sucht jemand ... schon versorgt.'

‚Kannst du gar nicht wissen! Wenn sie sich an den runden Tisch da allein setzt — ich mache mich 'ran.'

Ich sehe absichtlich nicht auf, mich ergötzt diese Aufregung, der die Ernüchterung folgen muß. End-

lich scheint sie mich entdeckt zu haben. Stühle werden gerückt. „Pardon" — verbindliches: „Bitte gehorsamst."

„Guten Tag, Herr Graf."

Ich fahre mit einiger Ueberraschung auf: „Ah, gnädiges Fräulein, quelle chance!" Und während ich ihr den umgelegten Klappstuhl präsentiere, fixieren mich ein paar Provinzboxer in Zivil mit neugieriger Entrüstung, als wenn sie sagen wollten: ‚Natürlich, unterm Grafen thut die's nicht!' — Ich lächle. Bürgerliches Linienfußvolk, das noch spitze Stiefel trägt, sind wir freilich nicht.

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung" ... Die Kleine ist sehr echauffiert: „Sie wären wohl gleich gegangen? Ich bin ganz unschuldig daran." Sie reicht mir die weißbeschuhte Hand. Den Belohnungskuß darauf für langes Warten gönnt sie mir nicht, ich thät's zu gern — das weiß sie. Und sie möchte uns beide nicht in Versuchung führen.

Ethel ist wieder im Ostendekostüm, die berückende Jugend, die bezaubernde Anmut selbst. Bei dem Hauch dieses Mundes ist's mir wirklich, als atmete ich den frischen Duft einer Blume. Sie befiehlt Limonade, läßt sie stehen und sieht auf den Platz. In schelmischer Koketterie zeigt sie gerade so viel von dem reizenden Fuß, um die Boxer verrückt zu machen. Kokett ist sie. — Eine süße Koketterie, ohne die jede Siebzehnjährige langweilig sein würde. — Das Menschenchaos interessiert sie. Wenn in ihr auch ein Stück Gräfin Lagrange steckte! Eine flüchtige Aehnlichkeit ist da, aber höchstens wie zwischen einem Jockey und einem Herrenreiter im Dreß. Auch ich beginne zu träumen. Es ist das unbestimmte Tosen, der verschwommene Laut.

„Sind sie glücklich, Herr Graf?" fragt sie plötzlich schelmisch. Die dumme Berliner Redensart,

die gerade vom Lieutenant bis zum Schusterjungen erbarmungslos maltraitiert wird. Ethel hat sie sofort erfaßt, wie ein echter gamin. Warum klingt die Dummheit, die mich bei andern wütend macht, aus diesem Munde so pikant?

„Wenn ich Sie sehe, gnädiges Fräulein, selbstverständlich glücklich!"

„Phraseur!"

„Danke."

Dann lacht sie auf. — „Soll ich den Schmeichler strafen? Soll ich sagen: Wenn zu Ihrem Glück weiter nichts gehört als meine Wenigkeit, Herr Graf — hier bin ich — nehmen Sie mich — behalten Sie mich bis an mein sanft-seliges Ende? — Ich bin freigebig — was?"

„Versuchen's gnädiges Fräulein lieber nicht! Ich könnte ‚Ja' sagen, aus dem Scherz würde Ernst. Ich möchte ungern die reizendste Dame Berlins weinen sehen . . ." In diesem Augenblick durchrinnt mich wirklich ein warmes Gefühl: das Mädel würde dich retten.

Ethel sieht mir ruhig ins Gesicht. Mit einem flüchtigen Schimmer von süßer Schwermut. „Weinen würde ich nicht — aber auch nicht lachen. Es wäre ein großes Unglück für uns beide. — Ich möchte Sie nicht unglücklich machen." Im Selbstgesprächstone fährt sie fort: „Sie sind ein Schmeichler, meinen nie, was Sie sagen — und doch habe ich Sie gern."

Wie ich's so wiedergebe ohne Kommentar, war's unpassend, die wenig verblümte Liebeserklärung von einem kleinen Mädchen, die mich entzücken sollte. Aber ich verstehe sie ganz genau, ich weiß, was das ‚gern' heißt — es ist das Gefühl, über das wir beide nie hinauskommen können, so gern wir auch möchten.

Weswegen mich die Kleine bestellt hat, weiß ich noch nicht. Irgend ein nervöser Zug in dem Gesicht sagt mir, daß sie thöricht plaudern und zugleich ernsthaft ihr Herz ausschütten möchte. Ihr Herz? Hm! Ich glaube, vor ihr ist noch kein hübsches Mädchen auf den Gedanken gekommen ohne Nebengedanken. Der Beichtvater Louis Carén — nicht übel! Also tippen wir ein wenig. Wo ist die wunde Stelle? — „Und wie geht's zu Haus, gnädiges Fräulein?"

„Vortrefflich! Alles läßt bestens grüßen... Nein, was ich doch lügen kann! Die haben ja keine Ahnung. Wenn Mama jetzt vorüberkäme! Ich bei Josty am Potsdamerplatz, dicht am Gitter — mit Ihnen allein! — Was bei Asta entzückend wäre, ist bei mir schamlos berechnend."

Also jetzt die Beichte! Ich beuge mich diskret zu ihr. Sie soll leise sprechen, ich will auch kein Wort verlieren. Aber da kutschiert zum Unglück ein Bekannter vorüber: Tandem — zwei edel gezogene Vollblüter — fährt sie ein, das Vorderpferd tanzt nur so — „Tag, Carén."

„Tag, Tag!" winke ich zurück. Und wenn ihm die Schinder ventre à terre losrasten, zu Josty nach einem hübschen Mädel äugen, das müßte er doch noch! Das wird einen haarsträubenden Kasinoklatsch geben: Carén... dieser Frechdachs... aber wieder bildhübsches Weib. — Wo der den Riecher nur her hat! Ich höre förmlich, wie es weiter geht: „Ballett... natürlich — Wenn's was Anständiges wäre, säße sie doch nicht mit Carén zusammen!" — Und das thut mir des Mädels halber leid. Für die Kleine bin ich empfindlich. Ihr Ruf soll so rein sein wie ihr Ostendekostüm.

Der Uniformwahn der Ausländerinnen hat sie sofort ergriffen: „War das auch ein Graf?"

„Ein Prinz, gnädiges Fräulein."

Die Boxer am Nebentisch erheben sich, weil eben ein dritter kommt; es wird gewispert.

Ethel lächelt, mokant: „Haben Sie ihn wiedererkannt? — Nun, den Größten von den dreien. Er war doch bei unserm Souper." Mir dämmert's. — „Ich habe ihm einen Korb gegeben," fährt sie mit Seelenruhe fort, „er that's nicht anders. — Aber, wenn ich mir überlege . . ."

„Wenn ich mir überlege," wiederhole ich mechanisch.

Auf einmal lächelt die kleine Ethel nicht mehr. Der Liebreiz ist wie weggeflogen. Das ist der halbe Backfisch nicht — das ist ein wissendes Weib, hübsch noch, auch gut, aber eine, die mit siebzehn genau weiß, was sie will. Ich sehe die Wandlung zum erstenmal. Ist es Täuschung, daß ich in den blauen Augen etwas von der harten Energie der Mutter blitzen sehe? — Wie sie so mit dem silbernen Löffel an das leise klingende Glas schlägt, den Lackschuh ganz fest auf den Tischfuß gestemmt, da weiß ich, daß sie mich nicht zum Plaudern allein bestellt hat.

Sie atmet schwer: „Wissen Sie, warum ich Sie zu der Unterredung bat, Herr Graf?"

„Ich ahne es nicht, gnädiges Fräulein."

„Wissen Sie, warum ich die halbe Stunde zu spät kam?"

„Gnädiges Fräulein werden noch geheimnisvoller."

„Spötteln Sie nicht!"

Ich neige demütig mein Haupt. Ihre Lippe zuckt, und eine kleine Falte gräbt sich scharf in die weiße Stirn . . . „Man will mich verkaufen. Bieten Sie doch mit!"

Es liegt eine so rasende Ironie in dem Klang,

daß ich unwillkürlich nach ihrer Hand fasse und mahne: „Was ficht Sie an, gnädiges Fräulein!"

Sie lächelt. Wer kurzsichtig ist, mag süße Schelmerei darin lesen; ich weiß, daß es ein Lächeln ist, das die Züge schärft, die Linien härtet und Junge alt macht. Aber lang diese Spannung zu halten, ist zu viel für siebzehn Jahre. Sie kann ihr Schicksal nicht allein tragen, sie muß jemand haben, dem sie beichten kann — und sei's auch ein Beichtiger wie ich. Aber es klingt so rührend, wenn sie sagt: Nicht wahr, Sie fassen das nicht falsch auf, Herr Graf?"

„Ich versichere Sie, gnädiges Fräulein . . ."

„Sie sollen mir gar nichts versichern! Ich glaube Ihnen schon so."

„Nun erzählen Sie mal ganz ruhig, gnädiges Fräulein!"

Ruhig? Das kann sie nicht. Ebensogut könnte ich von einem Buchfink verlangen, daß er nicht auf den Zweigen hüpft. Aber aus dem Gezwitscher verstehe ich doch, daß man Ethel mit diesem Bomulunder verkuppeln will, koste es, was es wolle. Es ist natürlich nicht ein Schatten von Gewalt oder Ueberredung dabei. Madame will. Was das heißt, wir bei dewissen's. Die eine große, klaffende Wunde, die ein wütender Hieb schlägt, vermag auch der Schwächling mit zusammengebissenen Zähnen anständig zu tragen. Aber der Moskitoschwarm, der den Gefesselten nur eine Nacht peinigt, macht ihn wahnsinnig. Und auf den feinen, immerwährenden Stich versteht sich das Weib. Ethel kennt ihre Mutter. Sie weiß auch, daß ihr siebzehnjähriger Eigensinn machtlos gegen diesen Stahlwillen ist, darum möchte sie entfliehen, solange sie noch Kraft hat, oder wenigstens den großen Kampf kämpfen, wo man siegt, stirbt, solange noch die zügellose Em-

pörung, die ungeschwächte Jugend ihr die Nerven stählen. Was soll ich väterlicher Freund dem Kinde raten? Was meine eigne Schwäche wahrscheinlich ohne Kampf thun würde — mich sofort ergeben? Und es ist die gemeine Feigheit, die beinahe ohne Anteil fragen kann: „Haben Sie denn für den Bomulunder keine Spur von Interesse? Können Sie sich nicht wenigstens vorstellen, daß eines Tages . . ."

Ein fast verächtlicher Blick der Vergißmeinnichtaugen streift mich. „Den Bomulunder? — Herr Graf!"

Und sofort versucht der vorsichtige Diplomat zu überreden, wo er nicht überzeugen kann. „Gott, gnädiges Fräulein — er ist reich, er ist klug . . . ein hübscher Mensch, wenn Sie wollen . . . Das Zukunftsideal, an das man mit siebzehn Jahren noch felsenfest glaubt, bekommt man ja nie!"

„Sie sind wohl auch von meiner Mutter gekauft?" Wie diese roten Lippen höhnisch zucken können!

„Mich kauft niemand — am wenigsten Ihre Frau Mutter. Sie weiß, was ich wert bin."

Darauf lacht Ethel ärgerlich: „Sie spielen die Angelegenheit auf ein andres Gebiet! Wir wollten doch von mir sprechen. Soll ich Ihnen wirklich ernstlich böse werden? Denken Sie doch . . . ich den Bomulunder! . . . Wenn er dumm wäre, nichts hätte, nichts als diese unsinnige Neigung, an die sich dann mein Mitleid klammern könnte. — Oder nehmen Sie an, was viel schlimmer scheint: Er liebt mich gar nicht, es ist nur ein Geschäft, weil ich schwer reich sein soll . . . Aber der Unglückselige liebt mich ja! — Das Herz bricht ihm nicht entzwei, wenn ich nein sage, höchstens seine Eitelkeit kommt ins Wackeln. Ich glaube, bei solchen Leuten

ist Eitelkeit und Liebe dasselbe ..." Das junge Ding sieht so scharf! Es ist die unfehlbare Klugheit der Mutter — nur daß Güte noch dabei ist und Jugend ... Wer weiß denn, wie lange die Jugend und die Güte noch vorhalten, ob sich nicht bald die erbarmungslose Klugheit der Alten solo herauspellt?

Ist doch diese ganze Unterhaltung aus bitterem Haß und kindischer Albernheit so seltsam gemischt ... Entschlossen scheint die Kleine zu sein.

„Nein, Herr Graf, ich kann ihn ganz bestimmt nie lieben — nicht einmal die dreiundzwanzigsten Husaren, auf die er so stolz ist! ... Sehen Sie mal, wenn ich von Ihnen zu meinen Freundinnen spreche, da heißt's immer: Graf Carén, 6. Garde-Ulan ... Ich habe mich einmal durch Zufall dabei im Spiegel gesehen, als ich das sagte. O, wie dumm und hochmütig ich aussah! Doch ich sag's immer wieder. Graf ... Garde: das berauscht mich förmlich. Aber bitte, werden Sie nicht eitel! Zu meinem Herzen hat das keine Beziehungen. Eine Art Freundschaft mag dabei sein, obgleich Sie das gar nicht verdienen. Wissen Sie, wie ich mir bei solcher Renommage immer vorkomme? Wie jemand, der eine kostbare Vase in seinem Empfangssalon aufgestellt hat — nicht für sich, sondern für seine Freunde. Er ist stolz auf das Prunkstück, zeigt es allen ... Aber wenn er endlich allein ist mit seiner Vase, dann deckt er sie hübsch zu bis zum nächsten Empfang. Sie läßt ihn kalt. Und dann nimmt er vor, was er liebt, was nach seinem Herzen ist. Es sind sicher Kleinigkeiten, vielleicht wertlos, sogar unnütz ... doch es ist nun einmal seine Natur so ..."

Soll ich ihr böse sein für diese lächelnde Verachtung? Sie hat ja auch recht, sie weiß nur nicht, daß die kostbare Vase einen großen Sprung hat und wertloser ist als ihre Kleinigkeiten.

„Also lassen Sie den Bomulunder Bomulunder sein. Nehmen Sie an, Ihre kostbare Vase ist zerbrochen. Und nun zeigen Sie mal mutig Ihre geliebte Kleinigkeit als das wahre Juwel bei dem nächsten großen Empfang.“ Ethel weiß, was ich will, weil sie sich wohl ein wenig schuldig fühlt.

Im Augenblick ist sie wieder ganz Backfisch, der in äußerster Verachtung die Lippen kräuselt, die Achseln zuckt und das Limonadenglas mißhandelt. „Lassen Sie mich, bitte, zufrieden, Herr Graf Carén! ... Ich sollte den Jaromir heiraten? — Ich?“

„Gnädiges Fräulein, davon sagte ich kein Wort...“

„O, lügen Sie nur ruhig weiter, Herr Attaché! — Aber bestellen Sie Ihrem Freunde von mir, er könnte sich besser anziehen. Ich liebe Leute gar nicht, die solche Smokings tragen. Warum zieht er sich nicht an wie Sie? — Sagen Sie ihm das, bitte!“

„Mit achtzig Mark monatlich? Ahnen Sie, was meine Equipierung kostet?“

„Wie er es macht, ist mir ganz gleichgültig. Er soll's auch gar nicht thun! Ich will ihn überhaupt nicht sehen ... Was geht mich eigentlich Herr von Jaromir an?“ Ethel beginnt jetzt nachdrücklich den Tischfuß zu maltraitieren.

Voll Ergebung erwidere ich: „Soll ausgerichtet werden, gnädiges Fräulein.“

„Das wünsche ich wieder nicht, Herr Graf! ... Habe ich Sie vielleicht darum gebeten? Ich erinnere mich nicht.“ Kleine Lügnerin, es ist noch keine zwei Minuten her, als du mir das sehr energisch befahlst. Die blauen Augen flackern ordentlich vor Wut. Die Kornblumenfee würde mir die zerknüllten Glacéhandschuhe ins Gesicht werfen — den Limonadenlöffel dazu, wenn es nur irgendwie anginge. Auf etwas Aehnliches bin ich gefaßt.

Statt dessen schüttelt sie energisch das Köpfchen, und aus dem tiefempörten Gesicht entwickelt sich wieder das Süß-Schelmische ihrer beinahe achtzehn Jahre, das wahre Gesicht! ... „Wenn Sie ihm ein Wort sagen würden, ich wäre Ihnen ewig böse, Herr Graf! Meinen Sie im Ernst, ich hätte wirklich solche Gedanken? Er ist so nett und so arm! Nein, bestellen Sie ihm gerade Grüße von Ethel Le Fort, und er möchte doch recht bald kommen ... denn der Diener ... Ach, Sie wissen ja noch gar nicht, Herr Graf! Der Kerl ist nämlich so frech gewesen (natürlich auf Befehl), Herrn von Jaromir hinauszusagen: das gnädige Fräulein wäre bei der Toilette, und die gnädige Frau bedauerte sehr. — Ich bei der Toilette, nachmittags um vier! Das ist ja zu dumm! Und deshalb behandle ich den Kerl eben, Sie wissen ja ... Mama ist wütend. aber ich lasse ihn nach wie vor apportieren wie einen Hund. Warte du! denke ich. Jetzt hat er gekündigt, fast unter Thränen, weil man es mit dem jungen gnädigen Fräulein nicht aushalten könne. Ist das nicht famos? — Uebrigens sagen Sie ihm lieber gar nichts, Herr Graf. Wenn Herr von Jaromir mich durchaus sehen will, kann er's ja noch einmal versuchen."

Die Beichtgelüste scheinen sich bei dieser konfusen Philippika ausgetobt zu haben. Sie versucht den Lackschuh durch die Staketen zu zwängen, um einen träumerischen Mops zu ärgern, der in mürrischer Weltvergessenheit vorbeitrollt. Dann lächelt sie einem kleinen Mädchen zu, das zutraulich näher kommt und mit Kuchen über den Zaun weg regaliert wird. Bei mir tritt der Potsdamerplatz wiederum in seine Rechte. Ich sehe mit einer Art teuflischem Vergnügen, wie der Schlund der Leipzigerstraße ohne Unterlaß das schwarze Ameisengewimmel einsaugt.

Und endlich ist es der neugierige Beichtvater selbst, der das Schweigen bricht. Hat ihm der erbarmungslose Schlund menschenfreundliche Gefühle eingegeben, — oder mephistophelische? Chi lo sa.

„Aber, gnädiges Fräulein, verzeihen Sie, was beabsichtigt nun eigentlich Ihre Frau Mutter damit?"

Ethel lächelt müde: „Ja, was?"

Ich markiere die praktische Vernunft, die mir durchaus fehlt: „Was kann sie an dieser Verbindung für ein Interesse haben? . . . Der Le Fortsche Reichtum ist notorisch, und die Befürchtung, daß dieser erste Bewerber auch der letzte sein könne . . . Haben gnädiges Fräulein vielleicht einen Taschenspiegel bei sich?"

Ethel hält sich zum Erstaunen der Nebentische beide Ohren zu und ruft: „Schluß, Herr Graf, Schluß . . . Sind Sie jetzt fertig?" Dann fragt sie treuherzig: „Warum wollen Sie mich eigentlich noch eitler machen, als ich schon bin?"

Ich aber fahre unbeirrt fort: „Also sind's rein mütterliche Gefühle. Man will Sie glücklich sehen, selbst gegen Ihren Willen?"

„Glücklich? — Ach, wie gefühlvoll Sie sind, Herr Graf! Als wenn meiner Mutter jemals an meinem Glück etwas gelegen hätte." — Das ist hart, fast grausig aus dem roten, jungen Munde. — „Wissen Sie, was der Wahrheit viel näher kommt? Man hat Angst, daß ich eine Dummheit mache . . ."

„Die zu kontrekarrieren Ihre Mutter doch immer die Macht hätte."

„Wer weiß, Herr Graf . . . Denken Sie, ich habe keinen Willen? — Wir täuschen uns, Graf und Edler Herr Carén! Ethel Le Fort ist sehr flatterhaft — Ethel Le Fort verliebt sich leicht — und wenn Ethel Le Fort eine große Dummheit machen



sollte, so macht sie die mit offenen Augen — und macht sie ganz gewiß! Meine Mutter weiß das. Sie weiß auch, daß dann mit mir nicht zu paktieren wäre. Es giebt in Italien Esel, die zuweilen stehen bleiben, und die keine Prügel, keine Mißhandlung vom Fleck bringen. So könnte sich auch bei mir alle Macht der Erde erschöpfen, ich ginge doch nicht vom Fleck! Denn auf Vernunftgründe — bah! Und das einzige, was mich weich macht wie diesen Handschuh hier: Güte, Zureden — das versucht Mama bei mir nicht."

„Gnädiges Fräulein sind aber ungerecht!" —

Zwei blaue, eiskalte Augen sehen mich an Sie erhebt sich halb. „Was wissen Sie, Herr Graf, von meiner Mutter? — Ach, du lieber Gott! — Ja, wenn ich ihre vergötterte Asta wäre! . . . Aber ich bin nur Ethel, die hübsche Puppe, die Nippfigur; ich werde nie Carriere machen, der Diener wird vor mir nie die Flügelthüren eines Botschaftshotels aufreißen und rufen: ‚Ihre Excellenz, die Frau Gräfin von X.!' . . . Ich bitte Sie, Herr Graf, selbst wenn ich's so weit brächte, ich würde bei dem ersten Besuch eine so unglaubliche Dummheit sagen, daß mein Gemahl, die Excellenz, stillschweigend anspannen lassen und mich nach Hause bringen müßte. Ich habe nun einmal keine aristokratischen Instinkte, ich habe auch keinen Ehrgeiz. . . . Woher auch? Mein Vater ist ein reich gewordener Kaufmann . . . Und meine Mutter, die keinen Sou besaß, als sie sich verheiratete?" Sie spricht mit zusammengebissenen Zähnen weiter. „Von der sollt' ich's doch eigentlich haben! Alles sein — es wenigstens scheinen — o, ich glaube, sie stürbe, wenn das plötzlich aus wäre! . . . Aber das wird nie aus sein. Asta ist ja da . . . Arme Asta! . . . Haben Sie eine Ahnung von dem Herzen der Frau

le Fort, Herr Graf? — Ahnen Sie, was für ein Unikum von Tochter das sein muß, das sie noch mehr liebt als sich selbst? Asta ist ihr der Sohn, das Glück, die Zukunft — alles! Und um die glücklich zu machen, würde sie . . . würde sie . . ."

Warum willst du es nicht aussprechen, Kornblumenfee? Ich sehe es doch in deinen blauen Augen flimmern. Und du hast recht, frühreifer Backfisch: deine Mutter könnte morden!

Ich mache keine Besänftigungsversuche mehr. Ich möchte noch hören von dieser Mutter, die mich mehr interessiert als die Töchter zusammen. Aber Ethel hat sich besonnen. Denn was ich aus diesem leidenschaftlichen Ausbruch schließen könnte, nämlich, daß sich die Schwestern nicht lieben — das möchte sie nie wahr haben. Und es ist auch nicht wahr! Es ist sogar rührend, wie schnell dieser kalte Haß schmilzt, wenn es die Grünäugige gilt. Wenn der Rosenmund schmerzlich lächelt, dann muß ich mich zusammennehmen, um das Lächeln nicht fortzuküssen.

„Warum thun Sie eigentlich immer meiner Schwester weh?"

Ich zucke die Achseln.

„Als wenn Sie's nicht ganz genau wüßten, daß Sie ihr wehthun, Herr Graf! . . . Sie sitzen stumm bei den beiden, bis Sie bei meiner Schwester irgend eine Schwäche finden. Dann sprechen Sie und freuen sich, wenn sie unter Ihrem Stich zuckt."

„Ich denke nicht daran, mein gnädiges Fräulein!"

Die Blonde überhört es. „Mögen Sie den Serner eigentlich leiden?"

Ich erwidere ihr darauf ganz wahrheitsgemäß: „Wir waren zusammen auf dem Pennal — später auf der Kriegsschule, Abiturient ich, ohne Fähnrich-

examen er" — Das letztere ist eine kleinliche Rache für sein taktloses Benehmen gegen Jaromir. — „Wir Siezen uns trotzdem." Auch das ist Wahrheit mit kleiner Retouche: „Früher hatte ich etwas gegen ihn, es ist mit jedem Tage mehr geschwunden — und heute . . ."

Ethel winkt ab: „O, erzählen Sie nur immer weiter, Herr Graf! Schade, daß er kein Mädchen ist, nicht wahr? Sie würden ihn und keine andre heiraten! Soll ich Ihnen mal was sagen? Sie können den Serner nicht ausstehen! Das wäre auch zu wunderbar, wenn Sie beide . . . Denken Sie vielleicht, meine Schwester hat etwas für ihn übrig?"

„Warum nicht, gnädiges Fräulein?"

„Weil er ein blasiertes Schaf ist! Da wissen Sie's."

„Ich danke in seinem Namen."

„Und trauen Sie ihr vielleicht solche Geschmacksverirrung zu? . . . Allerdings, sie erträgt ihn — erträgt ihn mit einer mir unbegreiflichen Langmut . . . Warum? Das verstehe ich auch nicht. Asta ist überhaupt schwer zu verstehen. Sie ist wie all die Menschen, die alles mit sich allein ausmachen. Sie könnte sich innerlich verbluten, und niemand würde es sehen."

„Wir schwenken ab, gnädiges Fräulein," mahne ich kühl. Die Grünäugige ist mir wirklich gleichgültig.

Als Antwort faltet Ethel die Stirn und kritisiert mit Freimut: „Sie sind faktisch manchmal gräßlich, Herr Graf!"

Wenn die Kleine mich beleidigt, muß ich immer lachen. Ich habe ganz das Gefühl, als wenn sie mich grausam züchtigen wollte und zu der Tortur erst ihren weißen Handschuh anzöge.

So was ist nun mein Beichtkind — so was will von meiner Lebens- und Liebesweisheit profitieren. Ein Fohlen auf der Weide macht keine tolleren Sprünge als diese siebzehnjährige goldblonde Logik. Die kleine, lächerliche Liebesgeschichte würde ich wahrscheinlich nie zu Ende hören können, wenn ich den Wildfang nicht von Zeit zu Zeit an die Longe nähme. Da geht sie dann auch fünf Minuten ganz vernünftig. — „Also des Pudels Kern, gnädiges Fräulein: Bomulunder ist Ihr Ideal nicht. Nun, so schaffen Sie ihn doch! Behandeln Sie ihn eines Tages so, daß er das Wiederkommen vergißt."

Sie sieht mich zweifelnd an: „Diplomat, Herr Graf?"

„Diplomat!" Sie hält mich augenblicklich für einen ganz miserabeln.

„Das hätte ich mir an meinen fünf Fingern abzählen können . . ."

„Der gerade Weg ist der beste!"

„Jawohl! Wissen Sie, wenn ich Spinat mit Ei schlecht, ja empörend behandle, — was dann der Erfolg ist? Daß meine Mutter ihm tagtäglich versichert: ‚Ethel ist jung — Ethel ist siebzehn Jahre — Ethel ist ein Kind. Kinder sind launenhaft. Das muß ihnen aberzogen werden. Gerade Sie, Herr Bomulunder, haben das Zeug, diesen Wildfang zu zähmen, der Ihnen im Grunde seines Herzens recht gut ist. Im übrigen kommen Sie doch zu uns — Sie sind uns ein so lieber Gast, nicht wahr? . . . Wenn Ethel unliebenswürdig ist, läßt man sie zufrieden. Ich kenne doch meine Tochter. Siebzehnjährige sind niemals anders. Wer von ihr schlecht behandelt wird, hat immer die besten Chancen!' — Meine Mutter und der Schnapsbaron sind ja so einig! Ich bin überzeugt, sie hat ihm schon viele solche Ratschläge gegeben. — Ich bin

ja selbst darauf 'reingefallen ... Fünf Tage war er hintereinander bei uns, ich war überhaupt nicht für ihn vorhanden. Gott sei Dank, denke ich, endlich hat er begriffen: Ich behandle ihn nun wieder, wie ich alle Menschen behandle, unsern Diener ausgenommen. Und da hatte ich das Unglück! Er fing wieder das Süßholzraspeln an ... einmal kommt er mir sogar ins Klavierzimmer nachgekrochen, setzt sich hinter mich. Ich muß im Nacken puterrot geworden sein über die Frechheit. Die Männer bilden sich natürlich gleich ein, wir wären verschossen. — Lächeln Sie nicht, Herr Graf, Sie sind ebenso! — Vor Aerger greife ich immer ein paar Takte daneben. Er rückt näher: ‚Gnädiges Fräulein spielen wirklich entzückend! Diese kleine Hand kann wirklich eine ganze Oktave greifen ... diese kleine Hand.' Er kommt wieder näher, vorsichtig — aber ich fühle den gräßlichen heißen Atem im Rücken durch meine blaue Bluse. Jetzt kommt's, denke ich. Und da werde ich plötzlich ganz ruhig, spiele korrekt. Jetzt wird er deinen Arm berühren ... Na, warte du! Ich freue mich ordentlich auf den Moment. Ich versichere Sie, in dem Augenblick hätte ich ihn auf die Hand geschlagen und gerufen: ‚Sie unverschämter Bengel, Sie!' — Da wär's doch endgültig aus gewesen. Aber denken Sie, er that's? Vielleicht sah er mir doch die liebevolle Gesinnung an, vielleicht machte ihn auch das korrekte Spielen unsicher. — Und jetzt kann ich thun, was ich will — ich werde ihn nicht los! ... Herr Graf, sagen Sie mir, was ich thun soll," bittet sie fast weinerlich, „ich kann doch niemand einen Korb geben, der gar keine Anstalten zum Anhalten macht."

Jetzt ist mir auch das famose Scharmützel interessant. Etwas vom Mephisto regt sich: „Ich will Ihnen dann noch etwas sagen, gnädiges Fräulein: Changieren Sie!"

„Was heißt das?"

„Behandeln Sie ihn heute gut, morgen besser, übermorgen am besten."

„Dann bildet er sich doch ein, ich wäre in ihn verschossen! Machen Sie nicht so frivole Scherze, Herr Graf, ich bin Ihnen sonst ernstlich böse!" Wirklich greift sie auch nach dem Sonnenschirm, ungefähr zum zwanzigstenmal in unsrer Debatte.

„Aber das ist ja bitterer Ernst! Sie sollen ihm nicht etwa um den Hals fallen, Sie sollen nur gerade so nett sein, daß er eines Tages sagt: ‚Je t'aime, je t'adore ...' Kann er französisch? ... Lassen Sie ihn meinetwegen auf deutsch ruhig ausreden — dann lachen Sie ihm ins Gesicht. Verträgt er das auch, können Sie noch mit scharfen Gegenständen nach ihm werfen ..."

Ethel ist sprachlos: „Das wäre doch gemein ..."

Aber ich bin im Fahrwasser. „Ein alter Trick! Und was heißt gemein? Im Kriege und in der Liebe sind alle Mittel erlaubt."

„Das brächt' ich nie über mich!" wehrt sie entsetzt.

„Dann müssen gnädiges Fräulein sich an andre Ratgeber wenden." Die Kleine ist sonst so gelehrig, hat bei aller süßen Faselei so wunderbar richtige Instinkte — aber auf den Leim will sie nicht. Nachfühlen kann ich ihr es nicht — aber wenigstens verstehen. Mein Rat ist eben die ultima ratio. Wer ihn befolgt, muß seiner sehr sicher sein. Als Trick von Weltdamen, die einen unbequemen Anbeter loswerden wollen, sah ich es schon gegen manches männliche Schaf angewendet. Mir ging's selber fast so — aber ich hatte einen asinus — sie war zu freundlich — und bot ihr in der zwölften Stunde das Paroli einer größeren Teufelei — Unschuldige sträuben sich gemeinhin gegen diese Rolle

— sie spielen sie zu natürlich und fallen selbst hinein. Der Kornblumenfee den Rat zu geben, ist frivol. Sie ist siebzehn. Freilich, was heißt das, nach dem, was wir gesprochen! Im Grunde meint's ja auch der Spießgeselle gut. Daß Ethel nicht will, ist mir doch angenehm, denn was weiß ich, was in der Tochter dieser Mutter eigentlich steckt? Es könnte die erste Sprosse auf der Leiter der Gemeinheit sein, auf der sie mit affenartiger Geschwindigkeit emporklettert. Merkwürdig, die grünäugige Schwester, die ich nicht leiden mag, möchte ich verderben — und in Wahrheit thue ich es bei der Blonden, die ich gern habe. Es giebt noch Ironie.

Ethel schweigt — ein verächtliches Schweigen. Das macht mir nichts. Mich frappiert nur auf einmal die Umgebung. Bei Josty, im Kaffeegarten am Potsdamerplatz, Menschenschicksale bestimmen wollen — modern! Bei all dem Tosen, das uns hier umwogt, siebzehnjährigen Mädchen die Moral der Kokette zu predigen — an einem wackelnden Blechtisch mit einem Glas Chartreuse das Wesen der Dinge objektiv zu betrachten, während die häßlichste Subjektivität auf jedem Pflasterstein ihr Spiel treibt — schnurrig! Früher schlossen sich die Leute zu solchen Beichten in ihr Kämmerlein ein, begruben sich in die Waldeinsamkeit, um nur ja allein zu sein. Wir machen es umgekehrt. Wir brauchen, um allein zu sein, das Lokal, die Menge, den Lärm. Wir brauchen zu unsrer Sammlung das heiße Parfüm der Verdorbenheit, das Gift. Jeder Blick müßte uns abziehen, jede Equipage, die federnden Trabes einbiegt, jedes Omnibusverdeck mit seinen schmierigen Jüngern der Arbeit sollte uns zu denken geben, beinahe jeder Ziehhund, der sich hinter seinem Briquetteswagen kaputtkeucht, und jeder Droschkengaul, der stumpfsinnig auf seinem Halteplatz einnickt. Die

sozialen Gegensätze, die furchtbaren Fragen der Zukunft, das dämonische Widerspiel zwischen darbender Arbeit und müßigem Ueberfluß, das drängt sich auf. Es liegt in den Gesichtern, Gestalten, es steigt aus den Gerüchen, den süßlichen, pikanten, faulenzenden, von der Importzigarre bis zum Moschus — und wieder aus den sauren, herben der Arbeit, die von dem Straßendamm herüberwogen, und deren verbindendes Mittel eben gerade dieser Moschusgeruch ist. Ich brauche meine langen Attachébeine mit dem Lackschuh nur vorsichtig weit nach links zu strecken, und ich berühre verständnisinnig den Glacéschuh einer Demimondaine, die herausfordernd herüberblickt, entweder weil sie mich kennt oder weil sie die keusche Jugend der Kornblumenfee instinktiv haßt. Ja, wo Monde ist, ist auch Demi nicht fern. Und die Moral daraus?

Ethel unterhält sich derweil damit, mich anzustieren. Sie will mich durchdringen, endlich einmal hinter dies Chamäleon Carén kommen. Du bemühst dich unnötig, Blonde! Du kannst nie etwas finden, weil nichts dahinter ist.

Ich hoffte schon, sie hätte meinen klugen Rat vergessen, aber sie kaut noch an dieser Weisheitspille. Endlich hat sie's überwunden und spricht.

„Ich glaube, daß man sich vor Ihnen sehr hüten muß, Herr Graf.“ Das ist eine rasende Ungerechtigkeit der Blonden. Wenn ich alle hübschen Kinder so heilig gehalten hätte, ich wäre längst Mönch.

„Sind Sie wirklich so schlecht?“ fragt sie weiter. Darin liegt eine unbewußte Huldigung. Sie hat überhaupt übertriebene Begriffe von meinen geistigen Fähigkeiten. Denn jetzt kommt's 'raus. Sie hat mich thatsächlich nur deswegen citiert, weil sie mich für einen kleinen Hexenmeister in Sachen der Liebe hielt. — Ist das Mädchen grundlos verdorben oder grundlos naiv?

Sonst pflegen doch Siebzehnjährige sehr erfahrenen Herren nicht zu sagen: „Daß Sie verdorben sind, Herr Graf, wußte ich längst. Und deshalb interessierten Sie mich.“

Weil Ethel den Grafen und Edeln Herrn Louis Carén für einen Virtuosen der Gemeinheit hält, hat sie von meinen Erfahrungen zu profitieren gesucht. Sie gedachte in einen brodelnden Hexenkessel von Verworfenheit zu sehen, in dem die gemordeten Geliebten dutzendweise umherschwimmen und Mandragola und Arsenik zu jeder Tageszeit serviert werden für die kommenden oder gehenden Favoritinnen, je nach Laune.

Sie erzählt äußerst pläsierlich: „Wissen Sie, Herr Graf, ich bin zu Ihnen gegangen, wie man zu einer Frau geht, die Karten schlägt oder wahrsagt. Sie wissen schon . . .“

Das weiß ich nun keineswegs, da aus den Kreisen der Dunkelmänner und Dunkelfrauen mein braver Wucherer die einzige Bekanntschaft ist. Ethel hat an Mixturen gedacht, Gift und Dolch, mit denen ich mich in dem Petersburg der Romanows genügend beschäftigt haben muß. Aber sie hat weder daran gedacht, daß ihre Logik sich verirren, ihr Herz sich vergessen könnte, noch daß Graf Carén ein sehr oberflächlicher Psycholog ist. Darum sträubt sie sich gegen meinen Rat, der ihr weder weise noch dämonisch genug ist. Was fragt sie mich eigentlich, dessen Lebens- und Liebeserfahrungen seine Goldfüchse waren? Ich habe in meinem Leben alles bezahlt! Frag doch andre, blonde Ethel, die mit dem Herzen sündigten, oder die großen Verführer, aber nicht einen abgeblaßten, dem nur noch die Reflexion geblieben ist. Und wenn du durchaus Vertraute haben mußt — es giebt ja so viel gutherzige Gänse — du hast doch eine Schwester . . .

Ahnt sie meine Gedanken? Hat sie den angeborenen Spürsinn der Mutter? — Denn ganz unvermittelt fragt sie: „Nicht wahr, Sie denken jetzt, warum macht das dumme Ding nicht seine Schwester zur Vertrauten? — Nun, ich sage Ihnen," fährt sie mit energischer Kopfbewegung fort, „ich thue es nicht, weil ich nicht will . . ."

„Gnädiges Fräulein, Ihr Vertrauen ehrt mich."

„Nun höhnen Sie auch noch! Nein, Sie sind gräßlich . . . Ich wollte, daß ich Ihnen auch nicht so viel gesagt hätte!" Dabei schnippt sie mit den Fingern, voll tiefster Verachtung. Das hält sie aber nicht ab, nach einer Pause zu fragen: „Bilden Sie sich ein, Herr Graf, ich könnte nicht auch hochmütig sein? — Asta sagt mir nie etwas. Weil sie keine Geheimnisse hat, wie sie behauptet. Natürlich ist das gelogen! . . . Warum läuft sie immer zum Onkel? Ich habe ihn auch so gern, ich möchte mir auch von ihm raten lassen. Aber wenn ich fünf Minuten bei ihm bin, spiele ich mit dem Skelett im Studierzimmer (ich graue mich gar nicht!). Ich muß nur lachen, wenn ich denke, daß ich auch mal so aussehen soll. Ich werde ganz gewiß nicht so aussehen! — Und dann wird der Onkel nervös und sagt: ‚Du machst ihn mir noch kaput.‘ Oder ich lese in einem medizinischen Buche, natürlich in einem, in dem ich nicht lesen soll — da heißt's wieder: ‚Ethel, das paßt sich nicht.‘ — Warum sich das nicht paßt? So dumm! — Mit Asta wird alles besprochen: die zwei Jahre, die sie älter ist — pah! . . . Könnte nicht Asta abends im Bett zu mir sagen: ‚Liebe Schwester, mir ist so schrecklich zu Mute. Ich kann den Serner nicht ausstehen und (Verzeihung, Herr Graf!) den Carén erst recht nicht?!‘ . . . Ach, da könnten wir uns so stundenlang erzählen! Ich würde ihr auch alles auskramen . . .

Gott, Herr Graf, Sie können auch weiter nichts als zuhören oder einem Schlechtigkeiten einblasen!"

„Wenn Sie nun wirklich so todunglücklich sind, gnädiges Fräulein, merkt das denn niemand?"

„O, Mama gewiß. Papa interessiert's nicht, obgleich ich eigentlich sein Liebling bin. Den sehen wir selbst kaum. Der hat seine Geschäfte ... er hat keine Zeit für unsre kleinen Angelegenheiten. Bei Toilette und so etwas setze ich alles durch, wenn's auch Mama nicht will. Und Asta, wie soll die das merken? Liebenswürdig oder ungezogen — ein Mittelding giebt's bei mir nicht. Natürlich, sie, die immer kühl und vornehm ist! Bei manchen Menschen liegt es schon in der Figur, und sie ist wundervoll gewachsen. Asta hält natürlich alles bei mir für Laune und Spielerei. Sie wundert sich höchstens, daß ich nicht mehr beiße und kratze wie früher. Manchmal thät' ich's noch rasend gern. Aber mit siebzehn Jahren! Es geht wirklich nicht mehr, Herr Graf ... Asta hat nach meiner Ansicht nur die Wahl zwischen zwei Carrieren: ganz barmherzige Schwester oder ganz große Dame ... Ich versichere Sie, so oberflächlich und verwöhnt ich auch bin, ich könnte einem Mann, den ich liebe, seelenvergnügt Strümpfe stopfen. Der Unglückliche, der sie tragen würde, litte natürlich Folterqualen! Aber es wäre doch gut gemeint, und ich würde es ganz gewiß besser lernen."

„Jaromir würde in diesen Strümpfen keine Qualen leiden, gnädiges Fräulein."

„Nun ärgern Sie mich schon wieder mit dem kleinen Lieutenant! Er thut mir leid, aber aus Mitleid heirate ich ganz gewiß nicht."

Doch sie schweift nicht ab, wie ich hoffe. Ehrlich gesagt, die Asta-Unterhaltung ist mir ein Greuel, weil sie nicht hierher gehört.

„Natürlich, Asta macht keine Handarbeiten, obgleich sie es so gut gelernt hat wie ich. Sie ist auch kein Blaustrumpf, emanzipierte Weiber kann sie nicht ausstehen."

Ich lächle sarkastisch.

„Sie denken wohl, Herr Graf, sie ist so eine echte Anglo-Amerikanerin, die den halben Tag auf dem Sofa liegt, Journale durchblättert und Modezeitungen studiert, die übrige Zeit aber flirtet?"

„Das habe ich ihr allerdings nie zugetraut."

„Was dann?"

„Daß sie den Grafen Serner höchst ehrbar lieben und ehelichen wird."

Warum ich wieder mit dem Unsinn anfange? Es ist rein nervöse Opposition und wider besseres Wissen. Auch selbst wenn's so wäre, ich empfände ja doch nicht einen Schatten von Rivalität, ich begriffe das Mädel nur einfach nicht! Ich, als glücklicher Rivale, würde krank werden von dem Glück.

Ethel scheint über ihrer Schwester Neigungen doch genauer orientiert zu sein: „Serner wird Asta niemals heiraten!" sagt sie ganz apodiktisch. „Schon weil ..." da stockt sie.

„Schon weil," wiederhole ich gedankenlos.

„Nun, schon weil's Mama nicht will," fährt sie triumphierend fort.

„Ist ein andrer Glücklicher auserwählt?" frage ich höflich.

Das ist Ethel zu viel. Sie streift sich die weißen Handschuhe zum Aufbruch zurecht. Dann fragt sie lauernd: „Haben Sie sich's überlegt, wer, Herr Graf?"

Ich thue ihr wohl etwas leid. „Ich habe keine Ahnung, gnädiges Fräulein."

„Nun, dann sind Sie blind!"

„Danke." Mir dämmert's. Ich wünsche aber,

daß sie selbst den Verdacht ausspricht, mittels Schweigen bekommt man aus Siebzehnjährigen alles heraus.

Nach fünf Minuten ist die Selbstbeherrschung vorüber. „Sie ..., Sie ..., Sie ...! Wissen Sie es nun?"

„Hat sie Ihnen das anvertraut?"

„Das ist nicht nötig!" versichert Ethel von oben herab. „Ich habe meine Augen."

Jetzt bin ich wirklich ärgerlich. „Lassen Sie, bitte, alle Vermutungen aus dem Spiele, gnädiges Fräulein! Ich autorisiere Sie sogar, jedem zu sagen, der es zu hören wünscht, daß ich niemals wegen Fräulein Asta Le Fort in Ihr Haus gekommen bin. Es klingt albern, aber es ist die Wahrheit: Ihr reizendes Gesicht allein hat mich gezogen."

Gegen diese Wahrheit ist Ethel völlig taub. Sie steht auf, klatscht diskret in die Hände. „Endlich! Nun hab' ich Sie wirklich mal wütend gesehen. Ich hätte das nie für möglich gehalten. — Und wenn Sie glauben, ich glaubte Ihnen — so sind Sie sehr schief gewickelt. Adieu, adieu!" Sie tippt mir nur an die Fingerspitzen.

Meine Begleitung bis zur Droschke verschmäht sie. „Aber zweiter, gnädiges Fräulein!" rufe ich ihr noch leise nach.

„Nein, das ist zu große Tierquälerei!"

Zwei Minuten später gondelt sie in einer sehr eleganten Droschke erster durch die Bellevuestraße. Mich ärgert's für sie. So klug und liebenswürdig das kleine Ding auch ist, ihren Kopf muß sie nun einmal für sich haben. Junge Damen fahren nicht allein so durchs Bois. Der Grund ist jeder Berlinerin einleuchtend — nur diesem kleinen exotischen Vogel nicht.

*

Ich hätte eigentlich bei Josty nichts mehr zu thun. Dennoch bleibe ich. Es ist die körperliche und geistige Trägheit, die der Müßiggang mit sich bringt. Der ganze Tag besteht ja für unsereinen nur im Lokalwechsel, und der wird schließlich langweilig. Bei Dressel hocken Bekannte — ich sehne mich nicht nach ihnen. Weiberkneipen? Nee! Das ist was für Studenten, Fähnrichs und rettungslos Verbummelte. Bis zur Kellnerin und zum Patzenhofer sind wir noch nicht gesunken. Wenn man partout gemein sein will — dann gleich lieber das halbe Dutzend Etagen tiefer ... Ich möchte, es wäre später und ich könnte meine Schlafstelle aufsuchen; eigentlich hat man immer nur eine Schlafstelle, selbst wenn man in einem Palazzo wohnt.

Vielleicht will ich auch über das schnurrige Tete-a-tete nachdenken. Was mir davon geblieben? — Ich schäme mich des Geständnisses: eine kleine gemeine Regung der Eitelkeit, nichts mehr. Die Kornblumenfee hat mir die Nebel zerstreut, in denen ich bis dato das grünäugige Nixenhaupt sah. Den Fischschwanz bemerke ich erst jetzt. Die unergründliche Asta ist mir nun etwas näher gerückt — ich erkenne die Aehnlichkeit mit der Mutter. Sie weiß, was sie will ... Eines Tages wird Serner einen nagelneuen Cylinder von Habig aufsetzen und eine Stunde später, blöde lächelnd, sich des Jawortes freuen. Glück auf, frühreifes Karlchen, sie maltraitiert dich ganz gewiß! Die Aussicht macht mir viel Spaß. Alles andre interessiert mich kaum. Das Bleibende, das angenehm prickelt, ist nur die Gewißheit, daß mich Madame hoch taxiert. Meiner Pauvreté thut's wohl! Madame ist eine kluge, gute Frau ...

Bei Josty werden Sie mich für einen Säufer halten, ich bin schon beim vierten Glas Chartreuse.

Fehlgeschossen. Laster giebt's bei mir nicht, nur Mittelmäßigkeit. Darum behagt mir auch die Dämmerung wohl, die jetzt niedersinkt. Sie macht alles so hübsch grau und gleich. Die volle Sonne und der wimmelnde Tag sind zu erbarmungslos klar und charakteristisch. Wie anders, wenn mählich alles verschwimmt, die zurückkehrenden Karossen der Bellevuestraße, die vollgepfropften Pferdebahnen, die Droschken ...

Das ist ein hübsches mattes Halbdunkel, das die Herrenkleider aschgrau färbt und die hellen Damentoiletten schmutzig. Die Luft wird schwerer, feuchter — zum Glück regt sich noch ein Windhauch. Und kurz ehe das elektrische Bogenlicht aufflammt, ist der ganze Platz nichts als dumpfes Wogen und fader Dunst. Früher empfand ich da ganz anders. Wenn die große Menschenherde wieder heim getrieben wurde in den Stall Berlin — die Gestalten haben die charakteristische Linie verloren, alles ist weich, die Gesichter verschwimmen, die Cylinder sind die dunkeln, die Strohhüte die hellen Punkte über dieser staubigen Schafherde, aber völlig losgelöst von ihr, die mit wohlig tierischem Behagen in die Buchten strömt, dann empörte sich der Uebermensch in mir gegen diesen Herdeninstinkt vor mir, dann fühlte ich mich als der einsame Aristokrat inmitten dieser trottenden Plebejer ... Jetzt liebe ich diese Dämmerung, weil sie auch mich einhüllt, gleich macht, von lästiger Eigenart befreit. Ein Hammel unter Hammeln: das ist das Wahre! ... Warum ist nur in Berlin diese Dämmerstunde so kurz? Ich habe wohl Angst vor dem blauen kalten Dunstlicht, das urplötzlich den Potsdamerplatz überflutet. Was Glanz besitzt, fängt an geheimnisvoll zu blinken, was matt, wird noch farbloser, das Schwarze erscheint stumpf. Es schafft so ganz neue Gegensätze, das

geborgte Tageslicht. Das Leben nimmt sich aus wie eine Maskerade.

Der Schlund der Leipzigerstraße liegt in dieser ruhigen Helle, recht einladend zwischen den dunkeln, schnurgeraden Linien seiner Rieseninduſtriepaläſte. Ein hübsch breiter Pfad dieser Weg zur weltstädtischen Hölle — und es sind viele, die ihn wandeln . . .

Warum ich mich vor dem elektrischen Licht fürchte? Weil ich nichts mehr besitze, was geheimnisvoll blinkt; nur das stumpfe Schwarz ist geblieben.

*

„Servus, Herr Graf?“

Ich wende mich etwas erstaunt um. Es ist der Doppeldoktor. Hände und Stock in den Ueberziehertaschen, den Hut tief in die Stirn nach Gigerlmanier — die rätselhafte Mischung von schnoddrigem Elegant und behäbigem Gauner, die ich sonst nicht liebe. Ich bleibe sitzen, und der Ton markiert kühlste Höflichkeit. Den Doppeldoktor geniert das nicht. Er reicht mir übers Gartengitter weg nachlässig zwei Finger.

„Ich werde Sie etwas aufheitern, Herr Graf. Sie haben's nötig.“ Dabei rollt er nur so die Rs. Und der Kerl stammt doch aus der Altmark. Der geborene Komödiant! — Ehe ich noch abwiegeln kann, sitzt er schon neben mir, den Stock aufgestemmt, die englischen weiten Hosen rutschen ihm fast bis ans Knie — er trägt grauseidene Strümpfe, was er mir übrigens nicht zeigen will.

„Ich war eben mit dem Grafen Königshausen zusammen. Sie wollen der Diplomatie Valet sagen, Herr Graf? — Sehr richtig! Das ist jetzt nach Bismarck auch die Porcheria zu Roß, können nur gehörnte brauchen in den Ministerien.“

„Ich denke nicht ans Abgehen, Herr Doktor.

Habe mich nur für ein Jahr auf die Weide schicken lassen. — Dieser Königshausen scheint geschwatzt zu haben. Ich kenne natürlich den Kerl nur ganz oberflächlich — Justiz — aber die nichts wissen, mutmaßen natürlich am meisten.

Der Doppeldoktor ist völlig unempfindlich. „Na, dann bekommt Ihnen die Weide schlecht!"

„Nein."

„Ja."

„Verzeihung, das muß ich doch am besten wissen, Herr Doktor."

Darauf schreit er über die Tische weg: „Kellner, eine abgebrannte Virginia!" — erklärt mir, daß er ein Geschwür auf der Zunge habe, was mich wirklich nicht interessiert. „Ueberfluß guter Säfte ist's nicht!" giebt er selbst zu. — „Werde es mit konzentriertem Nikotin wegbeizen . . ." Er steckt den krummen Glimmstengel in die Mundecke, kaut das Stroh (die österreichische Art steht ihm nicht mal schlecht). „Pfui Teufel, wie das Zeug schmeckt, wie . . . Wie drückt man sich da gräflich am besten aus? — Sagen wir also scheußlich!"

„Thun Sie Ihren Gefühlen keinen Zwang an," pflichte ich ironisch bei.

„Thue ich niemals. Ehrlich währt am längsten."

Wie soll man so einen Kerl brüskieren? Manchmal scheint's mir, als wenn er trotz aller Jobberei ein anständiger Kerl wäre. Weiß auch ganz genau, daß mir seine Art nicht paßt, und versteht, warum ich gemessen, langsam den Paletot zuknöpfe.

„Bleiben Sie noch, Herr Graf! — Wenn's Ihnen behaglicher dadurch wird, schimpfen Sie laut über mich. Ich nehme grundsätzlich nichts übel. Dazu bin ich eben nicht dumm genug. — Das letzte Mal habe ich mir die Dummheit in Leipzig als Student zu schulden kommen lassen. Da wollte

mir ein sehr hochgeborenes Luder über den Mund fahren und sagte: ‚Pumpt Ihnen eigentlich noch jemand, Leßmann?‘ — Ich antwortete: ‚Jawohl, Durchlaucht, man pumpt mir bis an mein Lebensende auf diesen meinen Schädel hier — wie Ihnen auf den Namen. Sehen Sie heute abend, wenn Sie nach Hause kommen, mal in den Spiegel und fragen Sie sich, ob auch der leichtsinnigste Wucherer auf das, was unter diesem pomadisierten Haupte steckt, Ihnen auch nur einen Nickel pumpen würde.‘ — Andern Tages war der hochfürstliche Herr verduftet. Es war übrigens ein ausländischer Grande, der sich den Luxus des Kneifens gestatten konnte. Wenn solch einem Laffen eines Tages sein Titularfürstenhut heruntergerissen würde, so bliebe ihm nur noch übrig, Croupier zu werden oder sich a conto seines adeligen Namens bei jüdischen Familien durchzuessen.“

„Na, Herr Doktor, bei uns werden Sie nicht so viele Durchläuchte finden, die sich in eine solche Debatte einlassen — oder wenn, so könnte sich vielleicht eine andre Replik ereignen.“ Der Menschenverächter in grauseidenen Strümpfen macht mir fast Spaß.

Als Antwort klopft er mir freundlich aufs Bein, was ich selbst bei meinen besten Freunden absolut nicht ausstehen kann. „Der Kerl, Herr Graf, war ja viel zu dumm, um überhaupt zu begreifen. Im übrigen sehne ich mich auch gar nicht nach solchen Leuten, die wegen allzu alten Adels des Lesens und Schreibens unkundig sind — schon wegen der chronischen Tuberkulose im Geldbeutel nicht! — Ich bin jetzt Geschäftsmann und goutiere diese Leute höchstens, wenn sie sich durch die Ehe mit einer amerikanischen Waggonfabrikantentochter in meinen Augen rehabilitiert haben.“

Doll! Solche Menschen verträgt man nur in meiner Geistes- und Gemütsverfassung. Da ist

auch nicht die Spur mehr vom alten Brandenburg drin. Das ist der richtige Weltstädter ohne Flausen.

Er gesteht mir das auch ruhig zu. „Sehen Sie, Herr Graf, für mich giebt es nur zwei Städte auf dem Kontinent, in denen ich leben kann: Berlin und Paris. Wien ist mir zu kleinstädtisch; da kriegt man um zwei Uhr nachts schon keinen Kapuziner mehr. Ich bin jetzt ein Jahrzehnt in unsrer amerikanischen Metropole, habe ein halbes Dutzend Wohnungen. Wenn die Manichäer einen immer ausbaldowern würden, wäre ich bald ein schlafloser Mann. So ziehe ich wie ein Vagabund herum. Ich weiß zum Beispiel heute noch nicht, in welchem Mietspalazzo ich mein Haupt niederlegen werde . . . Die Bande will mich nämlich zum Offenbarungseid zwingen. Den Teufel werde ich thun! — Ich habe Grundstücke hinter Lichterfelde, die heute nischt, übers Jahr vielleicht Millionen wert sind, wenn ich da eine Villenkolonie inszeniert habe. Natürlich, die Chance wollen sie mir jetzt um ein Butterbrot abjagen..."

Das sind Verhältnisse, die ich nicht verstehe und die mich deshalb interessieren. Diese kalten Hundenasen mit diesem Geschäftsgebaren sind wohl die Leute des künftigen Jahrhunderts. Und einen gelinden Kitzel verspüre ich plötzlich, auch mal mit Lackschuhen direkt in diese Pfütze zu springen. Die Leute haben wenigstens noch Aufregungen. Immer ohne Sou und mit der Hoffnung auf die kommenden Millionen — es ist was dran! Wenn ich ganz ehrlich bin — meine Situation gleicht vielleicht seiner auf ein Haar. Bin ich nun zu stumpf oder zu ungelenk, daß ich ihren Reiz nicht empfinde?... Der Doppeldoktor freilich würde noch heute abend zu meiner Tante gehen — und ich thue es nicht . . . thue es nicht! Mir ist, als wenn ich damit das Letzte von Ehre abschütteln würde. Meinet-

wegen mag mich die Alte enterben. — Aber der Gnädigen gewissermaßen meine Zukunft zu verdanken — niemals! ... Etwas von dem Gefühl der senatorischen Geschlechter lebt doch noch in mir: ‚Nur nicht der gemeine Handel!‘

Der Doppeldoktor würde mich auslachen wegen dieser Sentimentalität. Sein Interesse für mich ist wohl auch ein andres geworden, seitdem er die Pauvreté ahnt. Darum ist er ehrlich, giebt die tollsten Erlebnisse zum besten, par exemple: „Was würden Sie thun, Herr Graf, wenn Sie sich um drei Uhr nachmittags von Ihrem Schmerzenslager erhoben hätten, bereit zu dinieren, dem Anzug nach im Savoy, der Börse nach in der Volksküche — und wenn Sie dann der Gerichtsvollzieher auf der Thürschwelle zu packen kriegte? Ein Wechsel von über sechzigtausend Mark wird Ihnen präsentiert — und Sie suchten noch drei Minuten vorher in ihrer Billettasche gerade nach den sechzig Pfennigen, die zu einem Mittag bei Schultheiß oder einer andern Kutscherkneipe langen. Sie haben nämlich einen verfluchten Appetit, weil Sie zwei Tage lang weiter nichts als ‚Rothschild‘ geraucht haben (die übrigens selbstverständlich gepumpt sind), um den knurrenden Magen zu täuschen! Nun, Sie würden wahrscheinlich weinen in dem Fall. Ich habe dem Mann mit der Dienstmütze ins Gesicht gelacht und meine Rinderbrust mit Meerrettichsauce seelenvergnügt doch gefuttert. Das ist verständige Philosophie, Herr Graf.“ — Der verfluchte Kerl klopft mir wieder aufs Bein. — „Und Weltstadtironie, Verehrtester! Schusterseelen würden noch jetzt deshalb kein Stück Brot von mir nehmen. Aber beruhigen Sie sich, Herr Graf! Es giebt auch Humor in den Dingen ... Sie kennen doch par renommé den bei der Seemannaffaire angeschossenen Strelow? Nun,

das war lange mein bester Freund: wir ritten nämlich gemeinschaftlich Wechsel. Und eines Tages fällt es dem Untier ein, von mir irgend welches Geld zurück zu verlangen. Ich war sprachlos über das Kavaliersansinnen. Aber er klagt die Forderung thatsächlich ein, und ich habe wieder den Gerichtsvollzieher auf dem Halse. ‚Das soll dir angestrichen werden, liebes Kerlchen,‘ denke ich. Kaufe mir einen von seinen unzähligen laufenden Wechseln über tausend Mark für fünfzig — es war eine Riesenverschwendung, und der Verkäufer hielt mich für geistesumnachtet. Ich mische geschickt die Karten zu einem Hauptfez, denn Strelow ließ mich verfolgen wie einen Verbrecher. Die Klause in der Krausenstraße, sonst mein Pilsener Leiblokal, mied ich erst vorsichtig, bis ich meiner Sache ganz sicher war. Dann verabredete ich mich eines Abends mit einigen beiderseitigen Bekannten, die dem guten Adalbert die Gelegenheit stecken sollten ... Abends sehe ich auch schon den Mann des Gesetzes das Lokal umschleichen. Die Sache wird gut, denke ich. — Der erste, den ich drin erblicke, ist mein Adalbert mitten unter den Bekannten. Wir thaten kühl, aber höflich zu einander. In seinen schläfrigen Augen zuckte es schadenfroh auf, in meinen noch mehr — das merkte der Thor natürlich nicht! Und wie wir in der besten Unterhaltung sind (ich log mal wieder haarsträubend), da zieht er aus seiner Tasche ganz langsam ein Papier und sagt zum Erstaunen aller: ‚Willst du mir jetzt mein Geld geben, Wilhelm? Hier ist ein Haftbefehl für dich, und draußen wartet der Gerichtsvollzieher. Soll ich ihn hereinkommen lassen?‘ — ‚Jawohl,‘ erwidere ich finster, ‚ich weiß, was ich zu thun habe.‘ Ich glaube, die Kerle fürchteten, ich würde einen Revolver herausziehen und mich abmurksen, denn ich hatte gleich-

falls meine Hand in der Brusttasche. Da kommt der Uniformierte langsam 'reingeschoben — es war ein Schreckschuß von Strelow. — ‚So ein Freund bist du also!' knurre ich ruhig, aber gekränkt ... ‚Kennst du, lieber Adalbert, vielleicht diese Farbe der Liebe?' Ich ziehe langsam meinen Wisch aus der Tasche. Zu dem Gerichtsvollzieher aber sage ich: ‚Da könnten Sie mir ja auch helfen, lieber Freund. Das ist nämlich ein Haftbefehl, ausgewirkt gegen den sehr ehrenwerten Herrn von Strelow' (denn Cäsar war fürwahr ein ehrenwerter Mann — und ehrenwerte Männer sind sie alle!). — Es war eine Situation zum Heulen! Adalbert gab sich zuerst: ‚Wilhelm, du bist mir über.' — ‚Das war ich stets, Adalbert!' — Wir einigen uns als ehrenwerte Männer ..."

Die Geschichte ist halb gelogen, wimmelt von Unwahrscheinlichkeiten, aber es liegt ein ganz toller Humor drin. Ich trau's dem Doppeldoktor schon zu. Dennoch wird mir der Kerl unheimlich mit seinen Geständnissen. Was will er? Auf mein Geld spekuliert er nicht mehr, daher die brutale Ehrlichkeit. Doch irgend etwas beabsichtigt er dabei, einen Gimpelfang besonderer Art, für den die schnodderige Treuherzigkeit die Leimrute ist. Er will mir wohl die Standesbegriffe verwirren mit diesen zweifelhaften Aristokraten seines Verkehrs; er möchte mich drin haben in der Clique Seemann, Meyerink. Er irrt sich. Wir hören die Anekdote, wir ziehen die Moral. Die heißt: Vorsicht.

Und sieh da, guckt da nicht beim Doppeldoktor der Pferdefuß etwas 'raus. Ich will nämlich wirklich gehen, mein miserables Souper irgendwo appetitlos 'runterzuhasten. Er jedoch läßt mich nicht.

„Nun, haben Sie nicht auch Lust, einige hundert Mille zu verdienen, Herr Graf?"

„Auf welche Weise?" frage ich höflich gedankenlos zurück.

„Non olet!" erwidert er mit großartiger Handbewegung. „Anständige Sache! Wir brauchen nämlich Namen in unserm Aufsichtsrat."

„Ist die Gesellschaft denn schon konstituiert?" Das ist wirkliche Neugierde. Madame hätte, wenn es der Fall wäre, doch sicher etwas durchblicken lassen.

Der Doppeldoktor futtert ein neues Stück Stroh aus seiner Virginia und spuckt's dann verächtlich weit weg. „Wir sind bei der Gründung. Nur die Kerls mit den Mille sind noch nicht in befriedigender Anzahl zur Stelle. Ich sage Ihnen, Herr Graf, das Publikum ist und bleibt ein Riesenrindvieh. Das Geld liegt für die Burschen hier direkt auf der Straße. Aber sie sind blind, und wenn man sie mit ihren Kauwerkzeugen drauf stieße — sie nähmen's noch nicht mal auf. Das ist und bleibt der ewige Weißbierphilister. Das kauft sich biedere Konsols und verhungert dabei."

„Sind denn den Leuten die hundert Prozent Zinsen gleich bei der Zeichnung garantiert?" frage ich ironisch.

„Das sind sie, Herr Graf!" Diesmal klopft er mich auf die Schulter.

Ich verharre in meiner Opposition: „Und wenn ich das Geld übrig hätte, ich würde es trotzdem nicht thun."

„Also auch etwas . . ." Weißbierphilister will er sagen. Doch ich schiele ihm, am Monocle vorbei, so scharf ins Gesicht, daß er sich's nicht traut.

„Und wenn Sie selbst die Millionen hätten, Herr Doktor?" Auf den Einwurf ist er nicht gefaßt und überlegt.

Dann zwinkert er mir zu und sagt mit grandiosem Cynismus: „Was ich dann thun würde? Mir preußische Staatspapiere kaufen, und wenn sie hundert Jahre keine Zinsen trügen!"

Tableau!

Dumm genug mag ich bei dieser Wendung aus-

gesehen haben — jedenfalls aber nicht so dumm, als der Doktor wohl taxiert hatte. Denn er fragt mit Humor: „Wir sind also auch etwas Fuchs, Herr Graf? ... Doch Scherz beiseite! ... Die Geschichte ist schon gut, weil Le Fort seine Hand drin hat. Der Kerl riecht Geld, wie das Kamel Wasser! ... Und im übrigen muß der Bomulunder gut eingefangen werden.“

„Ich habe jetzt wirklich etwas Hunger. „Darf ich mich von Ihnen verabschieden, Herr Doktor?“ Diese Art der Selbstverhöhnung ist mir denn doch zu plump. Ich wünsche auch gar nicht über Herrn Le Fort weiter orientiert zu sein.

„Ich komme noch drei Schritte mit, Herr Graf.“

Am Ausgang sagt er ohne eine Spur von Beschämung: „Können Sie mir zwanzig Reichsmark bis morgen früh leihen? Ich habe mein Portemonnaie vergessen, weil's leer ist.“

„Aber natürlich!“ antworte ich verbindlich, froh, ihn so leichten Kaufes los zu sein.

Er nimmt die Doppelkrone mit zwei Fingern und schiebt sie nachlässig in die Billettasche seines Ueberziehers. „Grazie, Signore Marchese. Wiedergeben thue ich's Ihnen nämlich auch. Bis zu einem Mille goldehrlicher Schuldner ... Wenn ich mal mehr will, so sind Sie hiermit gewarnt. Servus, Herr Graf!“ Er winkt einem Taxameter.

Ich bummele die Leipzigerstraße hinunter zu Kempinski. —

Den andern Morgen um zehn Uhr weckte mich der Kellner. Ein Dienstmann meldete sich mit der Doppelkrone und einer Visitenkarte des Doppeldoktors: Dr. jur. et phil. Es stand wahrhaftig drauf. Eine kostbare Reliquie hätten wir ja also aus Berlin — wenn sie nur nicht falsch ist wie so viele Reliquien.

Zehntes Kapitel.

Was anständig ist und nichts thut, hat der Reichshauptstadt den Rücken gewendet. Wenn ich die Kurlisten in der Bäderzeitung durchstudiere, wimmelt's von Bekannten. Gräfin Lagrange mag auch darunter sein. Das waren schöne Zeiten, Louis Carén! — Ob das Heimweh nach dem Gewesenen ganz echt ist? Ich bezweifle es. Die Erinnerungen sind immer schön oder häßlich. Meine Vergangenheit aber war weder das eine noch das andre, sondern mausegrau. Nur halbwegs angefüllt war sie. Und das ist's, was ich so schwer vermisse, was mich von Tag zu Tag stumpfsinniger macht. Die roten Lippen der Saphirkönigin locken mich auch in der Erinnerung nicht — auch nicht die Toilette — auch nicht ihre beispiellose Verschwendung. Der Gedanke an Juchtenparfüm ist mir sogar widerlich. Aber ich wurde um sie beneidet, mußte immer auf dem Quivive sein, daß ein noch Leichtsinnigerer sie mir ausspannte, was denn auch geschah. Vielleicht hat sie den Neuen schon kaput gemacht. Schlecht kann's ihr ja nicht gehen, denn ihre Sparbüchse waren die Juwelen. Der ruppigste Wucherer würde ihr für meine allein ein großes Vermögen auf den Tisch legen ... Und dann hatte man seine Carriere,

wenigstens den Schemen eines Berufes. Nach den höchsten Ehren, für die Talent und Arbeit zugleich erforderlich sind, geizte ich nicht. Ehrgeiz kostet Schweiß — und ich begnügte mich mit der bescheidenen Wärme, die Eitelkeit schafft. O, wie ich damals die Arbeit gehaßt habe! — Und wie ich sie jetzt entbehre! Viel mehr noch als das Geld. Man hat nichts mehr, an das man sich klammern könnte, nichts als den Stumpfsinn, der von Stunde zu Stunde fortschreitet. Dieses Nichtsthun frißt einen an wie die Motten ein Stück Tuch. Der Gott, der der Welt die Arbeit nähme, wäre ein Teufel!

Und absolut unthätig bin ich nicht einmal. Ich habe meine Pistolen und mein Tagebuch.

Das Schießen betreibe ich wie einen Sport täglich mit einer verbissenen Wut, die mir unbegreiflich ist. Ganz im Osten, in der Nähe von Köpenick, ist ein Pistolenschießstand. Dort verschwende ich meine Kugeln. Es ist eine erbliche Krankheit, die der unglückliche Jaromir zum Ausbruch gebracht hat. Ich habe mich famos eingeschossen. Der Arm ist wie Holz so starr. Das geht den Strich 'rauf und 'runter, pedantisch gerade, ohne eine Spur von Zittern — und jeder Schuß Strich. Ich brauche gar nicht mehr hinzusehen. Wenn ich's mache wie beim Duell — Kehrt! — Front! — Schuß! — fliegt die Hand nur so hoch. Bums! Spiegel oder eine kleine Abweichung nach oben oder unten. So weit wie der Doktor Stein in den „Problematischen Naturen", der Tannenzapfen — knacks — auf jede beliebige Entfernung, Stück für Stück vom Baum holt, bin ich noch nicht. Dazu bringe ich's auch nie. Der Mann hatte ja bei dem Schießen ganz andre Vorstellungen. Worauf er auch zielt, das ist für ihn das Herz eines Adligen, das ausgezuckt haben muß, ehe der Rauch verflogen. Mich, den

Edelmann, reizen die Aristokratenherzen nicht. Ich müßte es denn auf die Plebejer abgesehen haben — und deren sind mir zu viele. Aber zuweilen frage ich mich doch: steckt hinter dieser Passion nicht ein heimlicher Haß, der vom Gefühl sich noch nicht zum Gehirn durchgearbeitet hat? — Ich hasse niemand. So oft ich mir auch Mühe gebe, bei dem schwarzen Scheibenspiegel mir etwas Menschliches vorzustellen — bis zum Tintenfleck und Astloch reicht die Phantasie — aber sich den Todfeind vorzuzaubern? Unmöglich! — Einmal zuckte mir freilich so eine ganz blödsinnige Idee durch den Kopf. Serners schwarzgefaßtes Monocle ist ungefähr ebenso groß wie das Zentrum, und zuweilen baumelt es ihm ja auch am Herzen. Der Gedanke war noch nicht ausgedacht, da sank mir bereits die Pistolenhand. Nee, auf so was wie Serner schießt Graf Louis Carén nicht! Es ist eben der Stumpfsinn, der das Schießvergnügen mir schuf und das Wahngebilde.

Bei meinem Tagebuch ist der Stumpfsinn auch der legitime Vater. Aber ich liebe dieses Tagebuch wirklich — nicht wie ein siebzehnjähriger Jüngling, der ihm seine überschwenglichen Verse und seine holperigen Gedanken anvertraut. Mir ist es thatsächlich der Strohhalm des Ertrinkenden, die letzte alberne Möglichkeit, mich nicht selbst zu verlieren. Denn es ist doch Arbeit, wenn auch eine fruchtlose, undankbare Arbeit sogar für mich selbst. Aber wie ein Atom von Selbstachtung in dem Menschen stecken muß, der schwarz auf weiß sich Rechenschaft giebt, so steckt auch wirklich ein winziger Kern in diesen Aufzeichnungen — das Letzte, was ich besitze: die dilettantenhafte Charakterisierungskunst, die alles gern scharf wie in der Silhouette sehen möchte. Es ist wohl die Narrheit des Müßiggangs, die Marionetten schafft, während sie Gestalten zeichnen möchte. Manchmal widert mich

der beschriebene Wisch an. Alles scheint mir Karikatur drin, selbst das Gefühl ... Bevor ich die berühmte Feder ergreife, weiß ich, warum. Und dann wird etwas ganz andres draus, die Individualität geht mir durch. Mich will ich doch schildern — und ich schwatze von andern! Zuweilen blättere ich ein paar Seiten zurück und frage mich: ‚Warum gerade diese Menschen, dies Geschaute? Solltest du wirklich damals so gedacht haben? Aber das ist ja dumm!‘ ... Und ich kehre für fünf Minuten reuevoll zur Selbstsektion zurück, unter der meine Eitelkeit zuckt. Aber das andre, das außer mir, ist immer wieder das Mächtigere, es zieht mich förmlich. Ich muß mein Gift weithin ausspritzen.

Das nennt sich nun Tagebuch — das soll ich sein. Es ist nicht ich, es ist der Roman meines Müßigganges, dem ich Kapitel auf Kapitel hinzufüge, ohne zu wissen warum.

Dennoch schreibe ich weiter — ich muß es! Dieser unleserlich geschmierte Fetzen ist mein Freund und mein Feind zugleich. Freund, weil ich mich ihm ungestraft anvertrauen, mich verhöhnen, belächeln darf — Feind, sobald ich objektiv zu sein versuche, weil ich gern kühl dem Karussell des Lebens von fern zuschauen möchte ... und dafür urplötzlich auf ein Holzpferd springe, begeistert mitreite wie der dümmste Junge. Der Ritt ist dumm wie das ganze Leben. Man glaubt zu jagen, und die Holzpferde stehen unbeweglich — nur das Karussell dreht sich. Wir aber merken nicht, daß es rund ist, ohne Ziel. Wenn wir absteigen, sind wir nur verwundert, daß es derselbe Punkt, wo wir aufgesessen.

Ich glaube, das Beste in einem Tagebuch ist, was Fremde zwischen den Zeilen lesen. Wenn ich doch zwischen diesen Zeilen lesen könnte! Vielleicht kann ich's später.

*

Heute habe ich wenigstens etwas Positives zu berichten. Man hat den Grafen Louis Carén unter die Haube zu bringen versucht. Verwandte und Bekannte vermittelten. Tadellose Familie mit siebenzinkiger, nie beanstandeter Krone — klobige Zechinen. Ich war sehr bereit, mein Herz zu entdecken, sintemalen es sich um eine einzige Tochter handelte. Montag beim jour fix wurde ich vorgestellt. Voßstraße, erste Etage — wohnen erst ein paar Monate in Berlin, weil die herzkranke Mutter immer eine Autorität um sich haben muß. Sie ist kurz vor dem Adieusagen. Auch dagegen habe ich nichts einzuwenden.

Jour fix mit Tanz, Provinzodeur — ich vertrag's nicht mehr! — Wo ein Aas ist, sammeln sich natürlich die Adler, und ich fand eine Menge Rivalen. Uebrigens muß ich als Löwe noch sehr wohl accreditiert sein, denn ich hörte so im Vorüberstreifen: „Das ist also Carén? Na, der wird den fetten Happen bald intus haben." — Die Propheten! Als ob man nur ein Esel mit einer guten Figur und einer Grafenkrone zwischen den langen Ohren zu sein brauchte, um zu reüssieren!

Hier scheint's fast der Fall zu sein. Als ich die Kleine zum erstenmal sah, guckte sie mich so verschüchtert an, als wenn sie sagen wollte: ‚Dich muß ich also heiraten?' — Nein, liebes Kind, das mußt du nicht!

Es ist ja alles ganz gut und schön mit der Vernunftehe, dem Geld, der Wohlanständigkeit . . . aber da steht das Mädel vor mir: Neunzehn ist sie, Sommersprossen hat sie und ein gutes Herz — natürlich noch schlank, bleichsüchtig, wohlerzogen. Und ich? Ich möchte ja für mein Leben gern meine Finanzen aufbessern, ein ehrlich Gewerb in Ruhe treiben. Und wenn man sich da nun so anäugt, sich absolut nichts zu sagen hat!

Drei Worte — eine Eloge. Drei Worte — eine Dummheit. Dann Pause.

„Sind Sie schon lange in Berlin, Herr Graf?"

„Ja, leider!"

„Berlin ist doch reizend!"

„Ja, wenn man's nicht schon über hat."

„Ich liebe Konzerte so sehr, das Schauspielhaus."

In dem Ton geschlagene fünfzehn Minuten weiter. Ich kann nicht mehr. Ich bin doch bekannt als flacher und guter Causeur, wie es der Beruf selbstverständlich macht. Daß ich es hier nicht mehr sein kann, das liegt vielleicht an der Verbitterung, an der gar zu gründlichen Schule, die mir das Leben bescherte.

Sie ist eine Provinzunschuld. O Gott! Mir stand früher immer etwas Leichtsinniges dem Herzen nahe, da gaben sich denn ganz andre Konversationen, sehr ungeschminkte, viel ungeschminkter als meistens die Wangen. Die Großstädterin unsrer Kreise geht noch, sie kennt unsre Schliche! . . . Was ich doch mit der rotblonden Tochter von dem einen exotischen Gesandten für anmutige Ballgespräche geführt habe!

Zu diesen Provinzheiligen aber sollen sie Linieninfanteristen kommandieren, die finden das noch reizend . . . Wenn ich nun erst an eine solche Zukunft denke — nichts als Herzensgüte und Langweile! Ich würde ja die Unglückliche in den ersten acht Tagen mit der Reitpeitsche maltraitieren, bloß um einen kurzweiligeren Ton in die Ehe zu bringen. Zuletzt würde mich die Provinz doch unterkriegen, wie Langweile mit Migräne wechselnd die Nervosität immer unterbekommt. Und wenn ich noch weiter denke: diese Blutarmut und meine strotzende Jugend. Gott sei uns gnädig! Mir beginnt vor solcher Legitimität zu grauen, sie muß ja Kretins züchten!

Als ich stark vor Thoresschluß mich trollte, sehr

zur Unzufriedenheit meiner Freunde, die alles so hübsch arrangiert hatten, hörte ich noch eine wispern: ‚Carén ist wohl etwas blasiert?‘

Etwas, liebes Kind? — Ich möchte mal einen noch Blasierteren sehen.

Nennen wir es übrigens mit seinem wahren Namen: Stumpfsinn!

Wenn's nicht Stumpfsinn wäre, würde ich den Gifthauch des Hochsommers in dem geliebten Berlin fliehen. Ich könnte mich in den Seesand einwühlen und dem Wogenschwall lauschen — es ist eine so köstliche Nervenmedizin. Ich könnte mich in irgend ein Waldesdickicht begraben, die Buchen flüstern hören oder die Fichtennadeln singen — mir thäte gute Luft so wohl! — Aber ich mag nicht. Ich ziehe mit wahrer Wollust den Pesthauch ein, der aus dem glühenden, stickigen Asphalt steigt, der wie Qualm die Straßen entlang streicht. Auch die schwüle, stille Nacht bannt ihn nicht. Er wogt durch mein Zimmer, kriecht in meinen Pfühl, ist mein Schlafmittel, das mich zu dem bleiernen, traumlosen Schlaf ohne Erquickung betäubt. Nur nichts Reines — nur immer mehr Gift! Die Nerven fressen ihren langsamen Tod so gierig.

Und wenn's nicht Stumpfsinn wäre, würde ich die Händelstraße meiden. Mein Herz pocht da nicht etwa stärker. Alles ruhig am Schipka! — Die Mädels sind mir so gleichgültig. Nur die Mutter fesselt mich. Ich liebe sie beinahe, weil ihr stummes Sehnen meiner Eitelkeit schmeichelt. In dem Hause geh' ich so regelmäßig aus und ein wie der Bäckerjunge. Man verlangt da keinen Geist von mir. Man ehrt meinen Stumpfsinn. Serner hält auch noch in dem stickenden Höllenpfuhl Berlin aus und erscheint so regelmäßig wie ich. Es ist wohl Eifersucht dabei, die bebende Angst, der pauvre Lion könnte

sich auch einmal seines Katzengeschlechts erinnern, die Pranke heben. Keine Angst, frühreifes Karlchen! Der Löwe hebt sie nicht. Ich fühle ja auch keine Abneigung gegen den Serner, er ist mir nur gleichgültig.

Gestern war ich wieder da, er nicht — und ich vermißte ihn beinahe.

*

Heute regnet's, Gott sei Dank, nicht der sogenannte erfrischende Regen! Es ist fast noch heißer, noch schwüler. Die spärlichen lauen Tropfen sprühen auf das kochende Pflaster, das wie Leim zu duften beginnt. In der dicken, grauen Staubschicht der Blätter des Tiergartens haben die Tropfen sich kleine, schnellversiegende Rinnsale gegraben; das Laub sieht aus wie gestreift. Es abzuwaschen bis zum frischen Blinken, vermag dieses schüchterne Rieseln nicht. Nur die glasierten Ziegel der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche beginnen matt zu schimmern. Wer eine Loggia hat, sitzt drin und sieht mit Wollust das feine Sprühen. Die phantastische Vorstellung, es könnten schwere Tropfen, Wasserstrahlen, ein Wolkenbruch folgen, erfrischt schon die meisten. Dabei dringt der Schweiß aus allen Poren. Ich bin wie Rothschild in dem bekannten jüdischen Witz: immer Hemd aus, Hemd an! — Es ist eine tropische, infernalische, unbewegliche Glut. Da drüben soll sich in ihr das Blut der Europäer verschlechtern, dünner werden, aber heißer, bis es die Despotenvorstellungen zeitigt, den grausamen Sinnenkitzel, der irgend etwas Bestialisches heischt. Hinterher sitzt man über die Armen in Potsdam zu Gericht.

Auch mir wird das Blut noch schlechter (wenn das überhaupt denkbar ist), doch es siedet nicht — es kühlt sich immer mehr.

Da sitze ich nun wieder im Rokokosalon, das

Liebespaar wie immer kaum fünf Schritte von mir. Ich döse wieder über derselben Bildermappe, höre das leise Zischen der Tropfen am Fenster. Ich träume nicht mal, denke auch nicht — die trockene, rissige Haut scheint den Schwitzsport aufgegeben zu haben, sie macht nicht mehr mit. Das besorgt Serner für mich — mit tausend kleinen Perlen aus seiner Idiotenstirn. Wenn ich ihn übrigens genauer besehe . . . er sieht nicht mal so dumm aus, wie er ist, und wenn ich ihn sprechen höre, ist er nicht mal so dumm, wie er aussieht.

Ist es nicht merkwürdig — obgleich ich es längst aufgegeben habe, diese werdende Liaison zu beobachten, wie mir mein Phantasiebotschafter befahl, oder sie gar zu durchkreuzen, was wohl der zweite Teil dieser Diplomatenmission war, — dennoch höre ich, ohne zu wollen, jedes Wort, was die beiden sprechen! Dabei flüstert das frühreife Karlchen oder stammelt abgebrochen, wie alle Sinnlosverliebten — sie aber spricht laut, accentuiert, damit ich nur ja kein Wort verliere. Das regelmäßig schöne Gesicht sehe ich nur an, wenn ich muß. Meistens sitze ich geduckt. Manchmal stockt das Gespräch, dann ist's mir, als fühlte ich das grüne Auge heiß auf meiner Stirn brennen. Wenn ich vorsichtig wie ein Raubtier aufblicke, sehe ich ein böses Flimmern. Zuweilen fühle ich auch den Blick des rätselhaften Geschöpfes schmerzlich, als wenn Wehmut drin läge, das Flehen um Mitleid. Dann fahre ich plötzlich auf — die grünen Augen gleiten an mir vorüber, immer kälter. Und das Mädel haßt mich nicht mal, ich bin ihr bloß schnuppe. Das will dem frühreifen Karlchen nicht in den Kopf. Und der pauvre Lion hat doch nicht mehr die Kraft zu fascinieren — er hat nicht einmal Lust.

Mir wird nach und nach die Plauderei der

beiden langweilig. Es ist wie beim griechischen Friedensschluß. Sie hocken zusammen, sie haben den besten Willen — und kommen nicht vorwärts. Serner hat sich schon so weit bekehrt, daß er vom Landleben schwärmt, einer vornehmen Zurückgezogenheit auf seinem Dutzend Gütern. Nicht mal übel, wie er das malt! Die Prahlerei, die Großmannssucht kennt er so wenig wie ich. Es klingt bescheiden, schlicht, mit durchzitterndem heißem Gefühl. Sein Stammschloß liegt am Rhein. Von dem alten Herrn schwärmt er . . . „Es würde Ihnen auch gefallen, gnädiges Fräulein. Von der Terrasse sieht man den ganzen Strom — breit, langsam, majestätisch . . . Lastschiffe, die nach Holland gehen, pfeilschnelle Dampfer. Ich werde mir eine Barkasse anschaffen . . . Und Früchte haben wir am Spalier! Der Gärtner schickt mir immer pflichtschuldigst . . . bei mir verkommt das Zeug natürlich, und es sind wahre Prachtstücke, Pfirsiche wie die Kinderköpfe!"

Sie nickt ihm freundlich zu: „O, das würde mir ganz gewiß gefallen!" Sie will ihn ja verstehen, giebt sich alle Mühe, Frau Gräfin Serner zu werden.

Und wenn sie wieder einmal auf so einem Punkte angelangt sind mit der berühmten Verlegenheitspause, der die Erklärung folgen müßte — dann will ich auch nicht stören, verflüchtige mich unter irgend einem Vorwand in das gotische Eßzimmer, obgleich dieser Stil gläubiger Phantasie gar nicht mein Geschmack ist und mir ebenso auf das Gemüt drückt wie das ewige Dämmerlicht der gotischen Dome. — Ich spiele nicht etwa noch nebenbei den Horcher, aber zuweilen beschäftigen sich meine Gedanken mit den beiden. ‚Also sie wird mit ihm an demselben Rhein wohnen, der in Ragaz unsre Bekanntschaft vermittelte?' — Und ich kann's doch nicht

glauben, und es erscheint mir alles wie Komödie. Sie spielt mit ihm, weil er so absolut ungefährlich ist — sie nimmt ihn nie — so weit kann sich doch die Grünäugige nicht vergessen! . . .

Nach einer Anstandspause komme ich wieder, bin bereit, zu gratulieren, mich ganz zu trollen, je nach der Situation. Und da sitzen sie noch immer, schweigen sich aus. Er findet das Wort nicht, das so selbstverständlich: ‚Und wenn ich Sie anflehen würde, die angebetete Herrin dieses Schlosses zu sein — würden Sie da nein sagen?' — O, sie würde nicht nein sagen! Nur jetzt . . .

Und du hast recht, Grünäugige, daß du deine heiligsten Gefühle nicht preisgiebst, wenn vielleicht ein Carén im Nebenzimmer horcht . . . Das Wunderbare ist nur, daß du sie überhaupt nicht preisgeben zu wollen scheinst.

Heute habe ich nun wieder zehn Minuten die Gotik des Eßzimmers entheiligt. Inzwischen hat sich Ethel eingefunden. Sie schwelgt zurzeit in Pleinairstudien, trägt einen Atelierrock und hat himmelblaue Fingerspitzen.

„Nein, das halte ich nicht aus, Asta!" höre ich noch gerade im Tone reizender Empörung. „Diese Hitze! — Warum gehen Sie eigentlich in kein Bad, Herr Graf Serner? — Ich hatte mich so auf Spitzbergen gefreut — und jetzt wird's wieder nichts!"

Das frühreife Karlchen schüttelt geistesabwesend das schöne Haupt. „Aber gnädiges Fräulein, in der Händelstraße zu wohnen, ist doch schon Sommerfrische!"

Asta versucht zu lächeln. „Doch nicht ganz, Herr Graf. — Ich wäre auch recht gern fort. Aber du weißt doch, Ethel, daß Papa geschäftlich nicht kann und Mama allein nicht will!"

Die Blonde empört diese Logik noch mehr. „Ja,

warum kann er nicht? — Kohlenstaubverbrennung und die Hitze! Bei dreißig Grad im Schatten soll sich eine Gesellschaft zur Erreichung noch höherer Temperaturen bilden! Schon der Gedanke muß ja die Leute verrückt machen."

„Vielleicht wird das beabsichtigt . . ." unterbreche ich ironisch.

Ethel thut erstaunt. „Ach, da sind Sie ja auch, Herr Graf Carén! Und ich dachte, Sie wenigstens wären so verständig gewesen, schon lange in der Ostsee zu schwimmen. Aber Sie haben mich enttäuscht — Sie enttäuschen mich überhaupt immer!" Seit der Jostybeichte behandelt mich die Kleine etwas übers Handgelenk oder hat Spitzen bereit.

„Ja, gnädiges Fräulein, Verstand dürfen Sie beim hohen Adel nicht suchen," gebe ich zurück.

Asta mißt mich mit einem kühlen Blick. „Wenn Ihnen alles so wenig fehlte, Herr Graf Carén!"

„Zu Befehl, gnädiges Fräulein. Metternichnatur . . . Hier fehlt's vielleicht noch mehr." Ich markiere die Stelle, wo es zurzeit bei Serner schneller, bei mir langsamer tickt.

„Vielleicht, Herr Graf. Aber das interessiert mich nicht."

Da habe ich die unparierte Quart drin. Serner könnte aufjubeln. Mich schmerzt der Hieb nicht. Es war vom Anbeginn der Grünäugigen Art, so mit mir zu verkehren. Leute, die sich lieben oder hassen, sollen wider besseres Gefühl so kämpfen. Ja, die Psychologen! — Vielleicht hätte es vor drei Wochen meiner Eitelkeit weh gethan, jetzt spritzt darum kein Blut. Wenn einem ein schönes Mädchen weiter nichts ist als ein sogenanntes Problem . . . Gut, daß sie noch eine Mutter hat!

Ich liebe diese Mutter, ich verehre sie ungefähr, wie man ein geistreiches Buch verehrt, nicht mit dem

Herzen, sondern mit dem Kopfe. Der leise Peau d'Espagneduft, der sie umfließt, thut mir wohl. Ich sehne mich nach ihm, weil er die praktische Vernunft, die wunderbare Herzenskühle auszuströmen scheint — die thut wohl in dieser Hitze! Ethel wird nächstens behaupten, die Alte und ich seien wie Mutter und Kind; ein andres Verhältnis wäre passender. Für meine Erfahrung ist Madame auch die richtige Wahl. Wenn sie im Salon erscheint, verstummt allmählich das Gespräch. Sie fühlen alle den Meister. Ein warmer, aufmunternder Blick für Asta — ein liebenswürdiger für mich — ein höflicher für Serner — für Ethel gar keiner. Die Gnädige stimmt merklich ab. Sie will sogar ihr Gefühl markieren, das einzige', was sie vielleicht besitzt: die Liebe für ihre älteste Tochter. Das ist keine Schauspielerei. Sie liebt die Statue, soweit sie vermag. Sie liebt diesen wundervollen Körper, dies kalt-vornehme Gesicht; sie liebt diese sichere Ruhe, diese aristokratische Art, die nur dieser königliche Nacken, diese grünen Augen auszuströmen vermögen — sie liebt in Asta Le Fort sich selbst.

Und doch empört sich mein Verstand gegen diese Wahrheit. Mutter und Tochter sind nicht die Gleichen! Die Tochter erscheint nur, was die Mutter ist: Maske. Bei jeder andern würde ich an diese Maske glauben — bei Asta Le Fort vermag ich's nicht, so gern ich wollte . . .

Dennoch muß ich's glauben! — Madame, die so scharf sieht, wie nur je ein Weib, hätte sonst mich nicht für ihre Tochter ausgesucht, die Maske für die Maske. Meiner Eitelkeit könnte diese Wahl schmeicheln, thut es sogar. Madame will ihre Tochter glücklich machen. Dazu braucht sie einen kalten, klugen, vornehmen Menschen, der sich von Tag zu Tag mehr abkühlt bis zur Pommerytemperatur.

Solchen Menschen gehört bekanntlich die Zukunft. Hätte ich die nicht, würde eine so nüchterne Rechnerin doch Serner vorziehen, den schwachen, verliebten, anständigen, dummen Jungen mir schräg à vis. Mit dem könnte ihre schöne Tochter machen, was sie wollte. Sie würde vielleicht das frühreife Karlchen beherrschen, maltraitieren, — und das wäre ihm recht! Aber Madame ist es nicht recht. Bei ihrem Auserwählten ist sie sogar mit der zweifelhaften Aussicht auf meine Millionen zufrieden, da die Grünäugige ja deren selbst genügend besitzt, aber sie verlangt von ihm die große Carriere, die fabelhafte Zukunft, an der sie sich selbst mitlaben möchte, an der sie sich jetzt schon in Gedanken labt. Daß wir uns gleichgültig sind, übersieht sie gern, weil uns ihr überlegener Wille doch zusammenzwingen wird. Könnten Sie sich nicht am Ende, Frau Le Fort, in unsrer beider Herzen irren?

Ich durchschaue das Spiel. Die Gnädige ist fünf Minuten da — alles schweigt. Jetzt beginnt mein Debüt. Ohne daß ich es will, werde ich von ihr aus meinem Stumpfsinn emporgehoben, wie ein Kranker aus seinem Rollstuhl. Sie zwingt meine Gedanken herbei, die kluge Replik. Anfangs sträube ich mich, der russische Windhund knurrt, will nicht elegant über den vorgehaltenen Stock springen. Dann wedelt er bittend: ‚Laß mich doch! ... Ich bin müde‘ — Da bekommt er einen leichten Schlag, der ihn elektrisiert. Zuletzt setzt er, sich selbst vergessend, mit heiserem Geheul über das Hindernis — in einem so weitausholenden, unnötig hohen Sprung, daß alles staunt.

Hat mich Madame so weit (nicht immer gelingt's ihr), dann ist sie glücklich. Die Konversation fließt, die Ideen strömen zu, die klugen, sarkastischen ... Und der Windhund springt immer höher, immer

toller, mit einer Art Wut — denn er haßt seine Bändigerin. Dies Rasen ist Selbstbetäubung ... Plötzlich hört er auf, legt sich knurrend nieder. Die Gnädige hat's ihm nicht befohlen! — Die blonde Ethel giebt mich der Wirklichkeit, dem Stumpfsinn zurück. Ihre blauen Augen ruhen mit schmerzlichem, fast angstvollem Ausdruck auf mir, als wenn sie sagen wollten: ‚Warum thust du mir das an? Ich streichle dein langes zottiges Fell viel lieber, wenn du zu meinen Füßen liegst. Wenn du springst, wirst du so wild, deine Augen glänzen kalt und gierig zugleich wie echte Raubtieraugen. Meine Mutter bändigt dich doch, das weiß ich. Warum läßt du dich von ihr bändigen?‘

Auch Serners Blicke können sich nicht von mir losreißen. Das ist der stumpf verwunderte Ausdruck, das unsichere Gefühl, hier einem Stärkeren gegenüberzustehen, der nur blank zu ziehen braucht, um ihn zu schlagen. Er ist zum Lachen und zum Weinen, der Tropf, der in solchen Augenblicken sein zermalmendes Schicksal in mir sehen mag! Und wie er sein Leben lang zwischen dem Blasierten und dem Philister hin und her geschwankt hat, empört er sich gegen dieses Schicksal, soweit es ein Waffenloser vermag. Er liebt die Grünäugige mit der stummen Devotion eines Hundes, die Frauen so gern haben. Der Narr ahnt gar nicht, daß ich ihn gar nicht schlagen kann, wenn ich auch möchte, ahnt nicht, daß nicht nur Abwehr, sondern etwas Fascinierendes in seiner Hingabe liegt. Gerade den Hund verlangt der königliche Nacken, die kurzsichtige, fanatische Liebe, die durch kein zwiespältiges Gefühl je entkräftet wird. Bei der Blonden würde ich sagen: sie wird ihn lieben lernen, weil er ihr leid thut. Bei der Statue sage ich: sie liebt ihn schon jetzt. Sie liebt das Tier, das sich demütigt,

windet, kriecht, wie es ein kaltes Aufleuchten in den Nixenaugen gerade befiehlt — Asta wird den Hund schlagen mit einer feinen biegsamen Gerte, deren Hiebe peinigen und aufstacheln zugleich, so daß er leise winselt — sie wird ihn auch mit dem Fuße stoßen, so daß er wild aufheult, obgleich es nur ein dumpfes Schmerzgefühl war. Er wird immer glücklich sein, ob geschunden oder gehätschelt, wenn er nur den Saum ihres Kleides fühlt. Vielleicht mißhandelt sie ihn nicht mal, verlangt nur stummes Gehorchen, an dem sich's ihre Mutter genügen lassen würde, deren Menschenverachtung sie vor Grausamkeit beschützt, weil die ihre Nerven weder kitzeln noch empören könnte. Nein, die Asta, die Ziehhunde beschützt, will Herrin sein oder Sklavin mit allen Konsequenzen — die weise Diplomatie der Mutter behagt ihr nicht. Und weil sie den ehernen Fuß nicht findet, unter den sie den königlichen Nacken beugen muß — den ehernen Fuß, nach dem jedes Weib doch wollüstig bebt, weil sie geborene Sklavin ist —, gelüstet sie zu herrschen.

Ich weiß nicht, wie weit der Prozeß vorgeschritten ist, aber Serner hat Chancen, und ich habe sie nicht. Denn was ich mit der Mutter causiert — die Prunkleistung des Tages —, ist an Asta abgeglitten wie ein Holzbolzen an einem Harnisch. Sie hört mich nicht, weil sie nicht will, sie sieht mich nicht, weil sie an mir nichts zu sehen hat. Und diese Gleichgültigkeit reizt mich so wenig wie die Abwehr. Nur das Zuschauen reizt mich noch: die Doppelkomödie, in der ich meine Statistenrolle weiter zu spielen gedenke, bis der Vorhang sich langsam auf die klingenden Sektkelche, die begeisterten Gesichter, diese Doppelhochzeit senkt und ich auch als Statist fertig bin.

Die andern wollen es nicht glauben, daß ich mich mit dieser Rolle begnüge.

Serner ist unruhig geworden, wie so manchmal, wenn er zum vergleichenden Studium unsrer Gräflichkeiten gezwungen war. „Was doch die Zeit vergeht, gnädiges Fräulein! Ich habe noch einen dringenden Brief zu schreiben an meinen ...“ Nicht mal die albernste Lüge vermag er auszudenken.

„Haben Sie dazu heute abend keine Zeit mehr, Herr Graf?“ Das ist Asta. Madame ermuntert nicht. Der gute Serner ist beinahe ebenso ihr Liebling wie Jaromir, nur daß man einen Grafen mit sieben Rittergütern nicht so markant abweisen lassen kann durch den Diener wie den Versicherungsagenten mit achtzig Mark monatlich. Bomulunder und ich sind ihre Schützlinge. Schönes Gespann, das! — Aber Serner ist gar nicht mehr hochmütig, er läßt sich gern halten von den Mädels, zumal auch meine Feindin Ethel bittet: „Bleiben Sie doch, Herr Graf!“ — Sie wird mir auch rätselhaft mit dieser aufkeimenden Feindschaft, die Blonde.

Und so scheiden wir uns in zwei Lager. Die Jugend, mit dem frühreifen Karlchen als Nachhut, geht in Astas Boudoir, um etwas ganz Wunderbares von einer patentierten Trense zu begutachten. Das Alter bleibt.

*

... Wir sind allein.

Madame zuckt die Achseln. „Verstehen Sie, Herr Graf?“

„Vollkommen, gnädige Frau.“

„Dann verstehe ich Sie nicht, Herr Graf!“

Darauf halte ich es für genügend, mit der Achsel zu zucken.

„Aber ist das möglich? Dieser Graf Serner ist eine komplette Null.“

„Sagen Sie viele Nullen, gnädige Frau, und

setzen Sie irgend eine Ziffer davor, so werden Sie sein Vermögen annähernd taxiert haben."

„Das ist Spielerei!"

„Zu der bin ich zu alt?"

„Ich finde, ja, Herr Graf." Die Gnädige giebt's ihm darauf nicht zu knapp. „Meine Tochter bekommt den Serner nicht, meine Tochter bekommt überhaupt nur den, den ich wünsche."

„Und der wäre?"

„Vorläufig kenn' ich ihn nicht ... Vielleicht existiert er überhaupt nicht." Sie lügt mal wieder wunderbar, die Gnädige, ohne Wimpernzucken.

Ich hätte wirklich die Neigung, ehrlich wie ein Spitzbube zu sagen: ‚Und wenn ich selbst um Ihre Protektion bitten würde?' — Daß sie darauf antwortet: ‚Seien Sie erst etwas, Herr Graf, und kommen Sie dann wieder,' — dessen bin ich gewiß. Statt zu sprechen, gähne ich aber. Madame reizt das. Ich wüßte nicht, was mir gleichgültiger wäre.

„Sie sind müde, Herr Graf?"

„Das bin ich stets, gnädige Frau."

„Sie sollten etwas thun ..."

„Ich führe ein konfuses Tagebuch, schieße mit Pistolen ..."

Fast mütterlich antwortet sie darauf: „Wann werden Sie verständig, Graf Carén?"

„Das ist eine Gewissensfrage."

So dreht sich die Unterhaltung wie ein verrückt gewordener Brummkreisel. Das ist nichts nach Madames Geschmack, die trotz aller konventionellen Glätte den Kern der Dinge liebt und gerade unserm heutigen Gespräche etwas Positives geben möchte. Darum rückt sie auch zufällig näher, damit wir die Stimme nicht übermäßig anzustrengen brauchen. Das Weib wird ekelhaft, sie kommt mir vor wie die Versuchung. Peau d'Espagne duftet aufdringlich.

„Also, Sie wollen nichts thun ... Natürlich, jeder wie er will," ... das sagt sie.

Als ob seit Noahs Zeiten die Leute etwas mehr empört hätte, als wenn man ihnen in diesem Ton und auf diese Art den Willen läßt! Louis Carén geht selbstverständlich auf den Leim. „Will, gnädige Frau — nein, muß! Da ich von Schulden lebe, kann ich meine Carriere nicht aufnehmen; und weil ich sie nicht aufnehmen kann, werde ich stumpfsinnig."

„Und dennoch wäre es Ihnen so leicht, Herr Graf ..."

Wie einem Madame die Zügel wieder anzulegen sucht — würde es auch der weichmäuligste Schinder nicht empfinden. Dennoch scheue ich zur Seite. „Ja, zum Beispiel, gnädige Frau, würde es mich sehr reizen, in einer Spekulation meine Verhältnisse zu verbessern. Ich war mit dem sogenannten Doppeldoktor neulich zusammen, und nach allem, was mir der doch sehr gerissene Kerl erzählt hat ..."

„Ist bei der Kohlenstaubverbrennung viel zu holen," unterbricht sie feindlich. „Lassen Sie sich eines Besseren belehren, Herr Graf! Erstens ist dieser Doppeldoktor bei der Sache eine sehr untergeordnete Persönlichkeit, einer von den Leuten, die mein Mann nötig hat. Sie wissen: man liebt den Verrat und haßt den Verräter. — Zweitens ist die Gesellschaft noch lange nicht fertig. Wenn alles all right wäre, ich hielte sicher nicht in diesem Bratofen aus. — Und, was die Hauptsache: soweit ich's hindern kann, werden Sie sich nie in solche Angelegenheiten einmischen. Ueberlassen Sie das andern! Ich bin sehr offen. Wenn Bomulunder oder Serner von der Partie sein wollen, sehe ich's nicht ungern; der eine ist bei der Inscenierung des Unternehmens nicht unwichtig, der andre wirkt durch den Namen. Das sind eben Leute, die mir im Grunde gleich-

gültig sind — wenn auch der eine mehr als der andre. Vomulunder ist zum Beispiel gar nicht so übel! — Sie aber, Herr Graf, sollen sich nicht mit Dingen befassen, von denen Sie (Pardon!) absolut nichts verstehen, und bei denen ein Graf sich vielleicht die Finger beschmutzen könnte. Ueberlassen Sie das Menschen ohne Namen, wie wir, die sich sicher die Finger nicht beschmutzen werden — oder solchen, an denen die Welt nichts zu verlieren hat."

„Es waren auch nur aufsteigende Blasen, gnädige Frau." Ich kusche wieder vor dieser Logik.

Das paßt Madame erst recht nicht in den Kram, und sie fährt beinahe dringend fort: „Wo ich hinaus will, wissen Sie so gewiß wie ich, Graf Carén. Versöhnen Sie sich mit Ihrer Tante." Und da sie das empfindliche Aufzucken meiner Nerven sieht, wiegelt sie gleich klug ab: „Wer verlangt eine wirkliche Versöhnung? Mit Ihrer scheinbaren unüberwindlichen Abneigung hat das nichts zu thun — nur mit Ihrer Klugheit. Denken Sie doch: ein Diplomat empfindlich! . . . Außerdem ist die Comtesse Carén eine Dame, die ich sehr schätzen gelernt habe."

Darauf beginne ich mit dem Fuß zu wippen — bei mir immer ein Zeichen wachsenden Grolles. Schweigen ist Weibern wie der Le Fort gegenüber die einzige Waffe. Die würde einen sonst kalt lächelnd überzeugen, daß Mord — erlaubt — Pflicht — Großthat ist.

Leider Gottes hält Madame meine Reserve für eine Pause des Nachdenkens. „Und wenn die Versöhnung perfekt ist, — ich garantiere Ihnen, daß Sie mit offenen Armen aufgenommen werden . . ."

Meine Fußspitzen geraten in Schwingungen. Dies Peau d'Espagne kriecht mit seiner süßlichen

Schwere ordentlich in einen hinein. Jetzt bin ich wirklich nervös . . . „Nicht wahr, dann würde mir die Tante ungezählte Zechinen zum beliebigen Gebrauch anvertrauen? Ha!“

„Warum nicht! Bleibt sie hartnäckig, so sind andre dutzendweise da. Ich will nicht von mir sprechen, weil das aufdringlich erscheinen könnte. Zur Verfügung stehe ich Ihnen jedenfalls ganz, Herr Graf.“

Ich werde wieder eiskalt. „Dank, unterthänigst, gnädige Frau. Aber ich wünsche keine Hilfe! — Vor noch nicht vierzehn Tagen machte mir mein Vetter Lasis das kavaliermäßigste Anbieten derart — er kann's, und von ihm nähme ich's noch am liebsten, meine tote Tante ausgenommen — aber ich habe auch ihn refüsiert.“

Madame könnte beleidigt sein. Sie sieht mich aber nur scharf an. „Damit Sie glücklich werden — sollte also Ihre unglückliche Tante sterben?“

„Das mit dem Tod mag der Herrgott mit ihr ausmachen. Und ich hoffe fest, sie wird sich im Fegefeuer nicht mehr über kalte Füße zu beklagen haben, wie hier unten auf Erden so oft. Ich warte eben, bis sie hinüber ist. Enterbt sie mich — mir soll's auch recht sein. Dann lebe ich wenigstens nicht mehr von vagen Hoffnungen, weiß, daß ich des Geldes halber heiraten muß, und heirate auch.“

Die Gnädige fixiert mich scharf, die Festigkeit meines Entschlusses zu prüfen. Und während sie wie ein Automat: ‚Ist das nicht sehr unchristlich gedacht — nicht sehr unchristlich gedacht?‘ herleiert, bin ich überzeugt, daß sie weder an den Himmel noch an die Moral, sondern ganz etwas Irdisches denkt. Der starre, leere Blick, der ihr dann eigentümlich, wird mir wieder unheimlich. Dämonisches ist nicht drin — nur die furchtbare Leere . . . Von einem

Automaten scheinen auch die Worte zu kommen: ‚Soll die alte Jungfer Ihretwegen sterben? — Vielleicht thut sie Ihnen den Gefallen . . .‘

Nachträglich bin ich überzeugt, daß mir dieser Satz nur geträumt hat. Es liegt da schon eine Art Sentimentalität darin — die Gnädige versucht doch jetzt gerade den letzten Vorstoß, läßt ihre unerbittliche Logik spielen.

Erst ganz zuletzt kommt auch Gefühl — lau für mich, für irgend eine andre heiß . . . ‚Ich solle doch gehen — ich verkäme ja sonst! Und wenn ich das nicht wolle, möchte ich wenigstens die Le Fortsche Hilfe annehmen, nicht weiter von der Gnade eines schmutzigen Wucherers leben . . .‘ Sie kämpft, wie meine eignen Glaubensgenossen, die Jesuiten, kämpfen sollen, denen der Zweck jedes Mittel heiligt . . . ‚Ich würde eine große Intelligenz im Müßiggang morden . . .‘ Die Schmeichelei muß also auch herhalten.

Was ich dagegen einwende, versteht sie nicht. Daß ich vor der Schildkröte und ihrem Gelde mich nicht erniedrigen will, weil ich mich nicht vor mir selbst erniedrigen will, ist ihr unbegreiflich. Von dieser Gnade zu leben? Niemals! Lieber von der Gnade des schmutzigsten Wucherers! — Es ist keine Spur von ihrer zwingenden Logik in meinen Worten — nur unklares, bis zur Tollheit eigensinniges Gefühl, über das ich nicht hinweg will und auch nicht hinweg kann.

Und jetzt erlebe ich das Wunder. Madame bittet, fleht beinah. Doch das ist nicht ihre ureigenste Waffe; die ist stumpf vom langen Nichtgebrauch. Dazwischendurch guckt immer wieder, wie ein Kasperle, das Leitmotiv: ‚Gehen Sie, Herr Graf! . . . Ihre Tante enterbt Sie sonst — und Ihre Tante soll Sie nicht enterben.‘

Dennoch lasse ich mich weder überzeugen noch überreden. Louis Carén geht nicht zur Schildkröte — er wartet — und sollte er bis dahin ganz blödsinnig geworden sein.

*

Nun hat sie's verwunden, die Dame mit der charakterlosen Linie. Vielleicht erkennt sie auch dabei, daß ich die schlechteste Acquisition für ihre grünäugige Tochter sein würde. Thäte sie es doch! Dann wäre ich ihre Protektion los.

Ich sitze spät nach Mitternacht noch an meinem Schreibtisch, um dies Kapitel zu schließen. Denn ein Kapitelschluß ist hier: das fühle ich ... Am Ende verschwimmt mir alles, nur die trostlose Leere der blauen Augen verschwimmt mir nicht — auch nicht der Satz, den ich nur geträumt habe: ‚Soll die alte Jungfer Ihretwegen sterben? Vielleicht thut sie Ihnen den Gefallen.'



Elftes Kapitel.

Ich werde noch stumpfsinniger — noch ...
Ich verkehre beinah mit niemand mehr; nur eine schlechte Gewohnheit fesselt mich an das Haus in der Händelstraße, obgleich ich da nichts zu suchen habe. Es ärgert und erfreut mich auch positiv nichts. Ist's eigentlich glaublich, daß einen der Müßiggang so 'runterbringen kann? — Madame behandelt mich wie einen Schwerkranken, sie weiß, daß es nur eine Etage tiefer in der entsetzlichen Etagenreihe ist, die ich noch hinabzusteigen habe. Weil ich nicht mehr zu retten bin, darum thue ich ihr leid. Ich hoffe, die Zeit kommt, wo ich gänzlich verblödet umherlaufe und Gras fresse wie König Nebukadnezar in seinen alten Tagen.

Dem Liebespaar auf dem Asphalt, das so fest sitzt wie das Scheffelsche und glücklich sein würde, wenn ich zu seiner Zerstreuung einige Erisäpfel würfe, kann ich kaum mehr ein Dorn im Auge sein. Sie dulden mich mit vieler Ruhe. Später, wenn das große Wort endlich gesprochen, hoffe ich, auf den üblichen poetischen Spaziergängen aller glücklichen Brautleute mitgenommen zu werden. Ich werde diskreter sein als ein Lakai, der beim Küssen vielleicht doch verschleiert lächeln, vielleicht zu

auffällig hinwegsehen würde. — O Grünäugige, wie ich dir den Honigmond mit dem Serner gönne! Wenn's in Liebesangelegenheiten einen lästigen Hut zu halten geben sollte oder Rüschen in Ordnung zu bringen, die allzu feurige Umarmungen zerknutscht haben — vielleicht wünscht auch Graf Serner seine Gattin einmal ohne Monocle anzusehen, und er bedarf eines Automaten, der es bewegungslos fünf Minuten hält — bitte, Kinder, wendet euch an mich! . . . Louis Carén macht alles wie Herr von Schirp.

Aber die beiden scheinen's darauf abgelegt zu haben, mich mit ihrer stummen Liebe zu langweilen.

Wer sich ganz von mir losgesagt hat, ist die Kornblumenfee. Sie behandelt mich positiv schlecht. Dabei will ich gerade ihr gefallen . . . Ich spreche nichts oder Dummheiten — der russische Windhund springt nicht mehr, weder in riesiger Lançade noch in mattem Satz. Er liegt in einer Ecke, läßt sich schuppsen — nur wenn er scheusälig maltraitiert wird, knurrt er dumpf. Die Kleine maltraitiert ihn — und es thut ihm beinahe wohl, weil es ihn daran erinnert, daß er noch nicht alle Zähne vor Alter verloren hat. Er konnte früher so höllisch beißen!

Die andern lassen ihn in der Ecke liegen, Madame denkt auch nicht einmal mehr daran, ihn zum Springen zu animieren. — Ja, es geht nichts über edle Rasse! Ich kann mich eines halben Dutzends Ahnen mehr als das frühreife Karlchen rühmen. Daher wohl die größere Blutverdünnung, die schlechtere Mischung! Ich habe ordentlich Angst, uns wieder zusammen im Spiegel zu sehen. Die Aehnlichkeit muß erschreckend sein — nur daß er mir jetzt über ist.

In meinem Tagebuch bin ich geschwätzig wie ein altes Weib, und dort schweige ich wie eine Katakombe.

Meine alten Freunde will ich nicht — meine neuen wollen mich nicht. Jaromir ist wie weggeblasen, die Pulle Pommery hat er verschmäht, die Entschuldigung dieserhalb gleichfalls. Und gerade nach dem kleinen, schwarzen Kerl habe ich eine Art Heimweh. Er kam mir immer vor wie ein seltenes Tier, das man gern in seinem Käfig haben möchte, um es seinen Bekannten zu zeigen. ‚Sehen Sie, solche Spielarten von bête humaine giebt es auch!‘ — Dann habe ich mich so an die schlechte Luft gewöhnt, daß ich ihn beinah um seine noch schlechtere beneide. Aber er kommt nicht. Das mit dem Diener hat er doch nicht verkraften können. — Ob Ethel ihn vermißt, weiß ich nicht recht. Einmal hatte sie freilich eine Art Vertrauensanfall und fragte melancholisch, ob eine Familie mit sehr wenig ... zweihundert ... einhundertfünfzig ... einhundert ... achtzig Mark monatlich auskommen könne. Weiter wollte sie mit ihrer Anspruchslosigkeit partout nicht 'runter, obgleich ich ihr nachwies, daß es ziemlich gleichgültig sei, ob eine Familie mit achtzig oder fünf Mark par mois den Hungertod erwarten wolle. „Bei fünf Mark geht's schneller, gnädiges Fräulein! Aber die Gesellschaften erhöhen die Gehälter sehr bald ...“

„Was meinen Sie damit?“ Und sie kriegt so eine kleine böse Falte über der goldschimmernden linken Braue.

„Daß Jaromir wahrscheinlich nicht ewig achtzig Mark kriegen wird,“ erkläre ich harmlos.

Da komme ich aber heute an die Rechte! Sie wird direkt beleidigend gegen meine Gräflichkeit. Jaromir heißt diesmal Glücksritter, geschaßter Sekondelieutenant, den sie nicht mehr wieder grüßen würde, seit sie gehört habe, daß er gewöhnt sei, Ehrenscheine verfallen zu lassen. Das mit den Ehrenscheinen ist

ihr offenbar ein dunkler Begriff — aber die Alte muß es ihr doch geschickt beigebracht haben! Daß ich ungekratzt und ungebissen von hinnen kam, betrachte ich als Wunder.

Auf Grund dieser Unterredung wurden unsre Beziehungen etwas gespannter. Von dem Agenten sprach sie selten und wie von etwas Anrüchigem.

Unter der Hand interpellierte sie später Serner, ob in Helgoland geschlossene Ehen ganz vollgültig wären. Karlchen bekam Zuckungen, weil Asta daneben saß und in unsern Kreisen der gute alte Pfarrer der roten Klippe höchstens die Liebe zu einer Schulreiterin legitimieren kann — eine nette Legitimation, die in der Berliner Gesellschaft ungefähr so viel wert ist wie der gekaufte italienische Herzog und das goldene Buch der Nobili des Fürsten von Monaco. Anständige Mädchen dürfen Helgoland als Marine-Insel, allenfalls auch als hoffnungslos verseuchtes Seebad kennen — und wenn sie entre-nanu sind, dürfen sie auch alles wissen und sich darüber totlachen, daß ein Kutscher eine Potsdamer Millionärstochter dort geehelicht hat, weil die Sache ohne Standesamt nicht skandalös genug war. Aber von Helgoland als Ehe-Insel zu Herren zu sprechen, ist einfach verworfen.

Ich soll mich bei der Gelegenheit geräuspert haben, was einen Thränenstrom aus blauen Augen zur Folge hatte. Jaromir ist seitdem ein — Toter, und ich bin ein Scheusal. Dabei traue ich der Kornblumenfee keineswegs.

Bomulunder, der mit seiner unausstehlichen Feinheit hin und wieder erscheint, profitiert nämlich wenig von der Wandlung. Ethel behandelt ihn mit überlegter Gleichmäßigkeit, die jede Annäherung ausschließt. — O, sie bleibt trotz aller Feindschaft doch ein süßer kleiner Racker! — Aber der Bomulunder

ist ein Greusal, ungefähr das Widerwärtigste, was ich kenne. „Ekel," sagt der Berliner.

Gegen ihn ist Serner lauteres Gold. — Ich beginne überhaupt, Serner objektiv zu beurteilen. Es giebt viel Dümmere und viel Fadere, und unter der Fuchtel einer anständigen Frau würde er sich ganz gut machen. Gleiches habe ich wohl schon früher in der Konversation gesagt, um die eigne Opposition herauszuforderu. In meinem Tagebuch wüßte ich nicht, warum ich mich selbst belügen sollte.

Dem Schnapsbaron billige ich aber keine mildernden Umstände zu. Er ist klug, reich (reich gehört bei solchen Leuten zum Charakter) und ungefähr so sinnlich, als die ewig mißvergnügte schmale Nase dieses mit dem Husarenlieutenant belasteten Kaufmannsdieners auszudrücken vermag, sobald die Kornblumenfee ins Zimmer tritt.

Ich kann nur sagen: Es ist berechnende Sinnlichkeit. Und die Sorte ist scheußlich! Wenn er sich in diesen Pfirsich verliebt hätte, meinetwegen so brutal sinnlich, daß jeder Blick schon Entweihung ist — bon! Gerade bei der süßen Frucht thäte es mir leid, wenn ihr der Flaum von roher Hand genommen würde — gleichviel, es wäre ein starkes männliches Gefühl drin. Und so oder so, etwas harte Faust wünscht jedes Weib. Aber bei dem Kerl ist's eben die verquickte Form. Er sagt sich: das Mädel ist schwer reich, hat einen anständigen ausländischen Namen, — und mit diesen Gefühlen nährt er seine Verliebtheit. Solche Leute genießen so recht gesellschaftsmäßig, konzentriert ekelhaft: das Geld, den Namen, die Schönheit, die eigne Eitelkeit dazu.

Ethel sollte doch nur genossen werden wie ein Pfirsich, den man direkt vom Spalier pflückt — nicht wie eine Tafelfrucht, bei der man den Preis, die Seltenheit, die Saisondelikatesse mitgenießt, und

wenn man sie 'runter hat, nur der fade oder bittere Geschmack zurückbleibt. Und daß sie für den Bomulunder ein solcher Saisonpfirsich ist, das hat die Kleine längst 'raus. Zu einer absoluten Vernunftheirat wäre sie wohl zu kriegen, wie die meisten hübschen Mädels. Doch die andre Sorte Liebe ekelt sie an. Darum darf er auch unter keinen Umständen das Boudoir betreten (er möchte seine Nase so gern hineinstecken). Sie wacht davor wie ein Cerberus. Irgend etwas Intimes, etwas Persönliches dem Burschen preiszugeben, das ist wider die Konventionalität, und das mag sie nicht. Sie wird sich schon gewöhnen. Die Gewohnheit zähmt doch alles — und sollte diese kleine Angorakatze nicht zähmen können?

*

Heute soll ausgeflogen werden. Den ewigen Ausstellungspark mit seinem Dreherbier und seinem Stadtbahngerassel hat selbst die Gnädige dick. Serner kann den Katalog auswendig. Ich glaube, er arbeitet überhaupt heftig an seiner Bildung, die, dank dem von königlicher Gnade geschenkten Fähnrichsexamen und den vier Semestern Ackerstudent in Bonn, noch lückenhaft genug sein mag. Ich treffe in der Ausstellung zu viel Freunde und Freundinnen. Wenn man die Gesellschaft nicht will, ist sie nicht abzuschütteln.

Die Kornblumenfee wünscht die Hasenheide zu besichtigen, was allgemeines Kopfschütteln erregt. Sie hat zum Leidwesen der Mutter etwas gewöhnliche Passionen. Wenn sich Straßenjungen balgen, bleibt sie höchst interessiert stehen — Schießbuden ziehen sie magisch an. Vor Zeiten hat sie mich zu einem furchtbaren Schnellphotographen am Alexanderplatz verführt. Sie war doch süß, als wir das grausame Verbrechen begingen, uns abkonterfeien zu lassen. „Das ist mein Bräutigam," erklärte sie ganz un-

verfroren dem Mann, der mich wahrscheinlich für einen Kellner im Sonntagnachmittagsausgehanzug hielt und sie für eine Kammerjungfer in dem gemopsten Kleid der Gnädigen. Wie haben wir später über das Bild gelacht! Wir sahen wirklich etwas Talmi aus.

Endlich hatte sich die Familie Le Fort auf dem Umwege über sämtliche Oberspreerestaurants, die von der Gnädigen eisig abgelehnt wurden, auf Klein-Machnow geeinigt. Die Grünäugige war merkwürdigerweise auch nicht für die Oberspree, trotz der Onkelvilla. „Mir ist's egal, wohin," erklärte die Kleine naserümpfend, „langweilig wird's doch!" — Und das, während ich neben ihr stehe.

Ferner wird telephonisch angeklingelt, sagt beglückt zu. Die Gnädige hat wohl eingesehen, daß Landpartien mit mir als einzigem Ritter direkt hinter dem Pferdestehlen kommen. Ethel wacht mißtrauisch bei der Klingelei. Bomulunder *scheint* vergessen. Ueber dies frohe Ereignis quittiert sie mit einigen Backfischungezogenheiten an meine Adresse.

Le Forts haben keine Equipage. Schade! Ich gäbe gerade heute einen so guten hochherrschaftlichen Kutscher ab. Ich brauchte dich dann wenigstens nicht als Vis-a-vis zu langweilen, Grünäugige! Der reizende Fuß der Kornblumenfee federt ordentlich, als wir die beiden Treppen zum Potsdamer Bahnhof emporsteigen. Sie hat die überschwenglichen Schulmädchengefühle auch von diesem Ausflug. Neben ihr stampft das Nilpferd. Man sieht, es geschehen noch weiter Zeichen und Wunder.

Unter dem Glasdach der Riesenhalle brütet es. Die andern fahren zurück. Das sind greifbare Miasmen. Ich aber liebe das Parfüm von heißem Oel, Rauch, Menschen — man frißt ja mit jedem Atemzug etwas Scheußliches! Leider ist der Genuß

kurz. Die stickigen Waggons der Vorortzüge scheinen es eiliger zu haben als ich, in die freie Hitze zu kommen.

Wir gleiten hinaus in das Schienengewirr, das wie schmelzende Ströme glänzenden Metalls über diesen endlosen, zu Unglücksfällen prädestinierten Bahnhof rinnt. Die Fenster, die Polster glühen, und der breite Sonnenstrahl im Coupé läßt Milliarden Staubatome tanzen. Zu beiden Seiten zieht Berlin vorüber, das neue, weiße, himmelhohe Berlin — die Hinterhäuser mit ihren harten, häßlichen Linien, Fenster an Fenster, angeklebte Balkons — nicht mal mit Lumpen drapiert, wie es die poetische Armut des Südens liebt, sondern überall das tötende Gleichmaß, die grauenhafte Ordnung. Wer mehr darüber nachdenkt wie ich, was in diesen Brutkästen, unter diesem heißen Dunst auskommen mag, wittert vielleicht einen weise gezügelten Herdeninstinkt dahinter. Mich aber verwirren die Fenster ohne Zahl, thun mir weh — ich verstehe nicht das große soziale Gesetz, dem sie dienen.

Mr. Le Fort, der von einem schilfbewachsenen Sudansee träumen sollte, wo er, bis an die Nasenlöcher im Wasser stehend, wohlig schnauft, geniert die Hitze gar nicht. Sie färbt ihm die Nackenfalten violett und beizt ihm die Augen, er aber glotzt stier auf diese Häuserwüste. Die Spekulationsbestie ist in ihm wach. Die Mietskasernen gefallen ihm, er liebt sie, er bewundert den großartigen Wuchergeist, der sie geschaffen. Er sieht dabei wie ein Viehhändler aus, der reich genug ist, um den genialen Konkurrenten zu bewundern, der eine Riesenherde ganz jung, ganz mager für ein Spottgeld gekauft hat, sie wunderbar schnell mästet mit schlechtem Futter und wunderbar teuer verkauft hat, ausgerechnet in dem Moment, wo ein unverständlicher Taumel die

Käufer erfaßt hat, daß sie bieten ... bieten ... Und doch ist es noch das aristokratische Berlin hier, das gefräßig seine eignen Kinder, die Vororte, verschlingt. Etwas von Tradition liegt noch in der Luft, weht von der weiten märkischen Ebene hinein; der Krückstock des alten Fritz, den ich stets über Potsdam geschwungen sehe, reicht beinah bis hierher. Dann fängt das Nilpferd an zu knurren, fast drohend, weil das Häusermeer weiter und weiter zurückweicht und die harte, glühende Sandwüste der Mark mit kümmerlichen Feldern und ein paar vergessenen Bauernhäusern sich hervorwagt. Er schüttelt energisch den Kopf, als wir an der Schöneberger Brauerei vorüber den gewaltigen Damm der Ringbahn durchschneiden. Hier wogen echte Kornfelder, etwas von dem Duft reifenden Getreides dringt mit dem Sandstaub durch die Fenster. Die Ebene reckt sich. Jetzt sind die Häuser die Inseln im Feldermeer, wie vorher das kümmerliche Stückchen Land die trostlose Klippe im Häusermeer gewesen war. Herr Le Fort zieht mit einem Ruck das Fenster in die Höhe. Die Luft wird ihm zu frei. Auch ich habe ein gleiches Gefühl. Aber ich bin krank, ein Habitué des Riesenlazaretts, darum wirkt auch das Frische, Reine ungewohnt feindlich auf mich — er ist gesund, kennt keine Nerven und mag es trotzdem auch nicht. Die beiden Menschen, die in dem Augenblick gleich empfinden, sind doch im Grunde völlig verschieden.

Bei Friedenau, der Villenkolonie der Kanzleiräte, läßt er das Fenster wieder hinab. Etwas von dem großen Spekulationsgeist umweht die hohen Häuser zur Linken des Bahndamms, und auch zur Rechten heben sich über die kleinen, glasierten, grün gebetteten Villen die Mietskasernen. Es ist die letzte reine Freude für Herrn Le Fort. Je weiter

der Zug über die Außenforts der Spekulation hinausrollt, um so stärker wird auch der Hauch der Mark, der historische Hauch, der das Potsdam des großen Königs umweht, und der uns Preußen bannen und befreien sollte zugleich. Das Nilpferd sieht nicht mehr auf. Vielleicht beschäftigt den groben, viereckigen Kopf eine ganz neue, ganz kühne Riesenspekulation, die über Steglitz hinaus reichen soll, wo das alte Brandenburg noch immer herrscht, weil der wenig geniale Bezwinger der Revolution, der Komödiant der Volkstümlichkeit, der alte Wrangel, hier in puppenhaft kleinem Schlößchen hauste. Auch über Lichterfelde soll sie wachsen, den detachierten Posten des Häusermeers. Denn die Kolonie des Kadettencorps, die den Größenwahn des Infanteriefähnrichs immer reiner züchtet, paßt für Le Forts Weltstadtgefühle nicht.

Und endlich hat sich die Ebene befreit — weit, gelb, lautlos, vom Hitzdunst überflimmert liegt sie. Ich habe sie einst geliebt, diese Ebene — warum es leugnen? —, mit jener eifersüchtigen Liebe des Junkers, die ihm auch am Goldenen Horn das Auge hochmütig verschleiert, weil das wogende Aehrenfeld und die stumme Heide uns Ostdeutschen doch immer weit köstlicher dünken. Und ein kläglicher Rest dieser großen egoistischen Liebe will den Kranken mit täuschendem Gefühl umspinnen. Ich scheuche dies Gefühl zurück. Das ist Vergangenheit oder Zukunft — und beides mag ich nicht. Ich bin nicht mehr jung genug, um in der Zukunft zu leben, was nur die Jugend fertig bringt; ich bin auch noch nicht alt, um mit der elenden Sonne der Vergangenheit zufrieden zu sein. Ich bin krank, wie die ganze Zeit — ich muß Gegenwart haben!

Die Blonde zeichnet indes Hieroglyphen auf den Lackschuh mit ihrem Sonnenschirm. Madame denkt,

mit den leblosen Augen, die sich trotzdem durch das Polster der Wand bohren. Asta träumt . . .

Der Zug rollt zögernd. Zehlendorf kommt, wo wir aussteigen müssen. Alle schweigen, weil allen das reine, weiße Sonnenlicht etwas sagt. Ich will nicht, daß es mir auch etwas sagt, und mache einen dummen Witz: „Hier ist nämlich eine Idiotenanstalt, gnädige Frau. Sollte der Mann mit der Zwangsjacke schon bereit stehen? — Ich gehe auch freiwillig mit.“

Darauf zuckt die Gnädige liebenswürdig-ironisch die Achseln. Asta sieht mich fragend an.

Natürlich kenne ich den Weg nach Klein-Machnow, sogar den poetischen — aber von der Felddienstübung her, wo der heiße Ledergeruch, der schweißgebeizte Staubdunst der Kolonne uns verständige Phantasien von eiskaltem Mosel mit Selterswasser vorgaukelten — jedoch beileibe keine Heidepoesien. Den poetischen wählen wir nicht. Erst trotten wir mißvergnügt durch das häßliche Nest, dann scheint Mr. Le Fort die Führung übernommen zu haben — wir stumm hinterher, wie die richtige Hammelherde. Das Nilpferd wünscht möglichst schnell aus diesem Blachfeld zu kommen, das seiner Spekulationsphilosophie entweder zu viel oder zu wenig Nahrung giebt.

Ich aber, den der Zufall an die Seite der schönen Schwestern geführt hat, werde thatsächlich auf eine halbe Stunde zum dummen Jungen, zum sentimentalen Deutschen. Ich merke, wie das Gefühl mich einspinnt, und ich bin völlig machtlos dagegen. Wer die Krankheiten der Willenskraft versteht, versteht vielleicht auch diese.

Aus dem märkischen Sandboden steigt es mit dem süßschweren Duft des Kornes, mit dem faden Geruch des grünen Kartoffelkrautes — über den gol-

denen, wogenden Feldern flimmert es, über dem Stück sonnenverbrannter Wiese. Ich höre einen Schäferhund bellen, einen zottigen Heideköter, der echte, schmutzige, blökende Schafe im Kreise umtreibt. Der Hirtenjunge liegt dabei auf dem Rasen und blinzelt in die Sonne. Und dahinter dehnt sich die weite, gelbe, trostlose märkische Ebene. Ich liebe sie, weil sie mich an meine Weichselheimat erinnert, die noch weiter, schwermütiger, stummer in der Glutsonne jetzt brüten muß. Ich liebe auch den alten, plumpen, häßlichen Kirchturm von Teltow, der auf märkischem Grunde nicht schöner wachsen konnte — auch das Stück Kiefernwald mit bronzeleuchtendem Stangenholz. Es ist alles kümmerlich, arm, trotz der heißen, stechenden Helle. Ich weiß es. Doch vergebens sträube ich mich gegen diese temporäre Geistesverwirrung, die mich unerwartet überfällt, wie alte Leute die Masern überfallen. Louis Carén gehört in den sengenden Brodem der Weltstadt, nicht in die erfrischende Hitze der freien Ebene. Aber über den Halmen summt's, vom Boden zirpt's — ich empfinde ein Heimweh, ein rasendes, brennendes ... nicht mal nach etwas Bestimmtem — das Gut, auf dem ich meine Kindheit verlebte, erscheint mir nur ganz vage — es ist die östliche Ebene, die uferlose überhaupt, die mich zieht. Es fehlt nur noch wenig, um mich verrückt zu machen, das fühle ich.

Wir kommen in den Wald. Jetzt packt's mich. Der starke, stickige Tannengeruch thut's mir an — mein Peau d'Espagne! Ich höre nicht das Laubholz säuseln, das den Tannenwald durchsetzt, ich höre keinen Vogel — ich sehe nur die schweren Lichter durch die staubbedeckten Fichten fallen, höre das feine Singen der Nadeln. Mir wird ganz blödsinnig ums Herz.

Ich bin also eine halbe Stunde verrückt. Ich

fange an, der kleinen Ethel zu erzählen . . . dummes Zeug: von einem Fuchs, den ich am Waldsaum belauert habe, von der Weichsel, dem gelben, breiten, tückischen Strome, nach dem ich mich einst so kindisch gesehnt.

Habe ich ihr auch gesagt, daß ich niemals das Rasseln der Thorner Riesenbrücke vergessen könne, das so wunderbar heimisch klang, wenn der Zug mich nach Hause zu meiner Mutter brachte, und so häßlich fremd, wenn es mich wieder zur Ritterakademie begleitete? — Warum sucht mich heute das alberne Kindergefühl, das längst vergessene? — Von meiner Mutter, der gefühllosen Lasis, mag ich's haben, die ihr Böhmen nie vergessen konnte und einmal die Hetze aufgab, weil ein Mausefallenkerl ihr einen tschechischen Gruß bot. Mein Vater lächelte über die Sentimentalität — meine Mutter war doch sonst eine so wunderbar encouragierte Reiterin, die ihren irischen Hunter nur so zusammenhieb, weil er einen Baumstamm auf sumpfigem Grunde feig refüsierte. Unsre Empfindungen sind später entgegengesetzte Wege gegangen. Ich bin Preuße geworden wie mein Vater — Preuße bis ins Mark, der die Mausefallenkerle wenig liebte. Und wenn meine Mutter unsre Sprosser jenseits des Slawenstromes nicht leiden konnte und sich stets nach dem Schlag ihrer Nachtigallen sehnte, so habe ich gerade darum diese Sprosser geliebt und die Nachtigallen nicht leiden können, weil es meiner Heimat fremde Sänger waren. Auch von dieser Neigung habe ich der zerstreuten Ethel erzählt — und daß der echte Junker nie von seiner Scholle weg solle, weil er sich dann selbst verlöre.

Und während die Kornblumenfee nach Zweigen hascht und Blätter kaut, während die beiden Festordner stumm vorangehen, Menschen, die sich wohl

nie etwas zu sagen haben — hören mir zwei tiefgrüne Augen zu. Es sind thatsächlich die Augen, die mir zuhören, die an meinen Lippen hängen in feindseligem Glanz und doch sich nicht losreißen zu können scheinen. Es sind Astas wunderbare Augen, die dann wieder aufleuchten, sich verschleiern und endlich bewegungslos stumm auf mir ruhen.

Freue dich, Statue! Wir sind entlarvt. Er hat doch noch ein Heimatgefühl, ein unbändig heißes sogar, der verkommene Carén. Erinnerst du dich des letzten Dialogs, wo ich so ganz anders sprach? — Aber der königliche Nacken hebt sich seltsamerweise nicht stolz; er senkt sich fast demütig — und er ist doch zu kalter Vornehmheit geschaffen. Fühlst du stärker die Last der eignen Heimatlosigkeit, da du den Heimatlosen nicht mehr verachten kannst? — Ich wünschte, du sprächst ein Wort. Es würde mich aus der Thorenstimmung reißen. Dein sprechendes Schweigen verstrickt mich nur noch mehr.

Den Bann zu brechen, ist der Blonden beschieden.

„Giebt's auch Karussells in Machnow, Herr Graf? Ich möchte riesig gern mal Karussell fahren!“ . . .

Danach wäre also Louis Carén sein bester Zuhörer gewesen. Mit siebzehn Jahren hat man, ob Mann oder Weib, immer etwas vom dummen Aujust bei Renz.

Man sollte übrigens für jede fremde Geschmacklosigkeit dankbar sein — sie bewahrt einen vor der eignen größeren. Und ich war stark im Zuge, mich lächerlich zu machen. In das Gegenteil, die scharfe Selbstverhöhnung, die mir so sehr liegt, verfalle ich nicht. Ich beginne die Dinge wie ein verständiger Mann zu sehen. Die Straße ist infam staubig, und meine hellgelben Juchtenschuhe könnten einem

stark beschäftigten Müller gehören. Auch daß sich jetzt eine regelrechte Lindenallee entwickelt — uralt, schattig —, regt mich nicht auf. Wir sind in Machnow. Hart rechts blinkt der See. Hübsch, dieser See — distinguiert, klein, eirund, wie es die Neigung der märkischen Landseen, wenig Schilf, darin ein gichtischer Kahn — die grüne Rahmung Laubwald mit tief herabhängendem Gezweig, das die üblichen tanzenden Schattenbilder auf der glänzenden Fläche erzeugt. Farbe hat der Tümpel natürlich nicht, nach Brandenburger Art. Wahrscheinlich ist er am Ufer flach, in der Mitte sumpfig. Man könnte meinen, Berlin läge hundert Meilen weit. Und doch braucht sich ein mäßiger Schinder nicht übermäßig zu strecken, um es in fünfzig Minuten zu erreichen. Die Grünäugige, die ich mit der gräflichen Weisheit beehre, ist ziemlich zerstreut. Die Gegend mag ihr Vorgefühle vom Sernerschen Rhein erwecken. „Der Rhein ist weit grüner, gnädiges Fräulein!“ beeile ich mich, ihr unvermittelt zu versichern.

Die kleine Ziegelkirche taucht auf mit verwildertem Friedhof und altersschiefen Kreuzen, moderigen, feudal gemeißelten Gruftplatten. Ich spiele den bezahlten Bärenführer. „Hier haben sich nämlich ein Hake und ein Schlabrendorf angefallen und, wie ich glaube, zu Tode vermöbelt.“ Auch das interessiert sie nicht. Und doch ist die Kirche ein wahres Bijou mit einem reizenden Sims und einem wunderbaren Hauche märkischer Junkerlichkeit. Dann kommt der Gutshof, hoch ummauert, als gäbe es noch keinen Landfrieden; mittendrin ein friedliches Taubenhaus, weiter zurück die schmucklose Front des langen Herrenhauses, weder poetisch noch mittelalterlich — auf Sandboden gedeihen die Palazzi schlecht. Die alte Burgruine haben die Hakes daneben stehen lassen ... ein kümmerlicher Turm, der schon von dem Donner der faulen

Grete umgefallen wäre. Märkisch nüchtern steht da das elende Ding, das man bei Sturm sehen sollte, in halber Nacht, wenn die Blitze über das Gemäuer der mittelalterlichen Kuhställe zucken, wenn das Vieh angstvoll brüllt, wenn blaue Reflexe die drohende Finsternis der alten Lindenallee drüben gespenstisch erhellen und die Kirchenglocke zu bammeln beginnt. Das ist märkische Poesie. Da mögen die Gutsherren vielleicht heute noch träumen, es ritte ein Schlabrendorf auf den Hof und setzte den roten Hahn auf die roten Dächer.

Graf Carén beginnt allmählich wieder zu dösen, und Asta thut mit. Ich muß sie erst durch eine ganz geistvolle Bemerkung wecken — eine Gedenktafel an einer niedergebrannten und wieder aufgebauten Wassermühle, deren Turbinen geschäftig summen, giebt die Gelegenheit. Der verflossene Oberst von Hake in seiner kurfürstlichen Gnaden Garderegiment zu Fuß, dem die alte Inschrift gilt, würde große Augen machen, wenn er einen Schnellphotographen und diverse Schokoladenautomaten bei den Wirtshäusern drüben erblickte.

Wir wühlen uns in einen Kaffeegarten ein, hart an einer Sumpfwiese, aus der sich die Rückfront des Herrenhauses hebt. Der Kaffeegarten ist lang und schmal — ich sehe Eierschalen 'rumliegen und Weißbier blinken — eine spitze Mädchenstimme ruft: „Det is jerade wat Schönet!" Was sich doch die Berliner auf die Selbstironie verstehen! Sie lieben ihren Grunewald und alles, was mit dem Grünen zusammenhängt, beinahe kindisch. Aber wenn man ihnen die Stullenpapiere in der Natur nehmen würde, die Freßkober und die schnodderigen Witze — der Wald wäre ihnen ein Tempel ohne Altar und Predigt.

An irgend einem Baume deckelt irgend jemand.

Ich deckle gedankenlos wieder. Wir setzen uns darauf Front gegen die Wiese und die Feudalität. Asta lächelt ein klein wenig ironisch. Die Blonde ist fünf Minuten stumm, wird dann sehr beredt und verlangt durchaus Weißbier. Ein einziger Blick der Mutter antwortet ihr genügend. Doch sie verzieht nicht mal die Lippen, was sie reizend kann — wird immer lustiger.

„War das an dem Tisch da nicht Herr von Jaromir?" fragt Asta.

„So? Ich habe gar nichts bemerkt." Die Blonde sieht mich herausfordernd an.

„Wollen Sie ihn nicht zu uns herüber bitten?"

Das ist wieder die verdammt vornehme Art, auf die ich lässig erwidere: „Wenn's befohlen wird, gerne."

„Ich will ihn aber nicht!" wehrt Ethel empört. „Ich bin froh, daß ich allein bin — ich will mich nicht mit dem Menschen langweilen."

Die Alte sieht sie darauf bloß von der Seite an. Die Sinnesänderung gefällt ihr nicht. „Er wird wohl schon von selbst kommen," bemerkt sie leichthin.

„Dann werde ich ihn holen," und Asta erhebt sich mit den langen aristokratischen Bewegungen, die das Mädel aus weiß Gott welch illegitimer Blutmischung ihrer Ahnen aufgelesen haben mag. Ich muß natürlich schneller sein. Ich bemerke noch, wie die Dame mit der charakterlosen Linie der Grünäugigen liebenswürdig zulächelt: „Meine liebe Asta!" — höre, wie Ethel verbittert murmelt: „Das sollte ich gesagt haben!" — dann trolle ich zu dem Versicherungsagenten. Er springt auf, als er mich hinüberkommen sieht — etwas vom Mann hinterm Ladentisch bekommen die Leute im Geschäft leicht. Runtergekommen sieht er auch aus — zusammengestoppeltes

Räuberzivil, das ich nicht auf der Treibjagd anziehen würde, wo doch schäbig chic ist. Präsentiert mir mit nervöser Höflichkeit einen Stuhl. Er thut mir doch leid mit seinen achtzig Mark! Ja, Reichtum schändet nicht, und Armut macht nicht glücklich. Eigentlich ist es ein hübscher, sehniger Kerl, der dem grünen Rock keine Schande gemacht haben mag — aber wenn das so abgehungert scharfe Züge kriegt und die gemein verblaßte Comptoirfarbe: übelnehmen kann ich es der Ethel nicht, wenn sie sich nach diesem Ritter nicht mehr sehnt.

„Wollen Sie nicht ein bißchen zu uns 'rüber kommen, Herr von Jaromir?"

„Nein, ich danke wirklich, gehe auch gleich wieder . . ." Dabei zappelt er nur so 'rum.

„Sie machen uns ein Vergnügen!" Das ist von mir infam gelogen.

„Das heißt . . . wenn Sie wirklich meinen . . ." Er möchte für sein Leben gern.

Ich jedoch wiegle freundlich ab. „Serner kommt auch noch . . . vielleicht auch Bomulunder, Sie kennen die Herren doch?"

Jetzt ist er sich vollkommen klar, refüsiert äußerst höflich, äußerst bestimmt, ohne Grund: er will einfach nicht.

„Na, auf Wiedersehen, Herr von Jaromir."

„Sehr gütig, Herr Graf!" Das Räuberzivil markiert scharf, daß es auch mit mir nichts zu thun zu haben wünscht . . . Dem kleinen Kerl gehört trotzdem die Zukunft!

Ich komme zur rechten Zeit zurück, um dem frühreifen Karlchen die Hand freundschaftlich zu drücken und mich verbindlich vor Herrn Bomulunder zu verbeugen. Serner ist per Droschke gekommen — Bomulunder in einem ekelhaft neuen Gig. Die Taktcharakteristik erledigt sich von selbst

damit. Die Grünäugige sieht auch einfach über den stampfenden Harttraber und den dünnbeinigen Cylindergroom hinweg, die noch einmal auf der staubigen Landstraße paradieren — erkundigt sich freundlich, wie dem Droschkengaul die Tour bekommen sei. Dann wird ordinäres Süßholz geraspelt, von dem Schnapsbaron anmaßlich, von Serner bescheiden. Doch heute tippt das „Frühreife" unbegreiflicherweise immer daneben. Die Grünäugige ist mäßig unterhaltend, obgleich sie sich alle Mühe giebt. Dennoch sehe ich den Augenblick kommen, wo sie Migräne vorschützt und einschläft. Dagegen füttert die Kornblumenfee ganz gemeine Dorfhühner, die zwischen den Tischen herumgackern.

„Famos, wie gnädiges Fräulein das machen! Der dicke Hahn schnappt aber doch alles weg. Haben gnädiges Fräulein schon mal betrunkene Hühner gesehen? — Es ist fabelhaft komisch! Im letzten Manöver . . ." Das fängt ja wieder gut an, Schnapsbaron.

Die Blonde aber erträgt's mit Anstand, lacht sogar und fragt, wie viel cognacgetränkter Kuchenbrocken das gelbe Jammerhuhn wohl bis zum Torkeln benötigen würde.

Darauf wortloses Entzücken des dreiundzwanzigsten Husaren.

Drüben an den letzten Tischen schiebt sich etwas Kleinkariertes entlang, grüßt flüchtig: Jaromir, der sein Räuberzivil dem Schnapsbaron nicht in zu kritischer Nähe zeigen möchte. Wir grüßen äußerst höflich zurück; die Gnädige mit falscher, Asta mit echter Freundlichkeit. Nur die Blonde wippt gerade so mit dem Stupsnäschen.

„Du könntest viel höflicher grüßen! Du hast ja den Herrn bei uns eingeführt, Ethel." Der Gnädigen sollte es doch recht sein, daß die Tochter so ablehnend

ist — aber der kluge Kopf weiß wohl besser, warum nicht.

Als Antwort wirft Ethel dem Hühnervolk verächtlich eine ganze Dreiersemmel hin, was verzweifeltes Gegacker, feindselig geplusterte graue Hälse und den erstickten Aufschrei des Hahns zur Folge hat, der mit einem herausgepickten Riesenstück davonläuft.

Im Cirkus werden die Pausen durch Clowns ausgefüllt — hier durch Landhühner. Es amüsiert sich eben jeder, wie er kann.

Der Vorhang zur Komödie geht wieder auf: Sonnenglut — unbewegliche Grashalme, feiner Duft. Das Nilpferd erholt sich. Schon lange hat Herr Le Fort die Gegend scharf gemustert und dabei den grauen Kotelettebart gestrichen. In dem Spekulationsgehirn arbeitet etwas. Die qualmende Schifferpfeife bringt es zum Ausbruch. Er spuckt einmal nach amerikanischer Art, beschreibt mit der Hand einen großen Bogen, der jenseits den ganzen Horizont umschließt: das Herrenhaus, die Wiese, auch ein Stück von dem fernen Kiefernwald, der über freies Feld durchlugt, und jenseits der Landstraße das kleine Flüßchen, die Wirtshäuser und das ganze Stahnsdorf dahinter. Jetzt entwickelt er in einem Deutsch, das die Worte immer vorn englisch kaut, seine Idee: Riesenetablissement ... Vergnügungspark ganz im großen ... elektrisches Licht, Sportsbahn ... Der Kerl kaut widerwärtig!

Serner und die Mädels interessiert's absolut nicht (ich zähle überhaupt nicht mit), nur Madame und Bomulunder lauschen ganz hingerissen. Der Schnapsbaron hebt die mißvergnügte Nase schnüffelnd, und die Augen glänzen spitzbubenklug. Netter Husar! — Kommt auch gleich mit einem stichhaltigen Einwand. „Das haben sie schon versucht, Herr Le Fort.“

„Sie meinen Hippodrom am Kurfürstendamm? Verkracht natürlich . . . wenn gleich angefangen wird ohne Geld . . . da muß man Millionen 'reinstecken . . . und wenn die Aktien rechtzeitig auf den Markt gebracht werden . . . ich verstehe viel vom Geschäft . . . sehr viel! . . . Aber Geld, Geld . . ." Dabei spuckt er wieder. Als wenn er die Millionen auch nur so ausspucken könnte!

Hier giebt sich das Nilpferd freier, offener, ich möchte sagen, brutaler als in seinem Salon. Sein Hörer ist auch kein Neuling der Goldmachekunst, sondern einer von den Gerissenen, kühl Abwägenden, die erst von der Illusion alle grünen Blätter abpflücken, bis nur der häßliche, positive Stil bleibt. Vomulunder ist schärfer, mißtrauischer — Le Fort genialer, phantastischer, der Mann des Riesenwurfes. Er braucht nicht erst kauend zu versichern, daß diese plumpe Klaue schon Millionen zerquetscht habe wie Krachmandeln. Ich höre ordentlich das Knacken — und sehr weit hinten auch noch ein Wimmern, das die Börsensünder nie hören.

Asta träumt wirklich. Aber Ethel betrachtet mit Interesse die Männer. Diese Tiefe in der Seele des dreiundzwanzigsten Husaren ist ihr völlig neu; vielleicht ebnet sie den Weg zum Backfischgefühl.

Millionen . . . Millionen . . . immer wieder die Millionen, von deren Erwerb ich nichts verstehe, weil der Sinn dafür auch erst in Generationen gezüchtet werden muß. Andre mag dieser rieselnde Goldregen aufregen — mich schläfert er ein.

Ueber die Wiese gleitet ein weicher Hauch, ein Hauch, der wie eine Sammetpfote über das Gras hinstreicht. Die Blumen nicken, ein Schmetterling gaukelt. Wie lange habe ich doch keinen Schmetterling mehr mit Bewußtsein gesehen! — Da ist die Krankheit wieder. Als wären sie weit, höre ich nur

noch die Stimmen: „Millionen — Millionen" — der Goldregen rieselt unerschöpflich. Aber so weltenfern von mir klingt er wie ein melodisches Geräusch. Zuletzt höre ich ihn nicht mehr. Der Windhauch wird stärker, bringt Frische, feuchten Dunst. Blödsinnige Gedanken kommen. Einer gewinnt Gestalt, dringt auf mich ein — ich wehre mich. — Ich wehre mich nicht mehr. Der Gedanke ist wie eine rettende Hand: ich will weg aus Berlin — ich muß! Wenn ich meinem Vetter Lasis noch heute schreibe, daß ich bis zu den Herbstjagden in seinem mährischen Jagdschloß zu hausen gedenke, so bekomme ich in acht Tagen die Nachricht, daß alles samt Diener und Pferden parat ist. Der Tscheche freut sich sicherlich über den neuen Kastellan. Die Arrangements mit meinem Wucherer regelt endgültig ein zweiter Brief nach Petersburg — ich will auch an die Zukunft denken — die positive, die jeder Mensch nötig hat — aber es thut mir weh. Es ist ja noch so lange Zeit. Nur weg, weg! Ich bin fest entschlossen.

Da weckt mich Serner. Eine gute halbe Stunde hat er sich in Ergebenheitsphrasen erschöpft, ohne die Grünäugige warm zu bekommen. Jetzt packt ihn die Sentimentalität. Hat er sie, wie ich, aus dem Windlufthauch gesogen oder mit dem Landbrot gegessen? — „Ah! gnädiges Fräulein, die Mark hat gewiß Poesie, jetzt im Augenblick ist sie sogar bezaubernd . . . aber gnädiges Fräulein können es mir glauben, an meinem Rhein ist es doch viel schöner! Freilich allein . . ." Er spricht leise. In dem Goldregen hätt' er es gar nicht nötig, der verschlingt doch jeden andern Laut. „Freilich allein . . ." Noch leiser. Ich sitze bewegungslos, ich warte auf das Wort, das kommen muß. Es kommt wieder nicht. Blödsinniger Kerl! Aber wie

ich, wartensmüde, aufstehe, verstehe ich, daß an ihm die Schuld nicht liegt. Die Grünaugen sind starr, eisig, als wenn's ihnen in der Hitze noch fröstelte; sie würden zurzeit jedem warmen Gefühl gegenüber tot bleiben.

Schweigen. Dieses Schweigen hat etwas Beklemmendes für mich, ich muß es brechen. Es zieht mir förmlich in den Nerven. „Na, Karlchen, kein gustus auf Berlin? Premiere bei Ronacher . . . Die Otero stellt Tableau vivant: Genoveva mit dem Reh — Als ich noch im Flügelkleide . . ." Das ist natürlich fingiert. Die Spanierin wünscht nur die klassischen Körperformen und die Brillanten dafür zu zeigen. Serner riegelt mit den Augen, als befände er sich in einem chambre séparée um fünf Uhr morgens. Endlich begreift er. „Sie wissen doch, Carén, daß ich längst . . ."

„Jawohl, längst eingeschlafen wäre, wenn nicht . . . Karlchen, Karlchen, warum spielen Sie eigentlich immer Komödie? Fräulein Le Fort liebt die Wahrheit, und die Wahrheit ist, daß Sie überall sich langweilen werden, Berlin ausgenommen . . ."

Serner wird rot. „Aber Carén, ich muß doch sehr bitten . . ."

„Verstehe, verstehe, gnädiges Fräulein versteht auch vollkommen." Dabei sieht gnädiges Fräulein über mich weg, wie vorhin über Gig und Groom. — „Im Leben ist eben alles Komödie!" Das sage ich gekniffen und als letzte Weisheit.

Karlchen ist heute übrigens mit Ironie nicht zu schlagen. „Erlauben Sie mal, Carén! Gewiß traf das auf mich zu — aber es trifft nicht mehr auf mich zu. Ich könnte doch anders geworden sein, einsehen, daß es noch edlere Genüsse giebt als Dressel, die Operette und was drum und dran hängt. Das, was wir unser Leben genannt haben, ist mir

heute einfach ekelhaft. Und leid thut mir nur, daß die Erkenntnis verhältnismäßig so spät kommen mußte ..." Also Serner wird warm. Wenn ich plötzlich blaue Flämmchen auf seiner Zunge herumspazieren sähe, ich könnte von seiner Apostelmission nicht heiliger überzeugt sein. Ihn mögen wohl die grünen Augen elektrisieren, die in schwermütiger Träumerei auf ihm ruhen. Auch die Blonde horcht erstaunt. Das „Frühreife" scheint in der That seinem Gehirn in letzter Zeit viel Phosphor zugeführt zu haben. Er liest mir sogar die Leviten — Karlchen Serner mir! Zuerst dehaut: ob früher oder später. der älteste Adel müßte doch merken, daß er andre Pflichten habe als nur zu genießen — weiter nichts als zu genießen. Darauf wird er freundschaftlich: „Ich kann mit Ihnen in der Dialektik nicht mit, lieber Carén, ich mag auch nicht. Denn was hat Ihnen diese Dialektik bis jetzt genutzt? — Nee, lieber Freund! Wenn Ihnen so ein Sommernachmittag nichts mehr sagt, wenn Sie an das stickige Berlin im Augenblick anders als mit Abscheu denken, dann (nichts für ungut!) müssen Sie mir leid thun."

Er hat rasch, laut, ohne Stocken oder selbstgefälliges Lächeln gesprochen. Aus diesem Saulus ein Paulus! Selbst der Goldregen beginnt angesichts der Bekehrung leiser, kaum hörbar zu fließen. Alles fühlt die Wahrheit, die Wärme — an der sich sogar die Statue zu beleben beginnt. Nur die Augen der Dame mit der charakterlosen Linie bohren sich leerer als je in meine Augen: Sprich doch, Louis Carén, sprich!

Und Louis Carén spricht auch — von der Komödie im allgemeinen, obgleich das nicht hergehört — erst leise, zögernd, weil er sich auf sich selbst besinnt; dann leiser, schärfer, weil sich die Kanüle des Giftzahns zu öffnen beginnt; zuletzt

flüsternd, haarscharf, so daß alle das ätzende Gift brennt und sie ihm alle folgen müssen ... Komödie, sei die Schale, — Lüge, der Kern aller Dinge, so daß nur der den Kern richtig kenne, der die Schale richtig gesehen. Komödie sei der Staat, denn er schaffe die Gesetze, die ohne Moral, ohne Notwendigkeit nur seinem Riesenegoismus dienen und wie ein rostendes Eisenband die große Lüge der Gesellschaft einzwängen, deren Fessel diese doch durchfrißt. Komödie sei die Gesellschaft, weil sie heuchle, die Individualität zu schützen, während sie sie erbarmungslos knechte. Komödie sei die Familie, weil sie das Doppelspiel von Staat und Gesellschaft im kleinen wiederhole und an Stelle des objektiven Zwanges das subjektive Band einer heuchlerischen Liebe untereinander setze und dabei nur habgierig ihr eignes Interesse schütze. Komödie sei der Mensch selbst, weil er im Guten wie Bösen über die eigne Lüge, die eigne Hohlheit hinwegtäuschen wolle und rücksichtsloser als Staat, Gesellschaft, Familie das eigne scheußliche Ich zusammenpresse. Aber Innen und Außen seien einander würdig, unmöglich das eine ohne das andre, unfähig, aus diesem Kreislauf herauszukommen. Alles Bestehende unterliege dem Gesetz dieser Bewegung, und wenn auch irgendwo der hemmende Ring springe, das Innere herausliefe, — schüfe es sich doch erstarrend immer wieder selbst ein neues Band. Die Geschichte dieser Entwicklungen ohne Entwicklungen sei einfach ihr Vorbild, sei die Natur selbst wie auch der Beweis dafür. Träge oder fließend suche sie die ewigwechselnden Bilder eines so unendlich großen Kaleidoskops vorzutäuschen. Und wir, der eignen Komödie unbewußt, sähen gläubig auf den wunderbaren Trug, der nur die bewußt verbrecherischen Instinkte der Allmutter Natur verhülle. — Es ist eine schreckliche Weisheit,

und das ist mir klar, eine Weisheit des Anarchisten, eine Logik des schlecht gewordenen Blutes. Sie bestätigt eben nur die alte Wahrheit, daß das Gift der Revolution nicht von unten heraufquillt, sondern von oben hineinsickert. Und doch weiß ich, daß diese Weisheit, an die ich im Augenblick glaube, falsch sein muß, weil All oder Nichts sich in dem Begriffe der Unendlichkeit zwar zu treffen scheinen, sich aber in Wahrheit ewig fliehen.

Ich mag weniger abstrakt gesprochen haben, als ich schreibe, und weniger verstanden worden sein, als ich es selbst verstehe. Dennoch weiß ich, daß ein erkältendes Gefühl über alle Rücken rieselt, die blasse Angst vor etwas Grausigem, Tötendem, das uns stets umschwebt, das wir nie sehen — und das ich heraufbeschworen habe. Es sind geschärfte oder verschleierte Augen, die mich anblicken, halb Bewunderung, halb Erstaunen für diesen Apostel, der dem Goldregen den Glanz genommen, die grüne Wiese aschfahl gemacht hat. Nur Madames Augen leuchten, ein phosphorescierendes Leuchten, dessen Lichtherd man nicht sieht. Sie versteht mich, und sie ist mit mir zufrieden.

Ist Serner geschlagen? Er ist es nicht!

Es mag eine schwüle Pause zwischen meinem letzten Wort und dem ersten von Asta gelegen haben. Warum ihre Stimme dabei unsicher klang, weiß ich nicht. Der russische Windhund ist zum letztenmal und wieder unsinnig hoch gesprungen. Sprang sie vielleicht mit?

„Also was Sie vorhin sagten, war auch Komödie, Herr Graf? Sie wissen schon . . .“

Karlchen sieht mich ängstlich an. Ich aber erwidere unerschrocken: „Wahrscheinlich, gnädiges Fräulein. Ich kann doch nicht aus meiner Haut heraus . . .“

Wieder Pause.

Ihre Augen sind einen Augenblick ohne Farbe, ohne Glanz.

„Warum sagten Sie es dann, Herr Graf Carén?"

„Ja, wenn ich das wüßte!"

Die Spatzen beginnen wieder zu piepsen, die Hitze flimmert über der Wiese. Das Gespräch will nicht mehr in Gang kommen, obgleich sich die Statue krampfhaft an Serners Gemüt zu wärmen sucht. — Das frühreife Karlchen ist doch der Sieger! Mir recht, es war ja auch nur aufsteigende Hitze bei dem Anarchisten Carén.

Aber der Grünäugigen habe ich den Nachmittag vergällt. Serner hätte gern heute noch über die Verlobungsanzeige nachgedacht. Vielleicht macht sich's noch auf dem Nachhauseweg — die Sonne hängt gelbblaß über ein paar Kiefernwipfeln, ein großer Käfer summt, und lauer Abendwind gleitet wie Schatten über das Sumpfgras, das er beugt.

„Mir wird kühl, Mama. Wollen wir nicht aufbrechen?"

„Wir hatten doch Abendbrot bestellt, Asta . . ."

„Ich möchte lieber gehen."

Was die Grünäugige wünscht, ist Befehl. Wir erheben uns. Es war wirklich ein schöner Nachmittag.

Wir gondeln ab — zu zweien und zweien, wie die braven Rosse. Der Schnapsbaron mit einem bewundernden Abschiedsblick auf sein zurückbleibendes Gig, an dem das neue Lederzeug nur so knirscht. Serner besieht sich wehmütig das Stückchen Mond, das wie ein helles Wölkchen vom blauen Himmel sich abhebt. Er hatte auf den Mondspaziergang so ausschweifende Hoffnungen gesetzt; die durchkreuzt ihm die Grünäugige jetzt herzlos.

Es ist derselbe Weg — lauschiger, stummer. Der rote Kirchturm reckt sich so frei aus dem Grünen.

Die Feierabendglocke fängt schüchtern an zu bammeln. Die Gespanne trotten naß und müde mit schleifender Bracke nach dem Wirtschaftshof; am See lachen Dorfkinder. Das Wasser liegt matt, tief, verschwiegen. Die hohen, alten Bäume ringsum flüstern, in den letzten Wipfeln verglühen heiße Sonnenlichter — die Kiefernstämme weit drüben glänzen wie rotes Gold; ein großer Vogel streicht an ihnen vorüber. Dann gluckt's im See auf — ein emporgeschnellter Fisch — langsam ziehen sich die weiten Kreise in der unbewegten Flut . . . immer weiter, bis sie mit dem Laubschatten verschwimmen. Es ist ein warmer, wohliger Abend, träumerisch, doch ohne Melancholie. Ich sehe alles — und fühle nichts. Was ich an Heimweh besaß, hat die heiße, flimmernde märkische Ebene schon am Nachmittag aufgesogen. Sehr weit vor uns bummelt auf der Landstraße ein Mensch und schlägt mit dem Stock die Grasspitzen ab. Jaromir ist's. Mag sich so lange im Walde 'rumgetrieben haben. Daß wir hinter ihm sind, ahnt er nicht.

Die Gnädige hat sich meiner bemächtigt. Als Avantgarde stampft das Nilpferd allein, hinter uns tändeln die Liebespaare im halblauten Gespräch, zuweilen erhasche ich ein Wort, das Serner spricht.

Es ist beinah wie auf dem Rheindamm bei Ragaz — nur die Konstellation paßt nicht, auch nicht die Jahreszeit. Tempi passati. — Ich gehe nach Mähren!

Zuweilen sieht mich die Gnädige von der Seite an, ich fühle es. Wir schweigen uns aus . . . Sie mag denken, ich döse. Mein gutes Recht am Feierabend nach solcher Schlacht.

Endlich ist's der köstlichen Stille zu viel. „Sie lieben das Land, Herr Graf?"

„Nein, gnädige Frau."

„Ich kann's verstehen ..."

„Ich nicht."

„Sie sind seltsam ..."

„Ich bin müde."

„Ihnen fehlt der Beruf."

„Ich sehne mich nach keinem."

„Sie müssen etwas für Ihre Nerven thun."

„Ich glaube auch, gnädige Frau ... Ich habe mich bereits entschieden. Ich gehe auf das Jagdschloß meines Vetters Lasis in Mähren."

„Ich konnte mir so etwas denken." — Sie lügt. „Ihrer Tante werden Sie nicht adieu sagen?"

„Gnädige Frau kennen meine Gefühle."

„Sie ist eine alte Dame ... Wer weiß, ob Sie sie je wiedersehen."

„Gnädige Frau sind hartnäckig."

„Ich meine es nur gut."

„Was ich auch stets mit tiefstem Dank anerkannt habe. Im übrigen steht mein Entschluß so fest wie nie: am Sterbebette meiner Tante werde ich mich mit Vergnügen einfinden."

„Sagen Sie das nie mehr, Herr Graf! Es klingt so häßlich ... Wann reisen Sie?"

„In spätestens vierzehn Tagen."

„Unwiderruflich?"

„Unwiderruflich."

„Ich glaube auch, Sie thun gut daran ..."

Der Dialog ist mir so hübsch im Gedächtnis — knapp und nichtssagend. Das behält sich leicht.

Wir wandeln stumm und friedlich in die Abenddämmerung hinein. Der Wald duftet, — ein feuchter, würziger Duft, der die Brust weitet. Alles döst. Kann man es Liebespaaren verdenken? Die Vögel ziehen zu Nest, im Holz gurrt's schläferig. Das Nilpferd freut sich auf den Goldregen — ich freue mich auf Berlin. Jeder selig nach seiner Façon.

Und doch liegt Beklemmendes in dieser Stille, Brütendes. Irgend etwas Schweres drückt die Luft, irgend ein Gedanke sucht die Nacht. Mir wird's unheimlich, eine vage Angst vor etwas Unsichtbarem beschleicht mich. Meine Nerven sind wirklich 'runter. Und neben mir wandelt doch die kühle Vernunft, lautlos gleitet sie dahin.

Ich sehe die Gnädige mir an, wie in Ragaz. Es ist der feine Kopf, die schlanke Figur, das sichere Gleichmaß in jeder Bewegung und die glatte Linie, die ihresgleichen nicht hat ... Wozu in drei Teufelsnamen Peau d'Espagne, Madame? — Ich empfinde es wieder süßlich und schwer. — Und jetzt sehe ich auch, daß sich die schmalen Lippen bewegen, als sprächen sie mit sich selbst.

Wir alle träumen — Madame träumt nicht.

Ich muß diese Lippen immer ansehen. Was sprechen sie? — Ich vernehme keinen Laut, und gerade darum peinigt mich die stumme Rede. — Der Wald schweigt, weich sinken die Schatten. — Ich möchte reden, das Lippenspiel zu bannen — ich kann nicht. Wie Kinder abends Gespensterfurcht, so beschleicht mich das Grauen.

Ich suche nach einer komischen, befreienden Erinnerung — und finde nur eine: die beklemmendste meines Lebens ... Es war in Rom in der Peterskirche. Ich hatte schauspielernd den Fuß des ehernen Apostels auch geküßt, setzte das Monocle wieder auf und schaute mich um in dem gewaltigen Raume, wo die Heiligen so riesig und die Menschen so winzig ausschauen. Neben mir rutscht einer auf den Knieen, ein Bettler, wie so viele hier, mit zerrissenen Schuhen und klapperndem Rosenkranz — aber peinlich sauber, auf dem ausgemergelten Körper ein rotbärtiger Kopf mit gewaltiger Stirn und scharfen Linien: ein Asket mit stechend blauen Augen. Es war ein Pole. Das

stechende Auge interessiert mich, es muß seine Geschichte haben. Und ich lasse den Kerl nicht aus den Augen. Es wird mir nicht schwer — er rutscht immer auf derselben Stelle stundenlang, tagelang. Wer Sankt Peter kennt, kennt auch ihn — die weißen, schmalen, nervös zitternden Hände, die den Rosenkranz abgreifen — das blaue Gebetbuch — die betenden, bebenden Lippen — das stechende Auge, das zum Statthalter Christi aufschaut. Ist's einer von den erblich Belasteten, den der Wahnsinn des Betens langsam völlig umnachtet — ist's ein großer Verbrecher, der immer büßen muß . . . immer? Die Leute sagten mir, es sei ein großer Heuchler. Mich aber zog dieser Büßende, solange ich in Rom war, immer wieder nach Sankt Peter. Und ich sah ihn immer knieend, knicksend, betend — bis ich mich gewaltsam losriß von diesen zitternden Händen, diesen bebenden Lippen. Vielleicht war er ein Heiliger . . . Aber mir graute vor diesem Heiligen. Hätte ich ihn lange so gesehen, er hätte mich auch wahnsinnig gemacht.

Warum gerade diese Erinnerung von leuchtender, schrecklicher Klarheit im märkischen Kiefernwalde von Klein-Machnow an Madames Seite, die keine Heilige und keine große Sünderin ist? . . . Dennoch ist es dasselbe Grauen!

Der Weg nach Zehlendorf währt keine Ewigkeit. Der schweigende Wald thut sich auf. Die märkische Ebene, die uferlose, grüßt wieder. Mit roten, harten Lichtern zuckt die untergehende Sonne über das reifende Getreide. Fenster blinken . . . Der Dunstkreis drüben um Berlin beginnt sich dichter zu ziehen . . . Gut, daß es wieder heim geht!

Auf dem Bahnhofe sehen wir Jaromir. Er steht fast neben uns, grüßt, ohne uns anzusehen — das Räuberzivil geniert ihn nicht mehr.



Der Wannseezug läuft weich rollend, schwankend ein. Allerhöchste Herrschaften sollen im Zuge sein. Was mich allerhöchste Herrschaften doch kalt lassen! ... Es ist eine langweilige Fahrt mit den endlosen Stationen in diesem fahrenden Backofen voll abgestandener Staub- und Matratzenluft. Das Liebespaar Serner unterhält sich flüsternd — sie sind wohl endlich so weit ...

Auch der Goldregen beginnt wieder zu rieseln. Mille ... Mille. Jetzt, wo es heimwärts geht, klingt er wie Symphoniemusik. Ja, Berlin ist doch das einzig Wahre!

Madame läßt mich endgültig zufrieden — auch die Lippen bewegen sich nicht mehr. Ich bin ein Narr, und sie meint's mit mir gut!

Eine komische Scene bereitet mir noch die kleine Ethel. Ich habe ihr nichts gethan und, trotzdem sie mir gegenüber sitzt, aus meiner Fensterecke auf die märkische Ebene gestarrt, die das Häusermeer jetzt allmählich wieder verschlingt. Mein Schweigen sollte der Blonden recht sein. Dafür äugt sie mich feindlich an mit ihren Kornblumenaugen (sie hat's jetzt in der Gewohnheit). Daß sie mein Stumpfsinn beschäftigt, läßt sich nicht annehmen. Plötzlich sagt sie, ohne jede vorangegangene Debatte, mit verbissener Entschlossenheit: „Ja, ja, Sie sollen Ihren Willen haben! Und mag alles Komödie sein, schlecht bleibt's doch!" — Offenbar die ganz fabelhafte Konsequenz von fünf Minuten Nachdenken. Was ich damit zu thun habe, weiß ich nicht. Sie funkelt mich noch halb bitterböse, halb verächtlich hinterher an. Motivierung ist nicht! — Der süße Balg benimmt sich unqualifizierbar. Einer von den Seitenhieben, die Madame der Blonden so unnötig oft giebt, wäre wohl am Platze — aber die Gnädige sieht nicht einmal auf. Sie denkt noch immer.

*

Berlin, kurzer Abschied.

Alles ist abgespannt, müde. Wovon? — Sie haben doch alle nichts gethan, der einzige, der intensiv genossen, bin ich. Und ich bin gar nicht matt.

Bomulunder wünscht mich zu begleiten. Das Gespann, das die Gnädige, gut eingefahren, so gern ihrer Berliner Gesellschaft vorführen möchte, formiert sich ganz von selbst. Sie sollte sich freuen — und grüßt uns kaum, während ihre Droschke vorüberrattert. Ich hatte geglaubt, sie ertrüge die Hitze besser — von der ganzen Familie sieht nur sie wirklich angegriffen aus.

Serner hat sich sofort empfohlen — er schützte eine Verabredung vor — und bummelt durch bei Levy dem Tiergarten zu, wie ein Mensch, der angenehm, einsam träumen will. Er hat noch immer die ungerechtfertigte Abneigung gegen mich. Ich mache ihn lächerlich, wie ich das mein Lebtag als gutes Recht dem frühreifen Karlchen gegenüber betrachtet habe. Früher ertrug er's ausgezeichnet — jetzt hat ihn die Liebe empfindlich gemacht . . . Der Löwe des Tages war er doch! Ich gebe ihm dies leidenschaftslos zu.

Die Reservekavallerie bummelt auch, an der Apfelsinenbude vorbei, über den Potsdamerplatz. Wir gehen aristokratisch langsam, ohne die Provinzangst vor den dröhnenden Omnibussen, den fluchenden Droschkenkutschern; Berliner werden selten überfahren — Unkraut niemals. Als wir in die Leipzigerstraße einbiegen, flammt das weiße Bogenlicht auf . . . Ein wunderbarer Dunst — ein wunderbares Gewühl — ein wunderbares Tosen . . . Vor uns schlendert wieder Jaromir. Er fuchtelt mit dem Stock, wie im Walde von Klein-Machnow, natürlich andeutungsweise; denn die Berliner würden es weniger ruhig hinnehmen als die Grashalme. Ich

glaube, er könnte mit Vergnügen Menschenköpfe mähen! — Jeder hat Stimmungen, wo er seinen Brüdern nur einen Kopf wünschte, wie Kaiser Nero.

Ich denke weit humaner. Ich zwinge sogar Bomulunder, schneller zu gehen. Ich will den Kleinen erreichen, ansprechen. Von Sympathie oder Mitleid keine Spur! Aber der Gedanke schießt mir durch den Kopf: wenn ich nun die beiden aufeinander hetzte?

„Tête, kurz treten!"

Jaromir dreht sich um, grüßt förmlich. „Guten Abend, meine Herren." Er macht nicht einmal den Versuch, Bomulunder zu schneiden. Mir ist's geradezu eine Enttäuschung. — Von der Kleinen hat er im Abschiedsgruß den Korb in letzter Form bekommen, neben ihm geht der Nachfolger, der Feind für jeden Verliebten. Wenn das mit der Luftpistole nicht eitel Windbeutelei war, hat er den Schnapsbaron jetzt in der Hand. Ich will ja auch die beiden zu einem Souper bei Albrecht einladen, der Pommery soll fließen — aber ich möchte auch vierundzwanzig Stunden später als Sekundant Blut sehen, nicht die Streifschramme mit dem dicken Venenblut, sondern den dünnen, scharfen, hellen Strahl der Arterie. — Sentimental hat die märkische Ebene mich doch nicht gemacht!

Aber Phantast bleibt Phantast. Ich habe den Agenten übertaxiert. Die beiden unterhalten sich höflich, nichtssagend. Bomulunder wagt keinen Ausfall, weil er die gräfliche Malice fürchtet; nur die ewig mißvergnügte Nase hebt sich jetzt ängstlich schnüffelnd, damit ihn nicht Bekannte neben diesem Räuberzivil sehen. Vorher hatte er gierig nach Bekannten geschnüffelt, damit sie ihn ja neben dem gräflichen Freund gewahrten. An der Friedrichstraße will er schon ausbrechen und fragt, ob ich

bei Maucher ein Glas Drachenblut mittrinken wolle; er hat da wahrscheinlich einen silbernen Sektbecher stehen mit den eingekritzelten Widmungen betrunkener Edelleute. — Aber ich hoffe noch immer auf das Souper, auf das Rencontre und winke energisch ab: „I wo! Da verdirbt man sich den Abendbrotappetit. Wir äugen noch die Friedrichstraße ab — und wenn ich dann die Herren bitten dürfte, mir zu folgen . . ."

Bomulunder greift geschmeichelt nach der Hutkrempe. „Ich stehe ganz zur Verfügung, Herr Graf."

Jaromir hält es für angemessen, taub zu sein.

Und so geleite ich denn die Freunde sänftiglich in die Friedrichstraße hinüber. Schaufenster werden begutachtet, die Juwelen und Rennpreise bei Werner. „Haben Sie nicht Lust, es mal mit dem Herrenreiter zu versuchen, Herr Bomulunder? Die Figur haben Sie. Das Gewicht?"

„Hundertundzwanzig."

„Das ist ja tadellos! Sie brauchen sich durch keinen Schwitzgang in Kondition zu bringen." Der Schnapsbaron betet mich im Geiste an. — Ich gedenke dann noch eine Kollektion rubinverzierter, massivgoldener Zigarettenetuis auf hellgrünem Plüsch vernichtend zu begutachten und juwelenbedeckte Goldmesser, dichte bi dito. Aber zu meinem Heil und zu seiner Protzerei zieht er eben ein noch aufdringlicheres Etuispendant aus der Tasche und fragt: „Wie gefällt Ihnen das, Herr Graf?"

„Riesig geschmackvoll!" Wahrscheinlich hat er auch noch ein Goldmesser. So was trägt ja nur reich gewordener Pöbel! Jaromir sieht überhaupt nicht hin, das ist jedenfalls die beste Kritik.

Um den Kleinen nicht zu verstimmen, stoppe ich gleich darauf bei einem Drei-Mark-Bazar. „Wie man die Sachen jetzt billig herstellt — fabelhaft —

fabelhaft!" Ich liebäugle mit einem braunen Koffer volle fünf Minuten; die kleine Verkäuferin im Laden dahinter hatte natürlich den Löwenanteil daran. Der Agent aber bleibt verschlossen. Er hat weder für mich noch gegen den Rivalen etwas. Er pendelt eben mit, giebt auf Fragen Antwort, fragt selbst nie. — Bei Hippolyt Mehles verpuffe ich meine letzte Cartouche. Natürlich hilft mir der Zufall ... Die Trottoirs werden hier nach den Linden zu kleinstädtisch schmal, der Verkehr staut sich; wir schieben uns nur vorsichtig vorwärts. Ausgerechnet vor dem Laden des Waffenfabrikanten geht's nicht mehr; eine Mauer von neugierigen Menschen baut sich auf, dampfenden Omnibuspferden auf dem Fahrdamm bleibt noch gerade eine Durchfahrt. Die Feuerwehr! — Ein Schutzmann sprengt voran, die rote Helle der Fackeln leuchtet jenseits der Linden auf, im Galopp rasen die Spritzen, die Beiwagen heran. Junge, prächtige Gäule, leicht aufgeschirrt mit geschliffenen Eisen. Sie sieht immer etwas phantastisch aus, diese wilde Jagd mit der hellläutenden Glocke, der Löschmannschaften im stumpfen Pompierhelm, mit dem Pechgeruch und den düsterroten, die Häuser entlang tanzenden Reflexen. Das regt zur That an. Auch die Waffen bei Hippolyt glänzen unheimlicher.

Ich nehme Jaromir unter den Arm. „Na, wie geht's sonst? ..." Ich zwinge ihn freundschaftlich, mit mir die Auslage zu besehen, wo zwischen ziselierten Dolchen, Ochsenziemern, Totschlägern die Revolverläufe gleißen. Hier muß er doch auf Gedanken kommen! — Aber seine Augen flammen nicht in teuflischer Erinnerung. „Kein Interesse mehr an der Knipserei?"

„Nein."

Er ist ein Narr. Die erstarrte Menschenwoge beginnt von neuem in Fluß zu kommen.

Jenseits der Linden zögert Bomulunder. „Wollen wir nach Savoy?"

„Was meinen Sie, Herr von Jaromir?"

Der Agent zuckt zusammen. „Nein, ich danke sehr, Herr Graf."

„Na, dann proponieren Sie!"

„Ich gehe in die Chausseestraße."

Der Schnapsbaron räuspert sich diskret. „Ist's nicht etwas weit ab, Herr Graf?"

„Allerdings . . ."

„Wenn wir uns die Linden 'runter zu Uhl birschten, Herr Graf?" Wird sich noch den Magen mit dem ewigen „Grafen" verderben!

„Das wäre allerdings ein Ausweg . . . Jaromir, wollen Sie?"

„Auf keinen Fall."

Bomulunder atmet auf. „Werden uns nicht einigen können . . ."

Ich sehe das auch ein. „Also Sie gehen nicht mit zu Uhl, Herr von Jaromir?"

„Nein, Herr Graf, in solchem Lokal habe ich nichts zu suchen. Sie brauchen nur meinen Anzug anzusehen . . ."

„Und Sie nicht mit nach der Chausseestraße, Herr Bomulunder?"

„Es liegt wirklich ein bißchen stark abseits." Der Schnapsbaron lächelt. Im Nichteinigungsfalle muß ich ja ihn und das Juwelenetui vorziehen . . . Nein, Teuerster! Da ist mir das Räuberzivil tausendmal lieber als deine Protzerei. — „So muß ich mich wohl zu Herrn von Jaromir schlagen — er hat ältere Rechte. Sie verzeihen, Herr Bomulunder?"

„Aber . . . äh . . . äh . . ." Er stottert betreten.

„Adieu."

„Adieu."

Ich glaube, er wird mich von jetzt ab auch für einen Degenerierten halten. Diese Leute haben unsereinen sonst im Verdacht, daß wir vom „Uralten" eine Neunzinkige uns aufsetzen, statt der Nachtmütze beim Schlafengehen — ganz, wie in Märchenbüchern die Könige gekrönt werden — und ebenso unbequem als feierlich zu ruhen pflegen.

Wir sind noch nicht an der Academy of Music vorbei, da sagt der Agent etwas aufgeregt: „Ich wollte eigentlich allein sein, Herr Graf . . . Fassen Sie das aber nicht falsch auf. Ich gehe mit Ihnen, wohin Sie wünschen und wo Sie mein Anzug nicht zu sehr geniert — aber ich bin in einer Stimmung, die aus mir einen schlechten Gesellschafter macht."

Der grausame Kitzel ist sofort zur Stelle. „Dem Schnapsbaron sind wir doch keine Höflichkeitsmaskeraden schuldig; er kann zufrieden sein, wenn wir ihn gar nicht behandeln . . ." So hetze ich wieder.

Jaromir zappelt: „Mag stimmen . . . wenigstens was Sie angeht . . . vielleicht bin ich selbst nicht mal für die Sorte zu schlecht . . . aber ich will mit dem Menschen heut nicht zusammen sein."

„Warum eigentlich?"

„Das wissen Sie so gut wie ich, Herr Graf."

„Ah, wegen des Mädels!" . . . Lieber Herr von Jaromir, wenn Sie sich in die Haare kommen sollten, was ich nicht glaube — Herr Gott! . . . Sie sind doch ein verteufelter Pistolenschütze! . . . Kommen Sie, wir drehen um und gehen dem Kerl gerade nach, damit er sich nicht vielleicht einbildet, er wäre Ihnen über in der Liebe . . ."

Jaromir faßt mich energisch am Arm, ich fühle, daß seine Finger zittern. „Nein, Herr Graf, nein!"

„Sonderbarer Heiliger!"

„Sie wollen mich nicht verstehen! . . . Ich fürchte mich vor einem Zusammentreffen in der Kneipe . . .

ich habe in letzter Zeit wenig Uebung im Trinken ... ich weiß nicht, was die erste Flasche anständigen Weines mit mir anrichtet. Vielleicht macht sie mich toll! — Und ich habe Angst vor mir."

„Sie schießen doch so gut, Jaromir!"

„Eben deshalb. — Es gab wohl Stunden ... aber ich habe mir auch heute noch im Walde klar gemacht, daß ich diesen Menschen meiden muß, weil ich ihn hasse — weil ich meiner Hand sicher bin — und weil er das Mädchen liebt."

„Ihnen wächst der Heiligenschein, Jaromir."

„Aehnliches habe ich mir vor zwei Stunden mit derselben höhnischen Betonung gesagt — und ich habe mich doch untergekriegt! Denken Sie, es sei Feigheit? — Ich wüßte nicht, warum ich gerade am Leben hängen sollte! — Und noch jetzt schwimmt es mir rot vor den Augen, wenn ich an den Nachmittag denke ... Sie würden mich wahrscheinlich für wahnsinnig halten, wenn ich einen Menschen töten wollte, nur weil mir seine Nase nicht gefällt — und Sie halten mich vielleicht für einen großen Gentleman, wenn ich einen Menschen nur deswegen niederschieße, weil er ein Mädchen liebt, das mich nicht liebt. Ist der Unterschied zwischen den beiden Fällen denn so groß? — Man hat doch nicht nur Temperament, man hat auch Gewissen."

*

Ich wünschte, ich hätte beides! — Da wandelt man nun neben einem Deklassierten in Räuberzivil, dessen man sich eigentlich schämt — jenseits der Weidendammerbrücke, wo unsre Welt aufhört —, und man muß erkennen, daß man der bei weitem Minderwertige ist. Weder Schwäche noch Güte, wie sonst, haben mich dem kleinen, abgeschabten Kerl zugeführt — nur der grausame Sinnenkitzel eines erschlafften Nervensystems, das sich an einem Meuchelmord an-

genehm aufregen möchte, wie die Römerinnen an einem sterbenden Gladiator. Der Aristokrat der Geburt, des Vorurteils bin ich — der Aristokrat des Geistes, der Wahrheit ist er! — Ich habe mich in diesem, meinem eignen Roman nie geschont, weil auch der Verdorbenste eine Stelle haben möchte, die ihm nicht käuflich ist . . . Ich bin von Jugend auf vergiftet — ich vergifte mich langsam mehr. Trotz allen wogenden märkischen Kornes, trotz aller mährischen Jagdschlösser ist der schwere, ekle Dunst, der durch diese Straßenzeile wallt, das schöne Gift, dessen ich zum Weiterleben unbedingt benötige. Ich bin meine eigne fleischgewordene, schreckliche Doktrin: Komödie draußen, Lüge drinnen! Aus der Haut kann ich nicht, und ich sollte mich glücklich schätzen, daß ich sie besitze. — Den kleinen schwarzen Kerl verstehen kann ich — ihm's nachmachen, kann ich nicht. Wäre ich vor dieselbe Situation gestellt, so würde in mir die gesellschaftliche Lüge viel mächtiger sein als das Gewissen — nicht mal, daß ich die Komödie, die ich andern vorspiele, auch mir selbst vorspielen würde: denn ich würde morden, kaltblütig, ohne Reue . . .

Das ist papierne Reflexion. Die Versuchung bleibt mir sicher erspart, weil ich nicht mal die Kraft zum Bösen besitze.

Mich und ihn hat vielleicht dasselbe Gift genährt, ich habe es genommen als das, was es war — und fühle, wie die Lähmung vom Kopf zum Herzen fortschreitet. Er nahm es als Arznei, in homöopathischen Dosen, darum hat es ihn gesund gemacht . . . Wir schreiten tiefer hinein in das wahre Berlin, in die scheusäligen Gerüche, die die heiße Nacht erst aufjagt — den einen heilt's, den andern tötet's. Meinetwegen.

Zwölftes Kapitel.

Berlin wird immer gemeiner! — Anständige Zivilisten kann man mit der Laterne suchen. Auf dem Asphalt der Friedrichstraße dröhnt unaufhörlich der Tritt staubbedeckter Kolonnen, die vom Tempelhofer Felde heimziehen. Der Mob, der johlend mitzieht, reißt einen mit seiner Begeisterung fast um. Von Königstreue oder Epaulettenverehrung steht in den scheußlich blassen Nachtgesichtern nichts geschrieben, und anständige Bürgermädchen thun wohl, in eine Seitengasse einzubiegen. Radau ist die Parole — und wenn die Ritter von der Straße mit Steinen schmeißen könnten, würden sie es nicht mehr als gern thun; nur die Furcht vor einem strammen: ‚Seitengewehr pflanzt auf!‘ hält sie. Die Kavallerie trainiert sich in undurchdringlichen Sandwolken auf dem Tempelhofer Felde für die großen Manöverattacken — ihre Stabsoffiziere sehen im Traum beständig blaue Briefe — und falls man einen Bekannten trifft, heißt's sauersüß und unfehlbar: „Passen Sie mal auf, unser Alter wird noch vor der Herbstparade verrückt. — Dieser olle Kommiß ist eine gottverdammte Schinderei! . . . Sie haben's gut, Carén, können das Sündenbabel in aller Gemütsruhe genießen . . . Lassen Sie sich

mal in unserm Kasino sehen? Bis zum Fähnrich 'runter sind nämlich alle vom Paradewahn angesteckt. Scheußlich! . . . Na, adieu . . . Sie kommen doch nicht, Sie Glücklicher!"

Immer derselbe Blödsinn! Wenn man glücklich ist, müssen's einem erst die andern sagen — man selbst hat keine Ahnung davon.

An meinen Vetter habe ich heut geschrieben. Den Brief abzuschicken, scheue ich mich. Ich habe immer das dumme Gefühl, als würde doch nichts draus. Eigentlich ist es auch eine Kateridee: was kann mir diese Sommerfrische helfen? Da versimple ich wahrscheinlich noch mehr . . . Die Schildkröte sollte sich schleunigst empfehlen, — das wäre meine Rettung. Häßlicher Wunsch! Geschrieben, noch häßlicher . . . Ich beruhige mein Gewissen immer damit, daß sie mir den Gefallen doch nicht thut oder erst, wenn ich zeitlebens in einer Gummizelle interniert bin. Auf solch ungewissen Tod zu warten, ist noch dümmer als schlecht — was soll ich aber thun? Ich kann doch nicht englische oder französische Stunden geben. Und zur Geldheirat schreite ich erst, wenn ich ganz unter dem Schlitten bin.

Ich werde den Brief doch noch heut expedieren . . . und sei es bloß, der Gnädigen Charakter zu zeigen. Eigensinn ist bekanntlich der Charakter der Schwachen.

Bei Le Forts bin ich zuweilen. Serner schläft, glaube ich, in der Händelstraße. Ich ahne nicht, ob sie einig sind. Jedenfalls ist Karlchen guten Mutes und von distinguiertem Zartgefühl. Hat er noch nicht das „Ja" und den ersten Kuß, so ist mir dieser Fabius Cunctator unverständlich. Wahrscheinlich druckst er und druckst — und wenn er endlich das Wort auf der Zunge hat, bekommt er das Stottern . . . Ja, Grünäugige, hilf dir selbst! . . . Das Herz ist doch bei der Affaire nicht engagiert, wenn du mich auch

manchmal melancholisch ansiehst. Du bist ja die rechte Tochter deiner Mutter! — Was du vielleicht erwartest, daß er dich wortlos umarmt und abknutscht — das thut dein Karlchen aus übertriebener Rücksicht und Anständigkeit niemals. Also nimm ihn ruhig in eine Ecke und sag: „Sie lieben mich — und ich liebe Sie auch. Wann wollen wir heiraten?“ Gebt mir einen Wink, Kinder — und ich bestelle euch die Verlobungsanzeigen auf Tausendmarkscheinen, damit es nach was aussieht! ... Die Alte sagt ja nie nein. Das ist alles Komödie! ... Karlchen ist eben zu anständig für diese Welt! Er gewinnt wirklich von Tag zu Tag. Kein Geistesriese — vielleicht ein bißchen dumm — die ehrlichen Menschen sind viel rarer als die klugen ... Wenn ich vor der Thatsache dieser Verlobung stehe, bin ich doch baff!

Ich kann eben nicht über meinen Schatten springen. Ich werde nie begreifen, daß der kluge, hübsche, vornehme, reiche Graf Carén, dem die Weiber nachliefen, nicht mehr existiert... Denke ja auch nicht im Traum daran, mit Karlchen Serner zu konkurrieren. Aber ich bin so ein Narr, daß ich früher von jedem Mädel geglaubt habe, wenn ich sie mit dem Fuße stieße und das frühreife Karlchen kröche liebeglühend auf dem Teppich vor ihr 'rum, — daß ich doch der Auserwählte sein müsse ... Aus Kindern werden eben Leute, aus Thoren Weise. Serner wächst zum Riesen empor, und ich schrumpfe zum Zwerge zusammen. Das ist die Realität, mit der ich mich abfinden muß. Und ich finde mich schon mit ihr ab. Ich sehe Serner vollkommen unparteiisch an — vielleicht noch mehr: seine Tugenden erscheinen mir rosiger, seine Fehler verschwommener ... Laster? — Dazu langt es bei ihm so wenig wie bei mir.

Ist das nun wirklich wohlwollende Neutralität,

die friedliche Milde des Greisenalters, zu der sich mein Stumpfsinn langsam abklärt? Ein junger, eitler Mensch — den Jahren nach habe ich ein Recht auf beides — würde nie zugeben, daß ein so schönes Geschöpf über ihn hinwegsieht! Die Liebe hat damit nichts zu schaffen, wohl aber die Selbstvergötterung des Mannes. Und die sollte das nicht so ruhig ertragen! ...

Auf- und niedergehende Sterne — in dieser Beziehung ist Le Forts Haus überhaupt ein sehr lehrreicher Himmel.

Bomulunder kommt mit leuchtendem Gesicht, geht mit leuchtenderem. Wenn er nicht eine so mißvergnügte Nase hätte, er sähe wunschlos glücklich aus. Hat ja auch allen Grund ... Die Blonde behandelt ihn genau nach meinem Rezept: gut — besser — am besten. Zurzeit ist sie schon beim Superlativ. In noch nicht vierzehn Tagen eine ganz anerkennenswerte Gefühlssteigerung! — Ist sie echt? Kinder und Hunde sind bekanntlich vorzügliche Komödianten. Und manchmal flimmert's so spitzbübisch in den Unschuldsaugen, daß ich immer an halbwüchsige Backfische denken muß, die wie Heilige bei ganz gefährlichen Gesprächen Erwachsener sitzen — die süßen Dinger sind so unverdorben, verstehen nichts! — und dann urplötzlich der falkenscharfe, alles wissende Blick. Darin geht wohl der Mißtrauische von Beruf manchmal zu weit. — Siebzehnjährige sind wie die Wetterfahnen. Ethel braucht ja nicht ihr Herz, sondern nur die Abstammung von ihrer Mutter entdeckt zu haben. Warum soll der Goldregen nicht auch bei ihr die Wirkung thun und der bei allem Uniformwahn ausgesprochene Geschäftsverstand des Zukünftigen?

Das Nilpferd kargt nämlich gar nicht mehr mit seiner Gesellschaft, Schwiegervater und Schwiegersohn heizen täglich die ganze deutsche Handelsmarine mit

Kohlenstaub. Ob die Heizkraft thatsächlich so sans parail ist — keine Idee! Aber die Spekulations-phantasie heizt sich damit vortrefflich. Und es will mir scheinen, die Kornblumenfee heizt bewußt oder unbewußt mit. — Mich hält sie für ein Haustier, einen alt gewordenen Mops. Für den fällt auch hie und da ein freundliches Kß, kß! ab. Sie weiß, daß der mürrische alte Herr nicht mehr beißen kann — und deswegen hetzt sie.

„Ich glaube wirklich, daß Asta den Serner gern hat . . .“

„Ich habe das ja immer gesagt, gnädiges Fräulein.“

„Wenn die Herren nur recht behalten können! . . . Sie denken wohl, Sie haben immer recht, Herr Graf? O, bitte sehr!“

„Ich prophezeie ja auch nicht mehr.“

Solche Gespräche werden gewöhnlich im Boudoir gepflogen. Die Nippsachen stehen jetzt tadellos ordentlich in rechts und links abmarschierten Sektions-kolonnen; der Puff ist unverknüllt — auf der Staffelei ein zahmes Stillleben, das dem sittsam gewordenen Gefühl entsprechend langweilig und kor-rekt weiter gedeiht. Sie weiß, was sie will! — In diesem erschrecklich nüchtern gewordenen Jungfern-zimmer gedeihen auch die Bomulundergefühle.

„Wie gefällt Ihnen jetzt Herr Bomulunder?“

Ein sehr verständiges: „Sie sehen ja!“ — Und weiter auch mit ganz scheinheiligem Gesicht: „Nicht wahr, bei näherer Bekanntschaft gewinnt er sehr, Herr Graf?“

„Sogar die mißvergnügte Nase!“ Ich kann das Hetzen nicht lassen.

Sie erwidert höchst ernsthaft: „Ja, auch die Nase . . .“

Auf Empfindlichkeit läßt sich Ethel grundsätzlich nicht mehr ein. Als ich einmal Jaromir hinein-

menge, sucht sie erst Ewigkeiten in dem klugen kleinen Köpfchen, das so leicht nichts vergißt.

„Ja, ja!“ Das klingt, als wenn sie die Erinnerung hätte vom Sirius herunterholen müssen. „Man lernt so furchtbar viele fremde Menschen kennen in Berlin ...“

Damit endigt's.

Bomulunder hat das Feld. Und er behauptet's bei diesem feinfühligen, nervösen Dinge, allen seinen Unglaublichkeiten zum Trotz — vielleicht gerade deshalb... Da ist schon dieser ewig nagelneue Anzug — distinguierte Toilette darf nie nagelneu aussehen! — Dann dieser glänzende, durchgezogene Scheitel mit dem Friseurduft — von seinem Friseur soll man beinah so herausgehen, wie man hineingegangen ist. Vom Lackschuh bis zum Plätthemd diese knisternde, aufdringliche Neuheit! — Lieber Freund, auch dein Rubinring ist so kostbar, daß er auffällt, und von dem Brillanten im Plastron kann sich ja keine Konfektioneuse losreißen. Distinguiert sein heißt nämlich: nicht auffallen! — Diese Finessen lernt man freilich nicht beim Schnapsverkauf ... Ferner sieht natürlich nur seine Asta, hat überhaupt keinen Blick, aber selbst das extravaganteste Dandytum würde ihn vielleicht wohl zu einer Mißgestalt, niemals aber zu einem Affen à la Bomulunder machen ... Und daß die Mädels den geschniegelten Commis vertragen können! Diese Ethel, die manchmal dreimal täglich die Robe wechselt und nie ausstaffiert aussieht — von der Grünäugigen gar nicht zu reden, die aus Hochmut keinen Schmuck trägt und in ihrem unvermeidlichen Schwarz die äußerliche Distinktion selbst ist! ...

Aber sie beide ertragen ihre Kerls!

Als die Kornblumenfee erst beim Komparativ der Bomulunderbehandlung angelangt war und der

Schnapsbaron sich vorsichtig aus der Verteidigungsstellung zum kecken Vorstoß zu entwickeln begann, passierte folgendes:

*

Erster Akt.

Ort der Handlung: das Zimmer der Grünäugigen. Personen: die beiden Mädels, Bomulunder und ich.

Der Schnapsbaron hält diesen poesielosen, kalten, neuen Raum, in dem Asta immer vornehm wie ihr eigner Gast sitzt, für etwas Außerordentliches. Sie wünscht eben diesem Raum nichts von ihrer Eigenart zu geben — und das verstehe ich ... Der Herr Graf Carén erzählen etwas zum Weinen Geistloses. Bis zum Tennis langte es, glaube ich, damals noch. Die Herren sind im weißen Flanell und versuchen Esprit aus einer eiskalten Mischung von Selterswasser und Cognac zu saugen.

Bomulunder gelingt es. „Schmeckt wunderbar!... Nicht wahr, riesig aufregendes Turnier vorhin, gnädiges Fräulein?"

„Riesig ..."

„Gnädiges Fräulein kennen aber noch nicht Manöverdurst — fabelhaft!"

„Glaube ich wohl: fabelhaft ..."

Der etwas einseitige Dialog entwickelt sich weiter bis zum Manöverhuhn — den kupfernen Paradepauken seines Regiments — dem Zukunftskrieg (er hätte nicht übel Lust, dann aktiv zu werden, worum ihn sein Kommandeur schon unterschiedliche Male angefleht habe, — was aber seine sonst tadellosen Husaren nicht so ohne weiteres gestatten dürften). Ethel wiederholt immer liebenswürdig und gedankenlos das Stichwort.

Die Grünäugige, die ihre Schwester erst verwundert, dann kopfschüttelnd angesehen hat, bemerkt gouvernantenhaft: „Hörst du überhaupt zu, Ethel?"

Die Blonde wacht auf. „Wie meinst du, Asta… Natürlich höre ich zu; es ist sehr interessant! — Das letzte war doch…“ Sie hat keine Ahnung.

Bomulunder, der Spitzen und Ungezogenheiten von der Braut seiner Wahl als schreckliche Spezialität früherer Tage kennt, findet gerade diese urteilslose Unterwerfung reizend. Warum auch nicht? Der Loreleifelsen kann kein so poetisches Echo sein wie dieser Rosenmund! . . . Wenn auch der Wiederhall für den Argwöhnischen eine verzweifelte Aehnlichkeit hat mit dem berühmten Echo, das alle Felsen wiederhallen: ‚Wie heißt der Bürgermeister von Wesel? — Esel!‘ … Vielleicht dämmert dem Schnapsbaron ein flüchtiges Erinnern. Er schweigt, besieht die Nägel und spielt mit einem abgenutzten Bleistiftstummel, der sich auf dem Tisch als scheinbar herrenloses Gut herumtreibt. Endlich findet sich der Husar in einem witzelnden: „Wem gehört eigentlich der reizende Blei?“ — Seine mißvergnügte Nase hat wohl die Blonde als Besitzerin gewittert.

„Meiner Klavierlehrerin,“ erwidert Ethel hastig.

Da wirft der Bengel den Stift mit gut gespieltem Abscheu auf die Platte zurück. „Aeh… äh! Klaviermamsell!“

Asta richtet sich wie eine Schlange auf, die grünen Augen werden dunkel und riesengroß; sie bläst verächtlich die Luft durch die klassischen Nüstern. Angesichts solcher Geschmacklosigkeit empfinden wir beide ganz gleich.

Und Ethel — ich hätte es dir nie zugetraut — lächelt liebenswürdig, einverstanden, aus ganz blauen leeren Augen und wiederholt: „Klaviermamsell…“ Das ist Asta zu viel des Guten, sie erhebt sich: „Verzeihung, Herr Graf.“ Wenn sie es nicht wäre, würde ich ihr in das Rauchzimmer folgen. Wie sie so hinausgeht — Aristokratin vom Scheitel bis

zur Sohle —, verstehe ich mich und meine Abneigung nicht. Dieser königliche Nacken könnte einem Prinzen von Geblüt die Frage aufgeben: „Wo ist eigentlich die wahre Ebenbürtigkeit zu suchen? . . . Und gerade diesen königlichen Nacken hasse ich!

Und das Pärchen ist froh, daß es die Gouvernante los ist. Bomulunder wird kühn. „Gnädiges Fräulein haben mich übrigens noch nie Ihr Zimmer sehen lassen...“ Die bessere Behandlung hat nämlich erst seit einigen Tagen begonnen.

„Daran ist gar nichts zu sehen — wirklich gar nichts!“ Sie schüttelt das blonde Haupt: halb ja, halb nein. Es sind die Manieren einer Kokette.

„Aber wenn ich gnädiges Fräulein sehr darum bitten würde?“ Ich glaube, ihm schwebt so etwas von noch neueren Möbeln und noch dickeren Teppichen vor — denn neu müssen bei ihm selbst die Antiquitäten sein! Wie das Boudoir jetzt ausschaut, wird er keine Enttäuschung erleben.

„O, wenn Sie wünschen, Herr Bomulunder — sofort!“ — Mich sieht sie lauernd von der Seite an. „Wollen Sie mitgehen, Herr Graf?“

„Ihr Fräulein Schwester wird gleich wiederkommen — und dann beschuldigt die mich der Fahnenflucht.“

„Gott, wie rücksichtsvoll Sie sind!... Kommen Sie, Herr Bomulunder, ich fürchte mich mit Ihnen allein auch nicht.“ — Die ausgesprochene Avance also! Blonde, wenn du mit derangierter Haarfrisur zurückkommst, erkläre ich dich für ein Scheusal.

Das Paar geht durch die Mitte ab.

*

Zweiter Akt.

Spielt hinter den Kulissen — kurz, aber wichtig für die Entwicklung, wie ich glaube.

Dem Grafen Carén, der gar nicht daran denkt,

auf Asta zu warten (außerdem weiß er genau, daß sie zu ihm allein doch nicht zurückkehrt), wird die Zeit schließlich lang. Und dann ist er neugierig! — Ich wandere also gemächlich durch einen Musiksalon im Empirestil — das gotische Eßzimmer — die Rokokopossе und weiter. Bomulunder kommt an mir vorübergeschossen, rosig, aufgeregt; entweder hat sie ihn gehauen, was ich ihr schon zutraue, oder er rast nach einem geheimnisvollen Paket, das er im Korridor liegen gelassen — vielleicht eine Ueberraschung, die er erst jetzt, nach vorsichtiger Rekognoscierung, zu überreichen wagt.

*

Dritter Akt.

Zwei Sekunden darauf schlägt Graf Louis Carén die blaue Plüschportiere zu Ethels Boudoir vorsichtig zurück — dieselbe Portiere, die der Schnapsbaron auch eben passiert haben muß. Und die gräfliche Nasenspitze ist kaum drin, da fliegt ihm ein mit aller Kraft geschleuderter Terracottapuff ins Gesicht — das Monocle klirrt auf der Schwelle — und unglaublich, aber wahr! — mitten im Zimmer steht die Kornblumenfee mit verzerrtem Gesicht, die rosigste aller Zungenspitzen ist weithin sichtbar. „Aeh!"

Ich habe in diesem Hause nun schon manche Hunderolle gespielt: russischer Windhund — mürrischer Mops — jetzt bin ich endlich zum begossenen Pudel gelangt. „Galt das wirklich mir, gnädiges Fräulein?" frage ich noch mit angeborener Selbstbeherrschung.

„Ja, ja, ja, Ihnen!" und das so ungezogen wie möglich. Wie der Wind ist drauf die kleine Furie durch die andre Thür 'raus — und ward nicht mehr gesehen.

Gegen die Wahrhaftigkeit dieses befremdlichen „Ja, ja, ja" spricht verschiedenes. Erstens dürfte sie mein Kommen nicht bemerkt haben — ich verfüge

über einen Katzenschritt, der nicht dröhnender dadurch geworden sein kann, daß ich an dem Vormittag Gummisohlen trug. Zweitens war der Puff eher geschleudert, als ich hineinlugte. Drittens schien mir die Pose mit der Zungenspitze viel zu leidenschaftlich gegen mich geduldiges Haustier.

Die diplomatischen Erklärungen dieserhalb, die erst vierundzwanzig Stunden später abgegeben wurden, waren durchaus ungenügend. Ethel behauptete frech, sie würfe gewohnheitsmäßig Puffs nach Portieren, und im übrigen habe sie gegähnt, was in ihrem Zimmer allein ihre Sache sei. — „Wie hätte ich auf den Gedanken kommen sollen, nach Ihnen zu werfen, Herr Graf? ... Sie sind immer so nett zu mir! Nein, nett sind Sie gar nicht — aber leid thut mir's doch ... Und nicht wahr, Sie glauben mir auch?"

„Selbstverständlich! Aber warum sagten Sie eigentlich auf meine sehr begreifliche Frage dreimal ja?"

Ethel überlegt. „Das schoß mir nur so 'raus... Und schlecht sind Sie doch!"

„Danke."

„Sagen Sie aber um Gottes willen meiner Mutter nichts, Herr Graf!"

„Fällt mir nicht ein. Ich reise ja auch so bald ...!"

„Ja, warum reisen Sie eigentlich?"

„Ich muß in eine Sommerfrische."

„Wollen wir wetten, daß ich früher in eine Sommerfrische gehe als Sie?"

„Bon. Es gilt eine Flasche ..."

„Nein, nein!" unterbricht sie mich ganz nervös. „Ich weiß, was Sie sagen wollen."

„Eau de Cologne, gnädiges Fräulein."

„Wer's glaubt! — Doch wollen wir lieber nicht

scherzen. Die Sommerfrische, die mir vielleicht blüht, suche ich mir nicht aus — sondern dahin werde ich per Schub expediert."

*

Vierter und letzter Akt. — Vakat vorläufig.

Bomulunder, der lang Mißkannte, verbrennt unter der unheimlichen Sonne von Ethels Gunst — und auch er beißt nicht an! Darin sind übrigens die Le Fortschen Schwiegersöhne merkwürdig ähnlich: nur kein Ueberfall! — Bei Karlchen ist es das ewig unsichere Gefühl, ähnlich der Wahnidee eines verprügelten Hundes, dem sein menschlicher Tyrann wohlwollend den köstlichsten Schinken vorsetzen kann — das Tier aber weicht ängstlich wedelnd vor diesem Schinken wie vor einer höllischen Versuchung zurück. Der Schnapsbaron, der nicht umsonst seine mißvergnügte Nase schnüffelnd nach allen Windrichtungen hebt, hat wohl die Pfirsichwitterung und wird und will unbedingt hineinbeißen — in dem Augenblicke, wo der letzte Mißtrauensschatten gegen Ethel geschwunden ist. Das ist eben der Unterschied: der eine mißtraut sich, der andre den andern. Ich, als Unparteiischer, weiß selbst nicht mal, wozu ich Bomulunder raten sollte.

In der übermäßig langen Pause bis zum nächsten Akt brauche ich mich nicht tot zu langweilen.

Neulich die Tante gesehen. Sie ließ sich von ihren schweren, wolligen Braunen langsam im Triumphe durch den Tiergarten ziehen; natürlich hermetisch geschlossenes Coupé des vorigen Jahrhunderts — und sie selbst dick und neugierig am Fenster. Sie glotzt — ich glotze. Denke auch: ‚Grüß sie, Louis, es ist nur Klugheit.‘ Aber ich kriege die Hand nicht hoch — dumme Hand! — Hättest es ja doch nicht gethan, Louis, schon weil es ein Erfolg der Le Fort-Politik wäre … Anständige alte

Jungfern rührte in solchen Brutöfen rettungslos der Schlag, die Schildkröte fühlt sich da erst recht mollig. Stirbt selbstverständlich nie! — Ich möchte sie an ein Aquarium verkaufen, da wäre sie in ihrem Element. Schildkröten und Kolkraben sollen ja bei verständiger Pflege viele hundert Jahre alt werden ... Louis, du willst dir bloß die Geschichte verreden! — Wenn sie jetzt zu ihrem Justizrat fährt und ein neues Testament macht? ... Denn als ich einige zwanzig Wagenlängen später mich umdrehte, war ein Coupéfenster niedergelassen, und die Tante verhandelte armfächelnd mit dem Kutscher, einem alten, biedern Kerl, der vorhin einen schüchternen Versuch machte, nach dem Kokardenhut zu greifen; der einzige Anständige unter dieser Gesellschaft, der seine ehrliche Pferdestallabneigung gegen das Hausmeistertum der andern Dienstboten in der Tiergartenvilla hat. Der „Dicke“ hätte ihn schon lange gestürzt, weil die Kutscherstube allen Hochmutsanwandlungen des Haushofmeisters sofort mit einem Stallbesen zu Leibe geht, aber die vis inertiae ist bei Comtesse Carén das allmächtige. Und auf diese konservative Gesinnung baue ich auch.

Gestern erzählte mir Ethel ganz nebenbei, daß Tante Jeannette am Magen litte. (Der Gnädigen bin ich nämlich jetzt ein toter Mann, und die Reise ist eine Thatsache, von der man nicht spricht. Die Hitze bekommt der Dame mit der charakterlosen Linie auch nicht. Sie sieht aus wie jemand, der seine ganze Energie auf einen einzigen Punkt konzentriert hat, darüber alles andre vergißt und außerdem fühlt, daß selbst seine Energie knapp ausreicht. Darum sieht die Gnädige matt aus. Zwei Töchter zu gleicher Zeit unter die Haube zu bringen, ist auch nicht von Pappe.) — Mit dem Magenkatarrh meiner Tante, der alten Leuten in der Hitze so

gefährlich werden kann, ist es sicher Essig. Die Liebe macht die Kornblumenfee zur Phantastin; wer selbst glücklich ist, möchte auch andern etwas Aufmunterndes sagen. — Comtesse Jeannette Carén: magenkrank?! Ich muß es mir immer wiederholen und immer wieder hell auflachen... Keiner der vielen Todesfälle in unsrer Familie ist ihr auf den Magen geschlagen. Am Tage nach dem Begräbnis meines Vaters überraschte ich sie bei einer Hummermayonnaise. Den Tod meiner Mutter und meiner kleinen Schwester feierte sie jedenfalls noch lukullischer. Und am Tage, wo ich ihr meinen Ruin beichtete, lud sie mich zu in Sekt gedämpften Trüffeln ein. Sie aß drei Stück — ich eine halbe und fürchtete schon, das Magendrücken hinterher nie loszuwerden! ... Alles kann bei meiner Tante kontrakt sein — nur dieser klassische Magen nicht! ... Und wenn er es doch wäre? Dann hätten wir einmal die ausgleichende Gerechtigkeit des Schicksals. Aber das ist nicht und kann nicht sein ...

Die Gnädige, die sehr empört that, daß Ethel geschwatzt habe, benahm mir auch sofort alle ausschweifenden Hoffnungen. „Das sind tempi passati, Graf Carén ... Ich hielt es gleich für eine hypochondrische Anwandlung; der Arzt gab Ihrer Tante allerdings recht, bloß um ihr zu schmeicheln. Er ist ein sehr alter Arzt ..."

Heute ein Brief von meinem Vetter. Ein reizender Brief!

Ist eilig nach Livadia berufen gewesen, mein Schreiben in Petersburg liegen geblieben. — Dann heißt es weiter: „Ich habe sofort alles telegraphisch angeordnet, Louis. Ein Juckergespann geht noch heute aus Böhmen dorthin ab — ich schicke die Galizierschecken. Sollte ich mich irren — Du hattest bei Deinem Besuch vor zwei Jahren gerade für

diese Kracken etwas übrig, weil sie enge in der Ganasche und schwierig zu behandeln sind? Parat ist alles. Unser schönes Mähren wird für den hohen Besuch natürlich große Gala anlegen. Aber der Teufel traue dem Wetter!... In Südrußland fährt man durch total versengte Steppen. Einmal muß doch Regen kommen! — Und nun, mein freundwilliger Vetter, was die Hauptsache ist: schenk mir reinen Wein über Deine Verhältnisse ein. Mündlich sind Leute wie wir gegenseitig immer etwas geniert. Vielleicht ist Dir das schwarz auf weiß versichert lieber: Bist Du nicht unglaublich in der Tinte, so kann und will ich alles regeln! — Denn wir stammen doch nun einmal von den Großeltern her aus demselben Nest. Vergessen wir das nie, mein Junge!

Ich habe den Diener, der die Dummheit mit dem Brief auf dem Kerbholz hat, gleich fortgeschickt — so ärgerlich war ich.

Ich bedaure nur, in meinem Blockhaus Dir nicht selbst die Honneurs machen zu können.

In Treuen

Dein Vetter Lasis."

So was gehört im Tagebuch festgenagelt: selbst unter den Grafen giebt es noch anständige Menschen! — Wenn ich das Geschreibsel von der Schildkröte damit vergleiche!... Ich freue mich doch, daß ich sie nicht gegrüßt habe.

Heute ist Montag. Donnerstag dampfen wir ab. Le Forts werde ich in der letzten Minute ein unendlich eiliges: p. p. c. schicken, auf die Gefahr hin, von der Gnädigen für einen Exdiplomaten mit den Manieren eines Hausknechts gehalten zu werden... Ich gedenke eben zu verschwinden wie die alten Helden, in plötzlich aufsteigendem Gewölk.

Wir schreiben Mittwoch. Ethel will mich nicht im unklaren über den Komödienschluß ziehen lassen.

Vierter und letzter Akt.

Der Vorhang geht eben auf. Serner und ich haben uns vor Bomulunder gerettet — und zwar in Ethels Boudoir. Wir anerkannte Hausfreunde bewegen uns in dem Le Fort-Palazzo völlig frei und ohne Gene. Asta ist nicht zu Haus; das Nilpferd, die Gnädige und der Doppeldoktor verhandeln im Rauchzimmer Geschäftliches. Die ahnungslose Blonde haben wir dem Schnapsbaron direkt in die Arme geschickt, den wir bereits vom Fenster aus im Schmuck der Waffen gewahrt hatten, das heißt mit Cylinder und Regenschirm einer Droschke entsteigend. Er schnüffelte an der Hausthür so festlich, daß mir Unheil schwante. Der eigentliche Fahnenflüchtige bin also ich, und Karlchen unterlag nicht mehr als gern der Verführung. Denn ich habe ihn fürchterlich eingegrault! Mein drittes Wort ist immer: „Denken Sie an mich, Serner; Bomulunder läßt sich nobilitieren und bekommt eine achteckige Schnapsflasche ins Wappenfeld."

Karlchen, der diesen furchtbaren Schwager ahnt, hüpft bei meinen höchst ernsthaften Erklärungen von einem Bein auf das andre, als wenn er Leibschmerzen hätte. „Aber Carén, das ist ja unmöglich! ... Eine Schnapsflasche im Wappen? — Sie haben merkwürdige Phantasien!"

„Warum? Friedrich Wilhelm IV. hätte sich den Scherz unbedingt gemacht und Bomulunder noch zum Ueberfluß, wie einem edeln Pferde, einen Stammbaum verliehen: v. d. Destillateur a. d. Destille ... Möchten Sie so 'nen Schwager haben?"

Darauf wird Serner regelmäßig kühl: „Schwager? ... Ich verstehe Sie nicht." Er ist also noch immer mißtrauisch und trägt sein Glück wohlverwahrt im Herzensschrein.

Heute habe ich ihn bereits wieder so weit. Da — horch, horch — Schritte!

„Um Gottes willen, Carén, sie kommen hier herein!"

Ich boxe Karlchen, der weiterfliehen will, in seinen niedrigen Fauteuil zurück. Durch den Ritz der Portiere sehe ich zwei Schatten ins Nebenzimmer wallen. Es ist ein sehr schmaler Raum mit hellgrünen Bambusmöbeln, diskret, lauschig. Nichts köstlicher als solch japanische Maskerade mit Palmenwedeln und schlitzäugigen Goldstickereien, wenn man ein kleines Mädchen ungestört fünf Minuten küssen und lieben will! Draußen sprüht warmer Sommerregen an die Fenster — drinnen ist es schwül, abgestandene Verandaluft; ein ganz leiser Duft von neuem Lack schwebt durchs Zimmer.

„Wollen wir hier bleiben, Herr Bomulunder?" Zwei Stühle knarren leise. — Heiße Stille. —

Serner, der sein Geschick kommen sieht, will wieder ausbrechen. Als anständiger Mensch haßt er jede Indiskretion — ich nicht. Ein durch die Zähne geknirschtes: „Donnerwetter, bleiben Sie sitzen!" hält ihn. Ich horche. Der Portierenschlitz gönnt mir gerade noch eine Fußspitze von der Kornblumenfee — sie sitzt mit übergeschlagenen Beinen. Graziös ist sie, das weiß der Teufel!

Jetzt kommt's. „Verzeihen gnädiges Fräulein, sind wir auch ganz allein?"

„Soweit ich weiß, ja."

„Mir war's, als wenn ich Herrenhüte im Entree gesehen hätte . . ."

„Das ist wohl möglich, Herr Bomulunder — die beiden Grafen waren noch vor zwei Minuten im Salon; dann waren sie auf einmal weg, als wenn sie die Erde verschlungen hätte . : . Wahrscheinlich sind sie mit meinen Eltern im Rauchzimmer . . ."

„Ah, die beiden Grafen!" Er spricht heiser. Es ist also so weit. „Könnten wir nicht nach Ihrem

Zimmer gehen, gnädiges Fräulein?" Natürlich schielt er dabei gierig nach dem Portierenschlitz.

„Warum?"

„Ich würde es als besondere Gunst betrachten, gnädiges Fräulein . . ."

Darauf Ethel kühl: „Nein."

„Wie gnädiges Fräulein befehlen. Gnädiges Fräulein sehen etwas blasser aus als sonst . . ."

„Finden Sie?"

„Gnädiges Fräulein befinden sich doch wohl?"

„Warum nicht, Herr Bomulunder?!"

„Es kam mir im Moment so vor... Gnädiges Fräulein haben heute wieder die entzückende Haarfrisur . . ." (Der Serner wird unruhig, und ich muß ihn von neuem in seinen Fauteuil zurückknuffen.)

„Gefällt sie Ihnen?"

„Welche Frage, gnädiges Fräulein!" Der Bengel schnüffelt selbstverständlich nach dem Duft dieses Goldhaars. „Ich habe nämlich eine kleine Schwäche für den Schönheitsfleck — gnädiges Fräulein verzeihen —, für diesen entzückenden Fleck an dem entzückenden Ohr . . ."

„Sprechen wir doch lieber von etwas anderm, Herr Bomulunder." Sehr liebenswürdig gesagt. Das Herz pocht nicht.

„Gnädiges Fräulein sind grausam."

„Sie können sich doch nicht über mich beklagen, Herr Bomulunder?"

„Niemand ist davon entfernter als ich! . . . Ich bin sogar glücklich über die Art und Weise, wie gnädiges Fräulein in den letzten vierzehn Tagen . . . Gnädiges Fräulein waren nicht immer so . . ." Er druckst. Vorsicht und Sinnlichkeit kämpfen. Ich sehe auch den Fuß von der Blonden nicht mehr; wahrscheinlich hat sie ihn unter die Kleider versteckt,



weil Bomulunder ihn zu schamlos beäugt. Aber übelnehmen ist nicht.

„Bin ich wirklich jemals anders gegen Sie gewesen, Herr Bomulunder? Denken Sie, ich wußte das gar nicht…" So weit ist diese seit drei Tagen achtzehnjährige Komödiantin!

„Gnädiges Fräulein…" O, diese bange Pause! — Ich höre durch die Portiere das schwere, kurze Atmen des Verliebten. Er kriecht eilig aus dem Schneckenhaus seiner Vorsicht, die feinen Fühler müssen der blonden Ethel schon recht nahe sein. — Der Schnapsbaron hat sich völlig vergessen, vergessen das kaufmännische Mißtrauen, die Dandykühle, ja selbst den wohleinstudierten Antrag — statt dessen das Lampenfieber, das selbst die größten Schauspieler in ihren Lehrjahren überkommt und sie feige flehend nach dem Souffleurkasten starren läßt. Wenn ich nur Bomulunders mißvergnügte Nase in dem Augenblick sehen dürfte!… Aber niemand sieht sie — nicht mal der goldblonde Souffleur, der mit einer einzigen Handbewegung den wundervollsten Komödienschluß herbeiführen könnte. Ich aber sehe den Souffleur durch den schmalen Portierenschlitz, der, von irgend einer Schicksalstücke bewegt, sich weitet; ich sehe die blonde Ethel auf dem grünlackierten Bambusstuhl mit seinen schimmernden Nickelknöpfen an den Seitenlehnen, die zwischen den weißen Händen förmlich hervorquellen, so krampfhaft haben die das Rohr umspannt. Die Kleine hat den Kopf niedergebeugt auf den Schoß, und aus dem blasser und blasser werdenden Gesicht scheint das Blut den weichen, vollen Hals hinunter zu rinnen. Sie will nicht aufsehen!

Glücklicher Bomulunder!

„Fräulein Ethel!…" Die Liebe schnürt ihm die Kehle. Aus Ethels Gesicht beginnt das Blut rascher

zu fließen ... „Ethel! ..." Er vermag sich nicht mehr zu beherrschen, er muß dicht neben ihr sein, sie muß seinen Atem auf der Schulter fühlen. Spielt sie für sich oder für ihn die Komödie der Unbeweglichkeit? ...

Jetzt hebt sie die Augen — das Gesicht ist blutlos — die harten, leeren Augen der Mutter. Sie sieht gerade durch den Schlitz, mir fast ins Gesicht — und sieht mich nicht! ... Sie ist doch eine herzlose Canaille ... Und jetzt erblicke ich den Schatten einer Männerhand, ein roter Reflex gleißt. Ethel rührt sich nicht, nur die Lippen kommen in Bewegung, ein Automat spricht: „Es regnet ... es ist auch die höchste Zeit ..." Die Männerhand greift herüber, hastig zitternd, ich sehe den Rubin ... die Hand greift zu ...

Unwillkürlich hält auch Serner, der nicht sehen kann, den Atem an; selbst diese stumpfen Nüstern wittern die Entscheidung.

Die Blonde hat sich doch überschätzt.

Die Männerhand hat sie elektrisiert. In dem Moment der Berührung ist sie aufgesprungen, hat die Hand abgeschüttelt mit einem dumpfen Laut. Das Gesicht ist plötzlich blutrot, die Augen glühen. Sie hat doch Rasse! ... Sie verabscheut, sie haßt den andern. Und der toll gewordene Destillateur begreift das nicht, „Ethel ... angebetete Ethel ... Ihnen ... dir ... ich habe nach dem Augenblick gelechzt ..." das würgt sich nur so heraus, stoßweise, ohne Klang.

Ethel ist hinter den Stuhl geflüchtet, er will ihr nach, eine Etagere stürzt. Er ist wohl rasend vor Liebe.

Serner möchte auf, ins Nebenzimmer, den häßlichen Kampf endigen — der Instinkt des anständigen Menschen. Und ich stoße ihn mit einem Fluch

zurück. Er soll sich nicht in Le Fortsche Familienangelegenheiten mischen! Keinem Mädchen passiert etwas, wenn es nicht will — und ich bin kein Gefühlsnarr. Nein, heut bin ich's wirklich nicht! Wozu auch die Komödie unterbrechen, gerade jetzt, wo die beiden eben wieder die Sprache gefunden haben? Es scheint eine Pause in der wilden Jagd eingetreten zu sein — das Aeußerste wagt der Schnapsbaron denn doch nicht. Sie müssen sich hart gegenüberstehen, der schwere Atem mischt sich.

„Was wollen Sie eigentlich von mir . . . Sie . . . Sie . . ."

„Gnädiges Fräulein, konnte ich denn ahnen . . ." Es ist genau so, als wenn sich ein schrecklich durchnäßter Pudel schüttelt. Jetzt könnte eigentlich Bomulunder seinen Hut aufsetzen wie ein Präsident, der eine tumultuarische Sitzung aufhebt. — Die Spitzbübin darf mit ihrem Debüt zufrieden sein. Scheint aber nicht der Fall. Aus schönen Augen beginnt's zu tröpfeln: erst sänftiglich — sie schluckt tapfer (dazu kann ich nur verächtlich lächeln. Frauenthränen hatten nie Macht über mich) — und plötzlich gießt's. Sie gluckst wahrhaftig wie die Duse als Magda! Serner äugt mich ratlos an. Wie lange muß die Arme an dem Thränenstrom gespart haben! (Das frühreife Karlchen zerfließt unter ihm mit.) Rührend!

Und neben mir scheint der Schnapsbaron ähnlichen Regungen zu unterliegen.

Ethel bekommt die Sprache wieder. „Ja, ja, Sie können ja auch nichts dafür! . . . Aber geben Sie sich, bitte, keine Mühe, Herr Bomulunder, mich zu trösten . . . ich will gar nicht getröstet sein!"

„Gnädiges Fräulein, niemand ist die Scene peinlicher als mir." Wenn ich nur die mißvergnügte Nase jetzt sehen könnte!

„Aber Sie hätten es doch merken können! (Intermittierende Wasserfluten) ... Ich konnte Sie ja nie ausstehen! ... Warum haben Sie nur meiner Mutter geglaubt? ... Wen ein Mädchen so behandelt hat, dem kann sie doch nicht ... In der Nacht habe ich immer in mein Taschentuch geweint, weil es Asta nicht hören sollte ... Ach, ich bin so unglücklich!" — Und nun eine ganze lange, winselnde Beichte für diesen vorsichtigen Esel, den sie so vortrefflich an der Nase herumgeführt hat. Selbst der große Unbekannte taucht aus der Versenkung. „Ich wäre ja nie auf den Gedanken gekommen ... Jemand hat mir gesagt, dies sei das einzige Mittel ... Jemand ..." Der Schluß wird von Thränen davongewirbelt.

Dieser Jemand ist fraglos ein Scheusal, das lese ich in Serners Augen. Wenn die Blonde den Jemand verrät, wozu sie große Neigung zu haben scheint, stürzen beide Schwiegersöhne auf mich mit Gebrüll. Doch der Jemand wird nicht verraten — bei Gemeinheiten hat Louis Carén immer seinen Dusel. — Es ist doch wahrhaftig wie eine Scene aus dem Hundecirkus. Wenn ich irgend eine Narrenmütze zur Hand hätte, ich stülpte sie dem frühreifen Karlchen aufs Haupt und ließe ihn als dummen August ins Nebenzimmer springen, damit das Gewinsel endlich aufhört.

Und es hört auf! Bomulunder scheint in Romanen gelesen zu haben, daß thränenüberströmten Weibern der nächste beste auch der gefährlichste sei ...

... „Was fällt Ihnen ein? ... Lassen Sie mich! ... Haben Sie denn noch nicht begriffen? ..."

Die Portiere schwankt — eine weiße Hand — ein rotgeweintes Gesicht — die dazu gehörige Gestalt stürzt nach ... „O Gott, o Gott!" —

Serner ist ganz aufgesprungen, ich halb. Die Gestalt schwankt auf mich zu, hastig, ohne Besinnen

— mir direkt in die Arme. „Retten Sie mich, retten Sie mich vor dem Schnapsbaron!“

Danach Totenstille. Auf der Schwelle steht Bomulunder, von der Portiere umwallt — im Zimmer glotzt Serner sprachlos.

Der Vorhang fällt langsam.

Den „Schnapsbaron“ vergiebt er ihr nie — mir den „Jemand“ nie. — Das arme Ding hat sicher von diesem Wort keine Ahnung gehabt, das ihr unverantwortliche Angst eingab. Es klang reizend, komisch mit dem Ausländeraccent: Schnapsbaron!

Und ich fürchte die dreiundzwanzigsten Husaren nicht!

*

Fünf Minuten später schieben in starken Sektionsabständen ein Schnapsbaron und ein Graf die Händelstraße entlang. Der warme, eindringliche Regen muß wohl Bomulunders neuem Cylinder sehr wohl thun, denn sonst schwenkte der vorsichtige Mann doch nicht den krampfhaft geschlossenen Schirm in der Hand. Karlchen trabt aus Taktgefühl nach; solche Scenen sind ihm fürchterlich. Ob ihr euch in diesem Leben noch jemals erreicht, ihr Le Fortschen Schwiegersöhne?

Ich bleibe gezwungenermaßen. Ethel hat mich um meinen einst standesherrlichen Schutz angefleht. Armes Ding! Nun verstehe ich, was du mit der unfreiwilligen Sommerfrische meintest . . . Ich schlage ihr das einzig Vernünftige vor: sofort der Schwester Asta alles zu beichten und der und dem Himmel die Besänftigung der Gnädigen zu überlassen. Ja, ich selbst will die Verhandlung führen, so wenig gern ich auch meine Beziehungen zu dieser Tochter vertiefen möchte.

Aber die Blonde wehrt sich verzweifelt. „Nein, nein, nein! . . . Dann lieber direkt meiner Mutter. Asta ist auch nicht glücklich, Asta kämpft auch —

und sie sagt mir doch nie etwas! . . . So lieb ich sie habe, da hört es auf. Wer mir nichts giebt, dem gebe ich auch nichts . . ."

Soll ich zu der Alten gehen? — Wieder die verdammte Feigheit! Bei der bestehe ich natürlich wie der dumme Junge von Meißen. Die Gefühlslogik verschmäht sie kaltlächelnd, wünscht den Kern, das heißt mich selbst zum Schuldigen zu stempeln. Gleichviel, ich werde es sofort thun.

Leicht gesagt, schwer gethan.

Schon im Eßzimmer muß ich stoppen, weil ich nebenan die rollenden Rs des Doppeldoktors höre.

„Ihr Herr Gemahl hat vollkommen recht, gnädige Frau: bei jedem Riesengeschäft handelt es sich nicht darum, wieviel die Sache wirklich wert ist, sondern wie hoch sie vom Publikum taxiert wird. — Wenn Le Fort sein Taschentuch auf den Markt wirft und dabei sagt: ‚Das ist 6000 Mille wert — ich mache eine Aktiengesellschaft daraus. Wieviel zeichnen Sie... Sie . . . Sie?‘ — ich versichere Sie, gnädige Frau, es wird zehnfach überzeichnet, weil es das Le Fortsche Taschentuch ist und darum zweifellos ein ‚Esel streck dich!‘ sein muß."

Ich merke, wie Madame durch ruhige Glätte, gedämpften Ton diesen Bramarbas erziehen will. „Sie phantasieren etwas laut, Herr Doktor! . . . Von dem Geschäft verstehe ich nichts; mir macht nur Bedenken, daß es gewöhnlicher Kohlenstaub nicht thut, sondern daß er erst kostspielig präpariert werden muß. Hat sich das Marineministerium nach den letzten Versuchen schon definitiv geäußert?"

„Nein, die Kerls warten immer unvorschriftsmäßig lange."

„Sehen Sie, Herr Doktor! Man überschätzt die Ausbeutung von Patenten leicht. Technische Schwierigkeiten . . . das natürliche Mißtrauen des

Großkapitals gegenüber offenbaren Umwälzungen! Denken Sie daran, wie schlimm die Accumulatorengeschichte verkrachte. — Das nahm sich so selbstverständlich aus: jeden Morgen die Elektricität vors Haus gefahren, wie die Milch von Bolle . . . Wundervolle Idee! Nur schade, daß ein Fundamentalfehler vorlag: die Sache ging eben nicht. Freilich war der Gründer ein alter Zuchthäusler, dem selbst große Banken rückhaltlos vertrauten . . . Ihnen haben seine Diners auch sehr gut geschmeckt, Herr Doktor?"

„Vorzüglich, gnädige Frau!"

„Und die Nutzanwendung daraus?"

„Drücken Sie den Kurs Ihrer eignen Aktien nicht, gnädige Frau! Eine Sache, in die der vorsichtige Bomulunder mit solchen Milles hineinspringt, ist eine Primasache . . . Er ist ganz plattgeschlagen, nicht wahr?"

Darauf die Gnädige sehr kühl: „Gewöhnen Sie sich, bitte, diese Ausdrücke ab, Herr Doktor! — Mein Mann hätte die Sache am liebsten allein gemacht, wenn er nicht gerade jetzt zu stark in Diamanten an der Londoner Börse engagiert wäre. Wir haben auf Herrn Bomulunder auch nicht den Schatten eines Zwanges ausgeübt, er überzeugte sich selbst von der wahrscheinlichen Prosperität. Wozu also Ihre Redensarten? Im übrigen haben Sie neulich schon in wenig taktvoller Weise den Grafen Carén für das Unternehmen zu erwärmen gesucht. Ob Sie nun mein Mann dazu autorisiert hat oder nicht — ich wünsche es nicht! Graf Carén hat mit der Geschichte nichts zu thun; überdies verreist er gerade jetzt auf unbestimmte Zeit nach Mähren. Wer weiß, ob wir ihn je wiedersehen."

Der Doktor erwidert ungerührt: „Sie sind mal wieder sehr ungerecht gegen Ihre ergebensten Diener, gnädige Frau!"

„Wollen wir uns Komödie vorspielen? ... Adieu, Herr Doktor."

„Servus, gnädige Frau."

Madame scheint in einer Stimmung, die für Unterhändler nicht aussichtsvoll ist. Aber sprechen wir mit Hauffs Mann aus dem Monde: ‚Was würden seine tapferen Ulanen gesagt haben, wenn sich der Graf zurückgezogen hätte!'

Ich erwische die Gnädige gerade in dem Moment, wo sie auf die Schwelle des Eßzimmers tritt. „Ah, Sie sind noch da, Graf Carén? Heute mal ausnahmsweise nicht mit polnischem Abschied davongeflogen ..."

„Nein, gnädige Frau, ich möchte Sie sogar in einer besonderen Angelegenheit sprechen."

Die Gnädige lächelt gezwungen, tritt in den Salon zurück, ladet mich aber nicht zum Sitzen ein. „Ahne, Graf Carén! Sie wollen morgen oder übermorgen abreisen?"

„Das allerdings auch," gebe ich der Wahrheit gemäß zurück. „Augenblicklich handelt es sich um etwas andres."

Dieses Andre wünscht Madame merkwürdigerweise nicht zu wissen. Sie winkt graziös ab. „Nein, nein, erst Ihre Abreise! Sie reisen also wirklich? Ich wußte es ganz genau! Auf der einen Seite thut es mir sehr leid, andrerseits freut es mich. Zeichen wiedererwachender Energie!"

Ich verbeuge mich gemessen.

Sie nickt freundlich. „Ja, die Wahrheit ist immer etwas bitter, Graf Carén, das hilft nichts! ... Treten Sie ganz aus Ihrer Carriere aus?"

„Nein, ich will nur Zeit gewinnen."

„Das ist recht. — Ach, ich beneide Sie um diesen Landaufenthalt, Berlin ist schrecklich. Aber ich kann nicht weg! ... Sie haben vielleicht die

Verhandlungen mit dem sogenannten Doppeldoktor vom Nebenzimmer aus gehört. Sie sehen, mit welchen Leuten man es zu thun hat. Ist die Sache im Gang, fliegt der gute Mann natürlich." Das kommt alles so glatt, selbstverständlich heraus. Was sie sagt, hat, wie immer, Hand und Fuß, ist schärfste Geistesgegenwart — dennoch verfolgt mich die lächerliche Vorstellung, sie habe sich alles vorher aufgeschrieben und lese nur von dem Konzept ab.

Noch verschiedene Phrasen. „Welches ist Ihre Bahnstation?... Wie weit ist es bis Wien? Werden Sie es lange aushalten, wenn die Kaiserstadt in drei Stunden zu erreichen ist?"

Darauf wieder Phrasen, Lügen — diesmal meinerseits.

Ihr fällt der Abschied leichter als mir, sie hat sich früher so sehr für mein Bleiben interessiert — mehr als schicklich und mir angenehm! Jetzt ist der Abschied fait accompli, und wir erledigen ihn kühl und stehend. So ist Frauenzimmermanier.

Und jetzt macht es mir ordentlich Freude, der Gnädigen noch zu guter Letzt eine große Unannehmlichkeit mitteilen zu können. Bei dem ersten Wort wird sie merklich bläßer, die leeren Augen flackern unsicher. „Wollen wir nicht lieber Platz nehmen, Herr Graf?" Jetzt auf einmal hat sie den Fauteuil nötig. „Bitte, erzählen Sie genau!"

Ich leiere die Geschichte herunter, schone mich nicht.

Sie sieht immer an mir vorüber. Zuweilen ein kurzer Einwurf! „Sie trafen sich bei Josty? Ethel hatte sie natürlich bestellt . . . Sehr selbständiges Mädchen, das muß man ihr lassen!"

„Suchen Sie nicht mehr dahinter, als dahinter ist, gnädige Frau!"

„Das ist ja kaum möglich . . . Und der Schluß spielte sich vor fünf Minuten ab?"

„Sagen wir, vor einer Viertelstunde.“

„O, an der peinlichen Zeitberechnung liegt mir nichts, Herr Graf... Bomulunder ist schon lange weg?“

„Es blieb ihm kaum etwas andres übrig, gnädige Frau ...“ Ich schließe als geistvoller Staatsmann und Kavalier sans phrase: „Wenn jemand schuldig ist, so bin ich es.“

„Es scheint so.“ — Dann denkt sie zwei Minuten nach. Leicht wird der Scherz ihrer Mütterlichkeit kaum, das sieht man dem lang gewordenen Gesicht an. Aber sie vermag doch endlich nervös aufzulachen. „Ein guter Dienst war es freilich nicht, Herr Graf ... aber darum keine Feindschaft nicht! — Das Ganze kommt mir sehr unerwartet. Daraus können Sie sehen, wie thöricht die Annahme wäre, daß ich die Angelegenheit poussiert hätte. Denn den will ich noch sehen, der mir sonst ein X fürs U macht — selbst meine kluge Tochter nicht!“

Das ist mir eben das Unbegreifliche an der Geschichte. Was kann die Gnädige in den letzten vierzehn Tagen so intensiv beschäftigt haben, daß sie blind war einer Komödie gegenüber, die selbst ich witterte? Es würde mich interessieren, aber sie verzichtet auf die Erklärung.

Trotz der Riesenenttäuschung, die auch die leicht zitternden Hände verraten, bleibt sie objektiv. „Machen wir einen dicken Strich durch die Angelegenheit, Graf Carén! Schuldig sind Sie und ich ... Ich habe versucht, aus Freundschaft mich in Ihre Angelegenheiten zu mischen, Sie mischen sich aus Freundschaft in meine. Wir lassen wohl in Zukunft beide die Hände davon ... Was mir dabei so unangenehm ist, konnten Sie ja nicht ahnen: Bomulunder ist gestern abend mit sehr großem Kapital in das Patentunternehmen eingetreten — sagen Sie auch meinetwegen, er ist eingefangen worden. Wenn Sie vor-

hin dem sogenannten Doppeldoktor genau zugehört haben, werden Sie dies ‚Eingefangen' wohl auch mit herausgehört haben. Blague natürlich! . . . Und vielleicht wird Herr Bomulunder nachträglich selbst eine undelikate Beeinflussung mutmaßen. Peinlich bleibt, wie Sie sehen, die Sache unter allen Umständen. Obgleich mein Mann selbstverständlich dem Herrn sofort den Rücktritt in jeder Hinsicht freistellen wird, fürchte ich doch, daß Herr Bomulunder gerade dies besondere Taktgefühl besitzt, das Sie ihm indirekt absprechen, Herr Graf, — und nichts von Retraite wissen will."

„Gnädige Frau, ich kann eben nur bedauern . . ."

„Ja, das können Sie in der That, Herr Graf . . . Man meint es leider manchmal besser mit Ihnen, als Sie's eigentlich verdienen."

Darauf werde ich noch zum Frühstück eingeladen — Henkersmahlzeit, wie Madame lächelnd erklärt. Das improvisierte Festmahl ist excellent wie gewöhnlich. Wir sind zu dreien. Die Töchter haben es vorgezogen, für sich allein die Abschiedsthräne zu weinen: Ethel im Boudoir, Asta im Tattersall am Brandenburger Thor. Das Nilpferd schwelgt, wir beide würgen. Der Appetit war nie meine starke Seite, und die Gnädige faselt von nervösem Magenschmerz . . . Ist eigentlich bei diesem Frühstück etwas gesprochen worden? — Ich habe nur noch das Knacken im Ohr, wenn Le Fort die Hummerscheren brach. Was hätten wir auch sprechen sollen?

Die verheulte Blonde küßte mich fast zum Abschied, bei dem uns die Gnädige diskret allein ließ.

„Amüsieren Sie sich gut, Herr Graf! Und wenn Sie ein Viertelstündchen Zeit finden sollten zu einem Brief . . ."

„Aber das ist ja selbstverständlich, gnädige Frau!" Ich denke nicht im Traum daran.

Der Gruß an Asta lief so nebenher — vielleicht auch nicht. Die ganze Bekanntschaft mit der Familie war eine Badebekanntschaft, die gegenseitig zu nichts verpflichtet, der Abschied — ein Adieu sans adieu. Dabei sind in dem großen Berlin, das von Bekannten wimmelt, Le Forts die einzigen, von denen ich mich überhaupt verabschiede. — Und ich bildete mir früher immer ein, ich könnte ohne Menschen nicht existieren.

Der Anblick der Grünäugigen wurde mir noch in zwölfter Stunde beschert. Das Geschick begnadet mich doch über alles Verdienst. Es war ganz unten in der Potsdamerstraße, als ich auf Umwegen heimwärts nach meinem Stall zog. Sie ging auf der rechten, ich auf der linken Seite, genau, wie der jüngste Tag die weißen und schwarzen Schafe auch sondern wird. Wir sahen uns — und wir sahen uns nicht. Sie blieb vor einem Blumenladen stehen, der so ziemlich ausverkauft war, und freute sich an welkenden Rosen. Die Freude dauerte genau so lange, bis ich vorüber war. Wir thaten uns, glaube ich, damit beide einen Gefallen, denn wir haben uns nichts zu sagen. — Neben mir bummelten ein paar Lieutenants. Die spürten sofort das edle Wild und sahen ihr nach, als sie rasch, ja erleichtert weiterging. Ich schielte mit zurück, flüchtig, mechanisch; der Mensch stammt ja nicht umsonst vom Affen ab. Die Lieutenants aller Waffen haben dieselben Instinkte — und sie hat wirklich eine wundervolle Figur.



Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Der kreißende Berg gebar ein Mäuslein.

Durch zwölf Kapitel hat mich mein Tagebuch genarrt, um mir zu guter Letzt als Schlußweisheit die Bomulunderkomödie vorzuführen. Von der Komödie habe ich genug.

Jetzt sollte Kapitel dreizehn folgen. Der Jägerglauben sträubt sich gegen die Unglückszahl. Ich ziehe es vor, ein neues Tagebuch zu beginnen. Vielleicht fühle ich auch das „geheimnisvolle Ahnen" — vielleicht fühle ich auch gar nichts.

Für mich ist's schon ein Wunder, wenn überhaupt etwas geschieht. Eine Reise nach Mähren kommt mir so phantastisch vor wie eine Ballonfahrt nach dem Nordpol. Es ist mal was andres! — Schon daß man allein packt, was sonst immer der Diener besorgte. Und ich packe langsam, gewissenhaft wie ein Mann, der eine sehr lange Reise thun will. Den englischen Koffern nach bin ich ein recht vermöglicher Herr, und wer gar nach dem seidenen Futter meiner zahllosen Anzüge meine Grafschaft taxieren wollte, würde mir sicher die Thalermillion geben. Erst beim Auskramen begreif' ich meinen

Kredit bei den Wucherern. Ich bin doch der Verschwender und der Narr dazu. Ich halte gerade das alte, massivsilberne Reisenecessaire meines Großvaters mütterlicherseits in der Hand, es ist von niederziehendem Gewicht — tausend Mark unter Brüdern wert. Habe ich denn für das altmodische Zeug keine Augen gehabt, als ich ausging, die Tabatiere des alten Fritz — unsre Tradition — zu verschachern? Jetzt fällt es mir ein: die Dame mit den Saphiren wollte mich immer dieses Silberballastes erleichtern; und die hatte doch das untrügliche Spitzbubengefühl für alles Echte, Wertvolle. — Schleppen wir es also mit nach Mähren!

Es ist famos, daß ich reise. Wo bin ich morgen um diese Zeit? . . . Ich träume bereits von Rehen in einer hohen Schonung — und ich nicht weit, auf meinem Jagdstuhl in der Waldlisiere versteckt. Die Mücken ziehen in dicken Schwärmen und saugen gottsjämmerlich — ein köstliches Prickeln, wenn man dabei die Nase voll Fichtenduft hat! . . . Jetzt klappt das letzte Kofferschloß ein. Es war eine Heidenarbeit einen ganzen halben Tag. Ich bin noch nie so früh marschfertig gewesen. Ja, die körperliche Arbeit macht einen guter Dinge. Und hundemüde bin ich auch, zu faul zum Essen trotz meines Wolfshungers. Aber ich werde mir den Portier doch noch langen, damit er mich von diesem xmal neunzinkig gekrönten Kofferberg nach und nach befreit. Die letzte Nacht in Berlin werde ich vorzüglich schlafen . . .

Habe jetzt das ganz echte Reisefieber. Sei mir gegrüßt, schönes Mähren!

Ich dusele schon halb.

*

Kling kling! . . . Ist's denn schon so spät? — Keine Spur! . . . Acht Uhr . . . Dieser verdammte

Kellner! ... Ich habe doch die gemessenste Ordre gegeben, mich nie vor elf zu stören ...

Rohrpost. Also ist er unschuldig. — Natürlich irgend ein Bettelbrief des Inhalts, daß eine notwendig zwanzig Mark braucht und dann gerettet ist — im Weigerungsfall aber sich sofort Schwefelsäure literweise einpumpt und fortan mich armen Ludovico in den Träumen als Geist anödet ... Früher war ich auch so dumm! ... Aber wär's heute die Saphirkönigin selbst — meinetwegen könnte sie schlucken!

Fängt wieder an wie im Parodietheater.

Ich zerknittere den Wisch, torkele schlaftrunken ans Fenster. Die Jalousie quietscht. Verwünschtes Weiberzeug!

„Lieber Louis!

„Kome bite sovort zu mir ...

Tante Jeannette."

Fremde Hand — unorthographisch — widerhakige Malerei eines Beinahe-Analphabeten. Die Schildkröte ist scheinbar krank. Der Gedanke an irgend eine Teufelei der Gnädigen zuckt mir sofort durchs Hirn. Kann nicht sein! Ich habe ihr gestern vorgemogelt, ich reiste schon in der Nacht.

Weil die Gnädige ihre Hand nicht im Spiele haben kann — warum sollte ich eigentlich nicht hingehen? Es ist unkonsequent. Aber die Alte hört vielleicht wirklich schon die Engel von ferne singen. — Was trieb sie eigentlich zu diesem Brief? Der beschwerte Magen oder das beschwerte Gewissen? — Es kostet mir eine rasende Ueberwindung, mich zu dieser Visite anzuziehen. Wenn ich doch hingehe, ist's mehr Gutmütigkeit als Erbschleicherei.

Ich habe der Gnädigen geschworen, daß ich mich nur am Sterbebette meiner Tante einfinden werde. Und so weit geht kleinliche Eitelkeit, obgleich ich

es mir nicht eingestehen will — ich wünschte, es wäre der Fall, bloß damit die Dame mit der charakterlosen Linie mich nicht der Charakterlosigkeit zeihen kann. Dabei sehne ich mich im Augenblick nach diesem Tode wirklich nicht!

Ich bummle absichtlich bei der Toilette — der Kellner muß dreimal klopfen, ehe ich mich zu meinem alltäglichen warmen Bade entschließe. Im äußersten Moment pflegt doch immer noch der Arzt zu telegraphieren! Aber nichts dergleichen. Nach einer Stunde, zu der der Fuchs verschiedene Lunten gegeben hat, trolle ich mich endlich. Etwas Geldangst ist wohl dabei. Vielleicht hat die Schildkröte gerade die Besinnung wieder erlangt und enterbt mich auf dem Sterbebett noch schleunigst. Im Tiefinnersten belächle ich den vorsichtigen Neffen: Tante Jeannette ist unsterblich.

Draußen graues, warmes Regenwetter — stumpf glänzender Asphalt — schwankende Regenschirme, hochgeschlagene Droschken — die kleinen, feurigen Ostpreußen vor den Pferdebahnen rackern sich maßlos auf der schlüpfrigen Glätte . . . kr . . . kr . . . ein infam scharfes Geräusch, wenn die Eisen immer ausrutschen. Für Pferde habe ich wirklich noch ein Herz. — Ich gehe als sparsamer Hausvater zu Fuß, obgleich neue Lackschuhe solch feuchter Bummel fast ruiniert.

Im Vorgarten der Villa attackiert der alte Kutscher gerade mit dem Stallbesen einen Leiermann, der nach einigen herausgequiekten Tönen knurrend entflieht. Das ist allerdings bedenklich — die gnädigste Comtesse liebt sonst musikalische Sentimentalitäten; der „Tiroler und sein Kind“, der eben begann, gehört zu ihren Leibleiereien.

„Na, wie geht's bei euch?“

Der glattrasierte Kutschermund grinst. „Die

Braunen wollen nicht recht mehr, Herr Graf." Und dabei zwinkert er diskret, als wenn er sagen wollte: ‚Na, wenn du ans Ruder kommst, werden wohl ein Paar elegante Carrossiers abfallen — so ein Paar, bei dem ein hochherrschaftlicher Kutscher sich der Neunzinkigen auf den Livreeknöpfen nicht zu schämen braucht. Fahren können wir!'

Ich nicke ihm gönnerhaft zu, und noch ehe ich auf den Pförtnerknopf drücke, sehe ich mir die Villa Louis Carén liebevoll an, ich umarme sie vertraulich mit den Blicken — den riesigen Garten mit seinen alten Bäumen, die Stallgebäude, den viereckigen Kasten selbst, sogar die Tante, die mir vielleicht doch den Gefallen thut und stirbt. Zirp! — Die Pforte springt sofort auf, der Dicke mit einem Leichenbittergesicht dienert unterthänig. Es muß ihr thatsächlich schlecht gehen!

Er winselt auch sogleich, während er mich durch den teppichbelegten Korridor geleitet. „Geht nicht gut, Herr Graf . . ."

Ich werfe ihm verächtlich den klatschnassen Schirm zu, so daß er einige Tropfen ins feiste Gesicht bekommt, und antworte scharf, ohne mich um die wehende Haube einer barmherzigen Schwester im Hintergrund zu scheren: „Markieren Sie nicht die Heulsuse! Sie sind doch sonst nicht so. Was fehlt der Gräfin?"

Er schwenkt den Talar. „Magen, Herr Graf."

Darauf kann ich nur ärgerlich die Achsel zucken. Blödsinn! Verträgt in Sekt gedämpfte Trüffeln schockweise wie ein Strauß. Nee, alter Freund, der Magen ist es nicht. — „Im Bett?" frage ich noch kurz.

„Jawohl, Herr Graf!" Der Dicke macht ein Gesicht, als wenn die Schildkröte auch nicht einen Tag ihrer mindestens zweiundsiebzig Jahre außer-

halb der Matratzengruft zugebracht hätte. Hofft er vielleicht, daß ich ihm noch ein Extralegat wegen seiner Dienertreue bewilligen werde? — Im Gegenteil, mein erster Regierungsakt soll eine peinliche Durchsicht des Budgets sein, und wehe ihm, wenn mir der Nachweis gelingt, daß er sich auch nur einen Tropfen des gräflichen Chartreuse zu Gemüte geführt hat! Ich lasse ihn geschlossen abführen.

Ach, er ist so klein, der würdige Mann, daß ich ihn kaum sehe ... Edel ist's von mir freilich nicht, sofort nach unten zu treten, sobald man die nahende Allmacht der Millionen wie Frühlingsahnen spürt. Ich trete sonst immer nach oben. Mir ist nur die ganze Situation so unwürdig, so ekelhaft! Man kommt mit dem heimlichen, heißen Sehnen, einen lästigen Feind sterben zu sehen — und soll dann aus Klugheit den Gemütsmenschen spielen. Das kann ich nicht. Lieber roher sein, als man ist!

Der Dicke klinkt behutsam die Schlafzimmerthür auf. Ich trete ein, fest, kühl, verbissen. „Guten Tag, Tante. Du hast mich befohlen?"

... „Guten Tag, Louis. — Annchen, ziehen Sie die Jalousie etwas herauf! — der Herr Graf erkennt sonst nichts ..."

Vom Bettrand erhebt sich etwas Schwarzes in unbestimmten Umrissen, das bis zu dem Augenblicke etwas Erbauliches monoton hergesummt hatte. An dem steifen, feindseligen Knicks erkenne ich die dürre Mamsell. Sie muß die Stunden der Andacht auswendig kennen oder Katzenaugen haben; Buchstaben unterscheidet sonst kein Sterblicher in dieser Dämmerung. Die Jalousie leiert in die Höhe. Das träge Licht des Regentages dringt langsam, mürrisch in die verdorbene Atmosphäre dieses hermetisch geschlossenen Raumes. — Ich war fast noch ein Kind, als ich ihn zum letztenmal sah. So alt und reizlos

auch seit unvordenklichen Zeiten die Schwester meines Vaters war, gab sie doch später nie mehr dem spottsüchtigen Neffen das Geheimnis ihres Toilettezimmers preis. Ich war auch nie neugierig. Jetzt mutet es mich darum wie etwas ganz Fremdes an. Ein häßliches Gemach, nach altem Brauch das kleinste, versteckteste des Hauses. Hohes Gebüsch vom Garten her streckt seine wuchernden Zweige bis an die Fensterscheiben — auch an sonnenhellen Tagen muß es hier düster, muffig sein. Ich verstehe den Geschmack nicht . . . An der Wand Schränke von schwärzlich blinkendem Mahagoni mit schlechten Stahlstichen darüber — die Prämien irgend eines längst vergangenen Journals; gegenüber eine Chaiselongue, grüngeblümter Taffet — die Dürre hat dort glatt gestrichene Wollunterröcke gelagert; an der Thür hängen Kleiderwülste, hinter denen ich mich als Junge sofort versteckt haben würde. Dann gichtische Rohrstühle und ein weißbezogener Toilettentisch, von gleichfalls grüngeblümter Taffetdraperie umwallt, die seit Jahrzehnten ein bedauernswerter Bronzeengel in der Schwebe halten muß. Auf diesem Tisch sind die furchtbaren Geheimnisse der alten Jungfer: eine neusilberne Büchse mit poudre de riz — eine Quaste, uralt, vergilbt; Comtesse Carén hat schon lange diese Eitelkeiten hinter sich geworfen. In einer Krystallschale daneben spiegelt sich das Gebiß, das sie nie zugeben wollte, und mit dem sie zu meiner heimlichen Freude immer spielte. Der cold-cream-Topf und die weichen, dänischen Handschuhe haben bis jetzt gedient — auf die geschmeidige Haut der gichtischen, geschwollenen Hände verzichtete die nächtliche Fürsorge nie. — Ich besehe mir das alles sehr genau, obgleich es mich eigentlich gar nicht interessiert. Der schlechte Komödiant braucht Zeit für seine Rolle — und eine Rolle spielen muß ich doch!

Endlich bin ich so weit, trete näher an das schmale Mahagonibett, in dessen dicken Federbetten die Schloßherrin stöhnt. Ich stolpere dabei über die Plüschschuhe und wundere mich, daß sie sich im Schlaf von ihnen trennen kann, so unzertrennlich sind sie in meiner Vorstellung von ihr. Auf dem Nachttischchen klirren Medizinflaschen.

„Na, Tantchen, was machen wir für Geschichtchen!"

„Ja, Louis . . ." Die spärlichen grauen Haare unter der weißen Nachtmütze zittern, das Sprechen wird ihr schwer. Sie ist wirklich krank! Das dicke Gesicht ist zusammengefallen, die Backen hängen in schlaffen Falten herunter, und die bei alten Menschen farblosen Augen scheinen zu schwimmen. So sehen sonst Berauschte aus. Ist sie bei Besinnung? — Anfangs nuschelt sie auch wie im Halbtraum. Sie thut mir fast leid. Die Hand, mit der sie mich festhält, ist kühl und welk.

Dann aber findet sich die Schildkröte wieder — und da ist mir die Situation peinlich. Klug werde ich so wie so nicht aus dem Geschwätz, obgleich die Dürre einhilft und auch verbessert . . . „Ich leide nämlich seit vorigem Monat an Schlaflosigkeit . . ."

„Nein, Comtesse, schon seit Lolas Tod."

„Ja, ja, Annchen, Sie haben recht! . . . Und diese Schlaflosigkeit steigerte sich ins Unerträgliche . . . Ich habe etwas Angst vor den Aerzten . . . weißt du, wenn man nicht mehr jung ist . . . Annchen, ich will nicht, daß die barmherzige Schwester wieder nachts hier sitzt. Wenn ich aufwache und die weiße Haube sehe, dann komme ich mir schon wie begraben vor. Annchen, Sie bin ich gewohnt . . ."

„Aber, Comtesse, ich bin ja immer da!"

„Ich weiß. Sie treues Wesen!" Geben Sie mir Ihre Hand . . ." Ich bin glücklich, daß meine Hand abgelöst wird . . . „Du interessierst dich

natürlich nicht für mein Wohlbefinden ... dir wär's am liebsten ... Ach Louis!"

„Liebes Tantchen, wir wollen doch nicht wieder in dem alten Ton anfangen. Ich bin gekommen ..."

„Ja, ja, Louis ... Was wollte ich doch sagen?"

„Comtesse sprachen von Ihrer Krankheit," bemerkt die Dürre.

Die Schildkröte muß erst überlegen ... „Endlich entschloß ich mich doch, den alten Hausarzt ... dein Vater hatte so ein großes Vertrauen auf ihn, was deine Mutter nie begriff. Sie war ja eine robuste Natur, mit der es nachher sehr schnell ging ... Die gute Le Fort, die es mit mir so herzlich meint — mit dir auch, Louis ... du gehst wohl nicht mehr in das reizende Haus, wie du dich immer von Leuten zurückziehst, die sich für dich interessieren und dich vom Leichtsinn abbringen wollen ... Die gute Le Fort riet mir auch zum Arzt ... Aerzte sind selten feinfühlig, und der Sanitätsrat meinte, Schlaflosigkeit sei eine regelmäßige Erscheinung in meinen Jahren ... Bin ich denn eigentlich schon so alt? ... Ich fühle mich noch gar nicht so ..." Das letztere haucht sie, und die schlaffen Backenfalten zittern vor Aufregung; alte Leute, die man nur mit Gebiß kennt, sehen fabelhaft eingefallen ohne solches aus. Nach einer Pause geht es übrigens weiter ... „Ich habe wieder den furchtbar leeren Kopf, wie immer, wenn ich mal geschlafen habe ... Ach ja, der Arzt! ... Also er gab mir ein seiner Ansicht nach sehr unschuldiges Mittel: Brom, sieht wie Wasser aus ... zuweilen hilft's, zuweilen hilft's auch nicht. Und es ist so merkwürdig, manchmal schmeckt's ganz bitter, dann wieder gar nicht. Ich hab's ihm gesagt. Er hat mich nur ausgelacht ... das wäre Einbildung ... Frau Le Fort war derselben Ansicht — schließlich glaub' ich's auch. Die gute Seele ist so oft gekommen ...

sie hat eine so wundervoll beruhigende Art für meine Nerven — gestern war sie wieder da — und dann schlaf' ich regelmäßig ohne Unterbrechung zehn Stunden, auch mehr ... Aber das Aufwachen! Du machst dir keine Vorstellung, Louis! Der Kopf ist mir wie gedunsen ..."

„Und die Pupillen wie die Stecknadelknöpfe," ergänzt die Dürre, der diese Krankheitsgeschichte wohl nachgerade langweilig wird.

„Ja, ja, Annchen ... Aber das schlimmste ist der Magen — es liegt mir da wie Blei ... ein Uebelbefinden! ... Und dann noch ... Ich bin ja eine alte Person, die es ruhig sagen kann ..."

„Nein, Comtesse können das unmöglich sagen!" verweist die Dürre.

Wir blinzeln uns feindlich an. „Ueberlassen Sie doch das der Comtesse!" sage ich scharf.

„Herr Graf würden sich auch dafür kaum interessieren."

Die Schildkröte, die unter dem Pantoffel ihrer Dienstboten steht, macht auch keinen Versuch mehr — nur vom Magen muß sie Ungeheuerliches erzählen. „Weißt du, Louis, ich glaube doch, ich habe etwas am Magen ... Ich erinnere mich jetzt auch, daß ich früher etwas hatte ... und wirklichen Appetit habe ich doch nie gehabt!" Das ist eine gemeine Undankbarkeit gegen die Vorsehung, die ihr diesen klassischen Magen als Aequivalent für alle andern Gefühle bescherte. Aber die Tante wühlt sich in diese Vorstellung ein wie in ihre Federbetten ... „Der Großvater hatte auch etwas am Magen (mit diesem Etwas wurde er annähernd hundert Jahre alt), der Arzt meint auch ..." Dieser Arzt ist ein Schafskopf, und die Tante schwelgt in Wahnvorstellungen.

Solche Thuerei kann ich nicht ausstehen! —

„Na, liebes Tantchen, wenn es nur der Magen ist, dann habe ich keine Angst!"

Sie krümmt sich beleidigt. „Louis, du hast die spöttische Natur deiner Mutter ... Ich glaube auch, ich habe sehr recht gethan, als ich ..." Im Murmeln erstirbt's ... „Das Leben muß dich erst hart erziehen! Denn der Reichtum ... Wenn dein Vater doch noch lebte! Er war so feinfühlig ... Und die Ehe in unsern Kreisen ... Er klagte natürlich niemals — aber Schwesteraugen ... der weiche Mensch!" Das ist wieder eine infame Lüge. Denn er war, obgleich mein Vater, ein echter Carén: kalt, egoistisch, mit einer allerdings großen Liebe für seinen einzigen Sohn.

So muß mich die Schildkröte wieder an ihrem Krankenbett ärgern.

„Und die Kälte!" jammert sie weiter. „Wenn ich aufwache, bin ich ganz kraftlos; ich atme fast gar nicht mehr. Und meine Treuen fürchten immer, ich wäre schon drüben im Jenseits, wo es keine Schmerzen mehr giebt ..." Sie steigert sich so nach und nach in eine weinerliche Stimmung. Aber sterben will sie absolut nicht! Im Gegenteil ... „Wie sehe ich eigentlich aus, Louis? Sehr schlecht?" Und die schwimmenden Augen flehen förmlich um eine Lüge.

„Etwas stark angegriffen, Tantchen. Aber von Sterben ..."

Das ist meine Gewissensüberzeugung, denn seitdem sie mir die Magengeschichte vorgesetzt hat, glaube ich fest an eine vorübergehende Indisposition. Warum sollte sie eigentlich sterben? Sie hat kein Atom Fieber, nur Schwäche — und da mir ihr Hinscheiden etwas Angenehmes wäre, thut sie es gerade nicht.

Das alte Geschöpf klammert sich sogar mit einer kindischen Angst an meine Diagnose. „Angegriffen —

das ist das richtige Wort. So etwas kommt mit den Jahren ... Ich habe ja keine Angst vor dem Tode ... aber ich glaube, ich habe hienieden noch nicht alles erfüllt ... Ich möchte noch ganz gern etwas leben! ... Ich bin so lange nicht im Zoologischen gewesen ... Wie mag's doch dem jungen Pelikan gehen? ... Weißt du, dem Tierchen, das meine Bekanntschaft mit der reizenden Frau Le Fort vermittelte ... Ja ... ja ..." Und auf einmal fängt sie an zu zittern. „Ah ... ah ... ahh! —" Auf der bleiweißen Stirn glänzt kalter Schweiß. Ich fasse instinktiv nach ihrer Hand, sie ist kalt wie Eis ... „Ah ...! Ahh ...!" macht sie wie ein krankes Kind.

Die Dürre reißt mir fast die Hand weg. „Gnädigste Comtesse ..."

Da nickt die Tante unmerklich, bekommt die Sprache wieder, die Stimme rasselt ... „Annchen ... Annchen ... für euch ist gesorgt ..." Mich sieht sie nicht, zu mir sagt sie nichts. Dennoch fühl' ich Mitleid mit dem alten Geschöpf. Die Augenlider fallen ihr halb zu, die Pupille zieht sich in einem schmalen, gelben Spalt zusammen. Sie bewegt sich nicht mehr. Der Atem ein ersterbender Hauch. Ich starre auf das grüngelbe, faltige Gesicht. — Warum schließen sich die Lider nicht ganz? Mir graut vor diesem unbeweglichen Spalt. Der nahende Tod hat hier keine Majestät, nur Schrecken.

In solchen Momenten ist das rein physische Mitleid das bestimmende. Es mag mich auch tief auf dieses Bettgrab gebeugt haben ... vielleicht, weil ich den lautlosen, dünnen Atem fühlen wollte, vielleicht war es auch unbewußte Zärtlichkeit.

Die Dürre zieht mich behutsam zurück. „Sie ist nur bewußtlos, Herr Graf," flüstert sie. „Sie hatte schon neulich mehrere solche Anfälle ... Es

ist zum Gotterbarmen!“ — Ein schmaler, gekniffener, geiziger Mund sagt mir das, ein Paar nüchterne, harte Augen bestätigen es. Das ist das schöne menschliche Mitleid deiner Getreuen, Comtesse Carén!

Ich winke ihr heftig.

Sie sieht mich dummdreist an.

„Raus!“

Da versteht sie endlich.

Ich will allein mit meiner Tante sein.

*

Ich will allein sein.

Der Tod ist durchs Zimmer gegangen. Wer weiß, wie bald er zurückkehrt? Und ich habe Angst vor ihm — nicht etwa mein Herz, aber meine Nerven. Es ist rein körperlich: der Abscheu des Wilden vor dem natürlichen Tode.

Ich will allein sein. Und ich horche doch ängstlich auf den gedämpften Schall der Schritte draußen in dem teppichbelegten Korridor. Die Alte neben mir hat der Tod gestreift — ich mag sie nicht ansehen! — Mein Ohr hört auch wieder deutlich den schwachen Atem. Vielleicht schläft sie, vielleicht ist sie nur bewußtlos; gleichviel, für mich ist sie schon eine Sterbende — ich irre mich nicht — und ich will sie nicht sterben sehen! Ich wollte, ich hörte den elenden Atem nicht mehr, wie man den Pendelschlag der Wanduhr auch nicht mehr hört, wenn man ihn gewöhnt ist. Dennoch lausche ich ängstlich auf diesen Atemzug. Wenn er nun ganz aufhört . . .

Sterben sehen macht feige. Ich habe die Jalousie auch wieder tiefer hinabgelassen: aus Sorge für die Kranke, rede ich mir ein, aus Furcht vor ihr, das ist wahrer.

Und jetzt zieht wieder die ungesunde Dämmerung in den Raum, die Gegenstände verschwimmen. Die Kleiderwülste schwellen zu grauen Bergen, das

Mahagoni der Schränke glänzt düster; auf dem Toilettentisch schimmert das kalte Krystall mit der roten Kautschukplatte des Gebisses, die Puderbüchse gleißt, und die grünseidene Draperie bewegt sich — es ist nur der Schatten. Die Krankenstubengerüche steigen empor, aufdringlich, stumm. Ich merke erst jetzt, wie die dicke Luft von ihnen gesättigt ist. Medizin, Karbol, Koniferengeist — ich unterscheide deutlich, wie sie zu mir durch die unbewegte Atmosphäre kriechen, auch etwas Bitteres kriecht mit, aber feige versteckt, ein Hauch von dem Dufte bitterer Mandeln, kaum wahrnehmbar. Er zieht vom Nachttisch her, wo die Medizinflaschen klirren, wenn ich mich rühre. Als Bengel hatte ich eine schreckliche Angst vor bitteren Mandeln. Die alte Kinderauguste, die mir zuerst beibrachte, daß ich ein Graf und mehr als andre Sterbliche sei, beschwor, von zwei bitteren Mandeln müsse jedes Kind sterben, auch ein gräfliches . . . Und die Alte atmet und zittert im Schlaf. Jetzt kann ich sie auch ruhig ansehen. Deutlich leuchtet nur die weiße Nachtmütze, drunter ist etwas Gelbes, Unbestimmtes mit einem großen, unbestimmten, schwärzlichen Fleck — ich glaube, es ist der offene, zahnlose Mund.

Mitleid empfinde ich nicht — auch die Nerven sind ruhig. Wird sie bald sterben? Wird sie es überhaupt? — Wenn der Tod kommt, fühlt man sein Nahen eisig in den Adern, und wenn er unverrichteter Sache gegangen, als habe er nur gescherzt, dann wird das Warten wieder langweilig. Draußen rauscht der Regen in dicken Strömen hernieder. Das Gebüsch vor dem Fenster tropft und schüttelt sich und schlägt an die Scheiben, die Blätterschatten schwanken grau und unsicher auf dem weißen Fensterbrett. Ein kümmerlicher, durchnäßter Spatz hat sich da in eine Ecke gerettet und piepst und hüpft zum Erbarmen. Die Tante rührt sich im Bett. Das klägliche Piepsen des

gefiederten Gassenbuben hat wohl bei der Schlafenden unbewußte Nervenreflexe gezeitigt, denn sie beruhigt sich sofort.

Und dumm, aber wahr: das Piepsen draußen und die Bewegung im Bett vermitteln mir das Atom echten Mitleids, das ich zu der Komödie heute so gut gebrauchen kann.

Die alte Jungfer thut mir doch leid! Was hat sie denn von ihren zweiundsiebzig langen Lebensjahren an Glück und Gefühl gehabt? Einen Kanarienvogel — weiter nichts. Es klingt zum Totlachen komisch, und eigentlich ist es zum Weinen traurig... Ich weiß von ihrer Jugend nichts, als daß sie keiner wollte; später hat sie keinen mehr gewollt. Im Grunde ist es das Gleiche. Mein Vater mokierte sich über sie, meine Mutter lachte sie aus, und ich sitze an ihrem Bett, und der Tod scheint mir ein pedantisch langsamer Herr . . . Ja, man hat leicht spotten, wenn einem das Leben genug gegeben wie meinen Eltern — und leicht gefühllos sein, wenn man so ziemlich alle Genüsse und anständigen Laster erschöpft hat wie ich. Und erst an ihrem Sterbebette versuch' ich ihr einigermaßen gerecht zu werden... Sie muß doch auch mal jung gewesen sein, hat vielleicht auch geliebt, und dem kühlen, selbstischen Carénherzen mögen die Stürme nicht erspart geblieben sein, bis es sich endlich verknöcherte zur Gottseligkeit und zum Mops. Sie hat sich allerdings den Mops ausstopfen lassen, was Menschen nie thun, die ihre ganze Liebe an ein Tier gehängt haben; sie hat auch bei allem Kirchenlaufen nie Kinderasyle eröffnet und Kranke gepflegt mit der egoistischen Religiosität und der beschränkten Menschenliebe, die aus Protestanten Fanatiker der Pflicht macht, aus Katholiken Heilige. Das Herz muß sich also sehr langsam verknöchert haben. Der Mops war nur

ein Palliativ, die Frömmigkeit nur ein Schlafmittel. Die Thörin hoffte noch auf das eine große Gefühl, das die Leere ihres Herzens ausfüllen sollte — sie hoffte lange, unheimlich lange. Und ganz zuletzt that es ihr der Kanarienvogel an. Denn an das Dümmste, Lächerlichste der alten Jungfer verschwendete sie die elende Liebe, die unter der Asche glimmte ... Sie mag ganz zufrieden, ganz glücklich mit diesem Gefühl gewesen sein — das erbärmliche Glück des Alters, das die Jugend nie verstehen wird. Dann empfahl sich auch das; sie hatte nicht mal zu dem zweiten Kanarienvogel die Kraft ... Jetzt versteh' ich vielleicht den wahnwitzigen Ausbruch der Feindschaft, so thöricht und ungerecht er auch war. Ich hätte aus Klugheit darüber hinwegsehen sollen, wie man über die Schwächen eines Idioten hinwegsieht. — In dem allem will ich die Alte jetzt verstehen. Aber daß sie alt, krank, hoffnungslos sich an das Leben des Lebens halber klammert? — Sie hat niemand, der sie liebt, den sie liebt, sie ist bei all ihrer altjüngferlichen Tyrannei die Sklavin der Dienstboten, die sie bestehlen, auf ihren Tod warten. Ich brauche bloß an den gekniffenen Mund der Dürren vorhin zu denken und an das Winseln des Dicken. Die spielen schon recht lange die Komödie der Treue. Und während ich hier sitze, hocken sie vielleicht beide horchend am Schlüsselloch. — Der Dicke, Feige sagt: „Um Gottes willen! Wenn das alte Stück wieder aufkommt, da bringt uns der Neffe wo möglich noch ums Legat. Wenn sie doch nur stürbe!“ Und dabei hat er den Angstschweiß auf der Stirn. Die Dürre aber, die keinen gestohlenen Schnaps heimlich hinuntergießt und darum keine Sentimentalitäten kennt, giebt dem Liebhaber ärgerlich einen Puff. „Ach, laß das Heulen! Die wird nicht wieder. Außerdem hat sie gesagt, für uns

wäre unter allen Umständen gesorgt. Wir machen gleich ein Mehl- und Vorkostgeschäft mit Flaschenbierverkauf auf, weißt du, wie in der Lützowstraße ... Mir wird's auch langweilig. Sie könnte nun sterben! Man will doch sein Geld sehen ..." — „Aber wenn sie doch nicht stirbt?" ... — „Quatsch nich, Krause!" ...

Ich verstehe die Gefühle solcher Leute zu gut, weil ich meine eignen kenne. Denn trotz allen Mitleids ... hier sitzt ein Louis Carén, der sagt: Das arme alte Geschöpf sterben zu sehen, ist doch scheußlich! Ich mache nicht mehr mit. Mag sie meinetwegen ewig leben! Und neben diesem Louis sitzt ein zweiter, äußerlich nicht zu unterscheiden, der knurrt: Ach was, alte Leute sind tot am glücklichsten! Ich möchte auch mal endlich aus den verdammten Schulden heraus. — Und wenn sie nicht sterben sollte, sagt der zweite Carén ingrimmig: Will denn die alte Jungfer ewig leben? Wieder mal vergebens gefreut!

Mein Junge, ich fühle schon jetzt deutlich, wie der zweite Carén sich mit dem ersten balgt — und ihn ganz sicher unterbekommen wird. Die Sentimentalitätsgefühle halten gerade so lange aus, als sie wert sind.

Es ist elf Uhr. Sie atmet noch, sie wird vermutlich noch lange atmen. Und ich verspüre Hunger.

*

Von dem Korridor her höre ich Schritte, derbe männliche Schritte — Bierkutscher oder Briquettmann — jemand schüttelt sich, spricht laut. Ich bin empört: der Kerl könnte sich doch menagieren! Darauf das Winseln des Dicken. Die Thür nach dem Korridor wird leise geöffnet, die Dürre guckt herein. „Der Medizinalrat, Herr Graf."

Erst in diesem Augenblick denk' ich daran, daß die halbe Stunde an dem Krankenbette der Arzt

passender gewesen wäre als der mutmaßliche Erbe. Ich beuge mich noch einmal über die Schildkröte, sie atmet fadendünn, langsam, aber regelmäßig. Dann gehe ich rasch durch die Nebenzimmer. Im Speisesaale steht, wie immer, die grüne Chartreuseflasche auf dem Mahagonibüffett halbgeleert. Wie lange der Dicke wohl diese Posse spielen mag? Ich taxiere mindestens Flasche tausend. Gemach, mein Sohn, wenn du beim Servieren nachher würzig nach Kräutern riechst, trete ich dir allsobald auf die Hühneraugen. — Dem Trampeln nach scheint der Aeskulap das Lolagemach seligen Angedenkens zu beehren — oder es sind ihrer gar zwei, denn ich unterscheide Stimmen. Also en avant!

„Herr Medizinalrat, Sie erinnern sich meiner vielleicht noch . . .“

„Graf Carén!“ Und aus der Fensternische tritt eine Gestalt, die ich erst jetzt bemerke. „Sie hier? — Ich dächte, Sie wären schon längst unterwegs.“ Es ist die Gnädige, und zwar peinlich überrascht. Die Farbe fällt vom angeregten Rosig auf graublaß. Diesmal keine Komödie.

„Gnädige Frau erinnern sich doch . . .“

„Gewiß, gewiß!“ Und die zarte Hand zittert merklich bei dem Druck der meinen. Zum erstenmal spricht Madame markiert ausländisch.

Der Medizinalrat überläßt uns nicht lange den Freuden des Wiedersehens. Ein großer, dicker, jovialer Herr mit grauer Perücke und schlohweißem, ungepflegtem Backenbart. Das rotgeäderte Gesicht lächelt vergnüglich, die funkelnden Gläser der goldenen Brille dito. Ein Menschenschinder, so lustig wie ein Totengräber in „Hamlet“. Faßt mich auch gleich mit beiden Pranken um die Taille. „Das ist ja famos, daß man Sie mal zu sehen bekommt, Herr Graf. Reden Sie nicht, daß ich mich Ihrer nicht

erinnern sollte! . . . Aber Sie sich meiner unmöglich! Hab' Ihnen ja ans Licht geholfen . . . Prachtbengel. Hatten gleich von Anbeginn gute Lungen — na, das Geschrei . . . danke! Ich erinnere mich noch so deutlich. Ihr Vater, der immer was vom Hofmarschall hatte, der tanzte ganz ausgelassen um mich herum. Ich weiß nicht, wie ich an dem Tage nach Hause gekommen bin, Ihr Väterchen hatte mich höllisch eingeseift! . . . Und Ihre Mutter! — Gnädige Frau, die müßten Sie gekannt haben — famose Frau! Immer auf dem Gaul Tag und Nacht. Ich sagte ihr auch: ‚Nun aber hört das Ueberheckenspringen mal auf fünf Minuten auf, Frau Gräfin.‘ — Jawohl! Nach einem Vierteljahr hetzte sie schon wieder hinter allen Hasen her . . . Hat sich da auch einen Knacks geholt . . . War doch ein bißchen schlank und rank gebaut. — Und das Wienerisch, das sie sprach, das war reizend! Die Oesterreicherinnen mit ihrem Jargon sprechen ja immer falsch. Wie oft hab' ich ihr nicht gesagt: ‚Gnädigste Gräfin, das heißt nicht — ich ging bei die Bauliner zur Messe, sondern zu den Paulinern zur Messe!‘ — Da lachte sie mich aus. Aber vornehme Dame — Teufel auch! . . . Rennen Sie nur nicht gleich weg, lieber Graf L . . . L . . . Warten Sie mal! — Louis heißen Sie. — Die Figur ist ganz vom Alten. Sind Sie eigentlich schon Rittmeister? . . . Koppke, Koppke!“ Der fidele alte Herr schlägt sich an die Stirn. „Ihr Vater wollte ja partout aus Ihnen 'n Bismarck machen . . . Die Augen aber, das ist ganz die Mutter . . . Doch noch nicht beweibt, Herr Graf? — Die Gräfin hatte dafür nichts übrig, sagte immer: ‚Der Junge amüsiert sich so viel besser.‘ — Die lebenslustige Oesterreicherin, wie sie im Buche steht! . . . Haben uns auch tüchtig amüsiert, Herr Graf, was?

Ich ziehe vielsagend die Augenbrauen in die Höhe.

Der alte Schwätzer deutet das als Reue. „Wenn die Haare noch nicht wegamüsiert sind — da geht's immer noch!"

Das wird mir zu vertraulich. „Herr Medizinalrat, meine Tante . . ."

Da will sich der gute Mann totlachen. „So 'n Neffen lobe ich mir! Als wir jung waren, da pfiffen wir auf alle Tanten, ausgenommen, wenn wir Geld brauchten. Ich könnte Ihnen da eine Geschichte erzählen von einer Eulalie!"

„Glaub' schon, Herr Medizinalrat. — Aber ich war heute im Begriff zu verreisen, und nun hat man mich hierher citiert, weil es sehr schlimm stünde. Sie verstehen also . . ."

„I, was Sie sagen, Herr Graf! Da wollen wir man gleich 'rüber gehen."

„Jetzt schläft sie gerade."

Mit dem Sanitätseifer war's wohl nicht sehr weit her, denn er beruhigt sich sofort. „Sehen Sie, sehen Sie, Herr Graf — die Frauenzimmer! Mich haben sie vom Frühschoppen weggeholt. Nun ist man da. Bums, schläft sie!"

Die Gnädige bemerkt dazu vorwurfsvoll: „Bei einer so bejahrten Dame ist die Angst der Umgebung doch verständlich."

„Bejahrte Dame! Das ist's ja eben . . . Sehen Sie, Herr Graf — ich praktiziere ja schon lange nicht mehr, nur so in Ausnahmefällen. Alte Anhänglichkeit, Freundschaft und so weiter." (Ich taxiere, diese alte Anhänglichkeit wird er mit einem Mackenziehonorar berechnen.) „Was kann man von einer zweiundsiebzigjährigen Frau mehr verlangen, als daß sie schläft? . . . Ich kenne ja ihre Konstitution! Das ist keine Krankheit, das ist das Alter.

Neulich habe ich sie noch untersucht ... sie läßt sich schwer ankommen, weil sie so altjüngferliche Ideen hat. Hat auf den Magen etwas toll losgewirtschaftet ... dann keine Bewegung! ... Das giebt am Ende natürlich immer Herzgeschichten. Da ist nichts zu machen. Aber steinalt wird sie dabei. Bißchen Beklemmungen, mal starker Herztatterich, mal schläft's beinahe ganz ein. Die Hauptsache: sie hat keine Schmerzen und schläft nach ganz minimalen Dosen Brom vorzüglich. Sobald wieder schön Wetter ist und ihr Gemüt sich etwas aufgeheitert hat, schaffen wir sie nach Nauheim. Wegen der Krankheit beruhigen Sie sich nur, Herr Graf! Wenn sie ganz sicher gehen wollen, warten Sie noch die Nacht ab. Und falls sich da nichts ereignet, so reisen Sie eben in Gottes Namen."

„Aber sie hatte vorhin einen Anfall," erwidere ich skeptisch, „daß ich glaubte, sie bliebe mir unter den Händen weg. Und die paar Worte, die sie gesprochen hatte, waren so verschwommen und unklar ..."

Darauf hebt der Wissende der Naturgeheimnisse feierlich den Finger. „Sie sind ein scharfer Beobachter, Herr Graf, ganz wie Ihr Vater! Das mit der Unklarheit stimmt — habe meine besonderen Vermutungen."

„Welche?" fragt die Gnädige scharf und tritt näher.

Aber er will nicht heraus mit der Sprache — zwinkert nur mit den Augen und wackelt mit den Ohren, daß die Perücke sich verschiebt.

Ich muß darüber lachen — er lacht mit. „Gnädige Frau, wer wird so neugierig sein! Vermutungen? Larifari! ... Das Herz der Comtesse hält noch eine Masse aus. Zum Sterben gehören nämlich immer zwei. Der Tod, der einen abwürgt, und der Kranke, der sich abwürgen läßt. Und eine

Carén läßt sich nicht so mir nichts dir nichts abwürgen!"

Meine Neffengefühle haben sich unter dieser Beruhigungsdusche merklich gekühlt. Ich komme mir etwas lächerlich vor. Bereit, sterben zu sehen, zu bedauern, zu beerben, erinnere ich etwas an die patriotischen Jungfrauen, die sich das Haar rauften und wehklagten, weil der Feind, der Sieger, dem ungeschützten Herd nahte; der Feind kommt aber nicht — und da raufen sie sich auch das Haar und wehklagen auch. Der Hunger, der sich wieder im Gefühl verflüchtigt hatte, ist pflichtschuldigst zur Stelle. Also frühstücken wir! Der Medizinalrat stimmt ein — dem großen Diagnostiker thut Stärkung not: Madame sagt gar nichts — sie ist entschieden nicht auf der Höhe. Leider kein Le Fortsches Dejeuner. Rührei mit Schinken, furchtbarer Berliner Aufschnitt: für einen lachenden Erben etwas mager, für einen belachten reichlich. Beim Rotspohn schnüffelt die sehr weinverständige Nase des Doktors enttäuscht; es ist auch geschmiertes italienisches Zeug trotz des Lafitte-Etiketts. Wir beide nippen bedächtig, Madame scheint er desto besser zu munden. Weiber haben doch keine Idee von Weingeschmack! Bei ihren superben Weinen in der Händelstraße kaut sie — ein halber Kelch ist das Höchste; bei dem ausgerechnet gräflichen Schund zähle ich bereits Nr. 3. Das ist mir eine völlig neue Seite ihres Wesens. Kritiklosigkeit ist sonst nicht ihre Schwäche. Oder sollten die Nerven einer Anregung bedürfen?

Mich ärgert die polnische Wirtschaft in dieser Villa. Die Dienerstube schlemmt, der Salon muß darben.

„Habt ihr nichts Besseres im Hause?" Ich kriege das Zeug nicht mehr herunter.

Der Dicke, der die Haltung wieder gewonnen

hat, schwenkt trotzig den Talar. „Das ist der Wein, den die gnädige Comtesse immer trinkt.“

„Andern Wein, mein Lieber!“ bemerke ich mit Nachdruck.

Der Dicke springt.

„Verstehe, Herr Graf ... Wer den Weinkeller Ihres Vaters kannte!“ Dabei hält der Doktor seine Flasche gegen das Licht. „Noch keine vier Wochen drauf.“

Es ist die offenherzige Kritik eines Mannes, der sich nicht bei jedem Patienten zum Frühstück niederläßt.

Auch dem Dicken beginnt endlich zu dämmern, was ein gräflicher Weinkeller seinen Gästen schuldig ist. Er erscheint mit einigen verheißungsvoll verstaubten, spinnwebüberzogenen Bouteillen, die er liebevoll ans Herz drückt. Die Etiketts sind abgeschabt, unleserlich. Aber der Medizinalrat erkennt sofort einen alten Bekannten. „Das ist was Superbes! Habe ihn für Ihren Großvater vor fünfundzwanzig Jahren auf einer Auktion gekauft — und jetzt das Lager dazu!“ Die Heilwissenschaft, die ja stets materialistisch war, pfeift voll Hochachtung durch die rauchgeschwärzten Zahnstummel. Es ist ein Vergnügen, wie er selbst unendlich vorsichtig die erste Flasche entkorkt — der tiefrot gebeizte Pfropfen glitscht nur so 'raus — und mit welcher Ehrfurcht der Kork beschnüffelt wird ... „Was für uns, lieber Graf!“

Dem Dicken wohlt dies Lob seiner Findigkeit, er macht sich über die andern Flaschen her — glitsch, glitsch, diskreter Knall. Ein Bild zum Malen, wie die beiden Kenner ihre auserwählten Lieblinge zärtlich behandeln.

‚Sachte, sachte, alter Freund.“

„Ich weiß schon, Herr Medizinalrat.“

Diesmal ist's wirklich ein unvergleichlicher Stoff, mildes Feuer, das den Magen wärmt und den Kopf erleichtert.

„Nicht übel!“

„Tadellos.“

Wir lassen den Wein langsam über die Zunge gleiten, schnalzen leise, wie es Kennerpflicht; die Gnädige thut mit, aber mit dem rührenden Ungeschick von Damen, die doch nichts verstehen. Der Dicke taut auf, lächelt devot; zuweilen, wenn die Bewunderung gar zu prickelnd, verschwindet er ins Eßzimmer; er riecht stark nach Chartreuse, ich nehme es ihm aber nicht mehr übel. So was will auch sein Vergnügen haben. Mit der Zeit wird er sogar vertraulich, flüstert an meinem Ohr: „Befehlen der Herr Graf vielleicht Kaviar oder Hummern? Ich kann's gleich besorgen . . .“

„Mordskerl! Selbstverständlich.“

Die Gnädige sieht mich kopfschüttelnd an. Sie hält sich noch immer an den abscheulichen Tischwein, die leeren Augen beginnen zu flackern — aber kalt. Sie versteht uns nicht, und ich verstehe sie nicht. Trotz des zarten Rotes auf den Wangen hat sie ein altgewordenes, scharfes Gesicht und, wenn mich die Schloßabzüge nicht narren, unendlich viele kleine Falten in die dünne Haut gepreßt. Draußen gießt der Regen so tödlich gleichmäßig, vereinsamte Droschken trotten vorüber, wir aber freuen uns in der wohligen Dämmerung des roten Glanzes der Hummern, des schleimigen Graugrün des Astrachan neben dem zarten Gelb der Zitrone. Es ist fabelhaft gemütlich! Wir saugen uns mit Würde und Genuß langsam voll, eine alles gleichmachende friedliche Menschlichkeit umwallt uns. Wir wünschen niemand etwas Böses — nicht mal der Tante, weil wir nicht an sie denken.

Und ich habe die guten Leute auf meinem Gut nie begreifen können, die nach einem Begräbnis, noch Thränen in den Augen, das Beste auftischten, schweigend schlangen, aber unheimlich, während die Schnapsflasche kreiste und die verbrannten, stumpfen Knechtsgesichter sich langsam röteten. Und wer einige Stunden später an das Insthaus kam, der konnte rauhlachende Männer hören und übermütig kreischende Weiber — wohl auch heisere Musik auf einer Harmonika; Vater und Mutter und Gäste tanzten schwankend, gefühlvoll in dem dicken Dunst des niedrigen Zimmers, der die Fenster beschlug wie Reif, so daß die Neugierigen draußen nur ein unklares Gewoge erblicken konnten mit trunkenglänzenden Augen und schwer stampfendem Tritt. Es war eine Sommernacht, und fünf Schritte davon spiegelten sich die Sterne in dem trübe blinkenden Teich, und das Wasser trieb Blasen an derselben Stelle, wo sie den Jungen ertrunken herausgezogen hatten, den sie heute begruben. — Keine Phantasie! Ich erlebte es selbst.

Wir sitzen hier bei einem verfrühten Leichenschmaus, nur daß wir es uns nicht klar machen wollen. Ich will zu meiner Entschuldigung annehmen, daß ich nicht mehr nüchtern bin. Sonst könnte ich mich nicht so heimisch in dem altmodischen Gemach fühlen mit den häßlichen Mahagonimöbeln, den altväterischen Nippes und den ernsten, steifen, klugen Caréns an den Wänden, die mit gemischten Gefühlen dem letzten ihres Namens zuschauen mögen. Manchmal erinnern wir uns auch, daß die Villa Louis Carén noch nicht als eingetragenen Besitzer hat.

Madame sorgt dafür, die für uns beide die Dehors wahrt. „Schläft die Gräfin noch?"

Der Dicke schüttelt jedesmal wehmütig das Haupt. Er weiß es wirklich nicht! Denn wenn er nach-

sehen geht, gelangt er nur bis zur Chartreuseflasche im Eßzimmer, dann kehrt er geknickt zurück. Ich glaube, wir wissen das alle, wir lachen sogar darüber innerlich — denn der Dicke sieht ungebührlich oft nach, und die Nase strahlt feurig. Zuletzt geht Madame selbst, doch ihr Gang scheint heute nicht so federnd leicht. Sie scheint mir überhaupt eine andre, von einer stummen Nervosität, die sie nicht zeigen will. Mir ist sie so lieber, als wenn sie unfehlbar meine Gedanken liest.

Die Tante schläft wirklich noch! Wir sitzen bereits Stunden, und die Krankengeschichten des Medizinalrats fangen an, etwas intim zu werden. Mich hat die Geschichte des menschlichen Körpers nie so interessiert. Aber wenn alte Herren im Schuß sind ... Ich gebe dem Dicken einen Wink, die Weinquelle versiegen zu lassen. Seine Dienerehre verbietet ihm das. Er hat noch etwas Wunderbares auf Lager, etwas Weißgelacktes, von dem er eben vorsichtig verheißungsvoll im Hintergrunde den Siegellack abklopft. Der Medizinalrat spitzt die Ohren — es ist ein so angenehmes Geräusch.

„Davon sind nur überhaupt zwei Flaschen im Keller, Herr Graf.“ Der Dicke sagt's und schiebt ab. Es war auch die höchste Zeit.

Bei diesem Ausbund eines Chambertin beginnt der joviale alte Arzt urplötzlich in sich hineinzukichern, wird dann geheimnisvoll ... „Meine Herrschaften ...“ Wir rücken näher, beugen die Köpfe auf dem Tisch zusammen. „Meine Herrschaften, wissen Sie was? Bei so einem Tropfen täglich gewöhnte ich mir das Picheln auch an!“

„Wieso auch?“

Als Antwort knufft er mich freundschaftlich in die Seite. „Sie kleiner Schäker! ... Als ob Sie mich nicht vorhin ganz gut verstanden hätten! ... Die

Vermutung . . . die Vermutung!“ Und er will sich wieder totlachen.

„Die Vermutung? . . . Die Vermutung?“ wiederholen die Gnädige und ich, und sehen uns befremdet an.

„Na, meine Herrschaften, sie pichelt auch!“

„Herr Medizinalrat!“ Die Gnädige ist in ihren Pietätsgefühlen schwer verletzt.

„Meine liebe, gnädige Frau!“ Wenn sie nicht ausgewichen wäre, hätte er sie umarmt — so wirft er mit einer großartigen Bewegung nur zwei volle Gläser um. „Ist denn das was Schlimmes? Wenn man dabei zweiundsiebzig Jahre alt wird! Sie soll ja nicht etwa puren Alkohol trinken.“

Diesmal interveniere ich. „Nun seien Sie aber gut, Herr Medizinalrat. Wenn auch meine Tante, ist sie doch eine Gräfin Carén, und in unsrer Familie hörte ich nie . . .“ Ich liebe diese Scherze wirklich nicht.

„Und wie reimen Sie sich denn, Herr Graf, das Aussehen, die unzusammenhängende Sprechweise, die Gedanken, die immer erst gesucht werden müssen?“

Die Gnädige lächelt mokant. „Sollte sich dies Frühstück nicht etwas lange hinziehen?“

Das überhört die Wissenschaft, und behufs Beweisführung gegen mein ungläubiges Schweigen muß wirklich diese Tante Eulalie daran glauben. Nette Dame, wenn die Wissenschaft nicht übertreibt! Einst ein braves Geschöpf, als Erbtante hochgeehrt, zuweilen rosig und höllisch aufgekratzt, zuweilen grüngelb und von wahnsinniger Melancholie, endlich mit einer Flasche Vitriol am Munde irgendwo verendet gefunden. Wehklagen, Kopfschütteln, Verachtung: denn es stellte sich bald heraus, daß die gute Erbtante ihre meisten Zechinen in altem Cognac schon seit Jahrzehnten festgelegt hatte und einer

traurigen Verwechslung zum Opfer gefallen war ...
„Und als ich Militärarzt in Königsberg war, da gab's eine Hauptmannsfrau, jung, reizend, aber immer dösig und mit verschwommenen Augen — trank unverbesserlich."

Der gute Mann würde noch fünfzig Fälle zur Bestätigung aufgeführt haben — und Madames Zartgefühl stöhnt schon über diese beiden Proben —, wenn ich nicht energisch gesagt hätte: „Nun wollen wir mal die Tante Eulalie und alle trinkenden Hauptmannsfrauen ruhen lassen! Das kann ich Ihnen aber versichern, in dem Schlafzimmer der Gräfin riecht's nach allem andern als nach altem Rotspohn — und Opiumschnaps werden Sie der Dame doch nicht zutrauen. Oder glauben Sie vielleicht, der bittere Geruch hätte darin seinen Ursprung?"

Die Wirkung dieser Rede ist nachhaltiger, als ich erwartet. Die Wissenschaft setzt das erhobene volle Glas bedächtig wieder auf den Tisch, sieht mich scharf und nüchtern an. „Das mit dem bitteren Geruch kann stimmen. Hören Sie mal, Herr Graf, Sie haben eine feine Nase! Opiate? Das bringt mich noch auf einen ganz andern Gedanken ... Sollte sie am Ende spritzen? Da wäre manches erklärt."

Bei den letzten Worten ist Madame aufgestanden, um ans Fenster zu gehen. Was der Doktor meint, ahnt sie kaum — sie will aus der Hörweite einer kommenden schrecklichen Geschichte.

Ich aber versteh' ihn nur zu gut. Wer seinen Nerven so viel zumutete, sieht auch das Gespenst des Morphinismus als äußerste Konsequenz seiner Lebensführung. Namentlich in letzter Zeit war ich schon manchmal in der Versuchung. Morphium ist ein o wunderbares Gift! Warum sollte sie nicht an diesem Freudenquell nippen, wo alle andern

Quellen versiegt sind? Mir scheint's sehr plausibel. Ich kenne allerdings die Symptome dieser chronischen Vergiftung nicht genau — aber gerade die unbestimmten Schrecken finden, wie die Wunder, sofort ihre fanatisch Gläubigen. — O, der Medizinalrat und ich sind zwei unvergleichlich feine Beobachter! Es ist uns alles völlig klar.

Und Madame? Sie hat uns ruhig ausreden lassen, obgleich sie am Fenster kein Wort davon verlor. Jetzt aber geht sie direkt auf die Wissenschaft los, entschlossen, feindselig. „Schämen Sie sich, mein Herr!"

Die Wissenschaft ist verwirrt, erhebt sich auf schwankenden Füßen, mit Rotweinflecken im Plastron. „Liebe, gnädige Frau . . ."

„Nein, nicht liebe, gnädige Frau! Ich finde es einfach empörend . . . Gräfin Carén ist meine Freundin, Gräfin Carén hat keine derartigen Laster! . . . Warum sagen Sie nicht lieber gleich, sie ist seit Jahrzehnten noch nicht aus ihrem Morphiumrausch aufgewacht?"

Die Wissenschaft will sich entschuldigen.

Madame bewegt nur verächtlich die Hand. „O, bitte, wozu? Sie kennen ja die Gräfin seit dreißig Jahren, behandeln sie ebenso lange. Sie kennen ihre Konstitution, ihre Gewohnheiten und kommen auf diesen rettenden Gedanken erst auf Grund eines sehr ausgedehnten Frühstücks? . . . Gräfin Carén ist also Morphinistin?"

„Gnädige Frau," beschwört er verzweifelt, „Sie ahnen ja nicht, daß Morphiumsüchtige eine jeder Aufsicht spottende Verstellung besitzen, daß sie in den Anstalten der schärfsten Kontrolle entwischen . . ."

„Das sagt gar nichts, mein Herr! Man wird mit diesem Laster nicht zweiundsiebzig Jahre alt, der Magen ist infolge Mißbrauchs sehr bald so außerordentlich geschwächt! . . . Man hat Sie mir,

Herr Medizinalrat, als einen ausgezeichneten Diagnostiker bezeichnet, die arme Gräfin schwört in dem Berlin, wo es von den fähigsten Spezialitäten wimmelt, auf Sie allein! ... Es ist abscheulich! — Und Sie wissen ganz genau, daß die alte Dame schwer krank ist, daß die Herzthätigkeit jeden Augenblick aufhören kann ... Ich bin die Schwester eines Arztes ... Und Sie thun, als wenn man Sie nur zum Spaß konsultiert hätte! Wissen Sie, was ich eigentlich thun sollte? — Zur Gräfin gehen und sagen: Man ist sich da drüben nicht klar, ob Sie an den Folgen des Alkohols oder des Morphiums leiden. Klären Sie uns doch, bitte, selbst auf! ... Soll ich das thun?"

Sie wäre es im stande. Denn sie ist verletzt, empört, kann sich kaum noch beherrschen. Merkwürdig — und dabei kalte, stahlharte Augen, ein hypnotisierender Wille, der uns seine überlegene Vernunft einimpft, ob wir auch nicht wollen. Versteh' einer die Weiber! — Meine Tante ist ihr so gleichgültig! Und niemals haben die Tugenden dieser egoistischen alten Dame eine überzeugtere Verteidigerin gefunden.

Die Schildkröte hat nie Morphium genommen! Wir sollen nicht allein schweigen, sondern glauben, überzeugt sein. Und wir glauben zuletzt thatsächlich, sind bewußt, eine riesige Gemeinheit gegen eine Unschuldige ausgesprengt zu haben. Ja, was das Weib nicht alles fertig bringt!

Und wie sie uns endlich so weit hat, und der alte, gute Medizinalrat bereit ist, unter sämtlichen Tischen wegzukriechen zur Buße — sagt sie großmütig: „Ja, selbst wenn es der Fall wäre, Herr Medizinalrat, wenn die alte Dame zur Betäubung von Schmerzen ein Mittel gebraucht hätte, was nur als Stimulans verwerflich ist ... sollte man da nicht

lieber entschuldigen, beklagen, schweigen, weil doch nichts zu ändern ist?"

Das ist eine so einfache, gefühlvolle Logik, daß die Wissenschaft sich stumm vor ihr verbeugen muß. Die Schildkröte könnte jetzt eine En gros-Niederlage von Morphium haben, und der Medizinalrat würde zu feige oder zu diskret sein, um nicht das Gegenteil in jeder Instanz zu beschwören. Erst die Prügel, dann die Ermahnung: die Gnädige behandelt die Menschheit wie von Anbeginn entmündigtes Gesindel — und sie thut wohl daran.

„Die Gräfin sind eben aufgewacht," meldet die Dürre.

„Kann empfangen?"

„Wünscht sogar dringend, gnädige Frau zu sehen."

„Also, dann wollen wir, meine Herren!"

Wir sind auch bereit — wenigstens ich. Die Wissenschaft hat etwas viel des Guten, stampft schwerfällig, aber gediegen. Als Staatsanwalt würde ich diesen Geschworenen wegen Trunkenheit ablehnen — als Arzt meiner Tante mag er passieren.

Eine der lächerlichsten Komödien für meinen Geschmack beginnt jetzt. Die Schildkröte hält ihr eignes Hochamt. Sie hat ihre Getreuen ums Bett versammelt. Sie sind alle erschienen, geknickt, ergeben; neben mir knittert die Haube der barmherzigen Schwester. Und während draußen der Regen in gleichmäßigen Strömen niederrauscht, sitzt die Alte, von Kissenbergen gestützt, aufrecht in ihrer Bucht — und redet. Sie redet ziemlich unzusammenhängend, aber sie vergiebt uns allen. Was, ist mir schleierhaft. Sie wünscht ferner, nicht seziert zu werden; sie wünscht ein schmuckloses Begräbnis — sie hofft fest auf den Himmel, sie hofft uns alle da oben wiederzusehen. Bei dem „Wiedersehen" streifen sich die Blicke von mir und Madame. Blague! Die Sterbende sieht wohl aus, sie will gar nicht sterben,

das Ganze ist eine abergläubische Beschwörung, ein heuchlerisches Ergeben in den Willen der Vorsehung, von der sie nicht den Himmel erfleht, sondern das weitere Jammerdasein hier unten. — Willst du mit mir tauschen, Schildkröte? Mir ist das Leben eine unbequeme Last; schleppe sie statt meiner!

Es ist totenstill ringsum. Die alten Augen irren unstet über die Gesichter der Leidtragenden — da stöhnt sie. Den Laut hat die falsche Sentimentalität nötig. In die Gruppe kommt Bewegung. Einer schluchzt: der Dicke — graues Elend; die Barmherzige faltet die Hände und bohrt die Augen in den Boden — frommer Trug; die Dürre hat das Gesicht bedeckt — die geizigen Lippen bewegen sich; die Gnädige fährt sich gemessen über die trockenen, leeren Augen — bon ton; und als gar der Medizinalrat das große, seidene Taschentuch langsam entfaltet und die beschlagenen Brillengläser putzt, da kommt auch meiner Tante das Schluchzen; ich drehe mich nur weg. Und da geht's los ... bis sich endlich das Wort aus dem Gewinsel losringt, das klassische: „Meine einzige Freundin! ... Meine liebe, liebe Frau Le Fort!"

„Meine liebe, liebe Gräfin Carén!"

Und die Alte öffnet weit die Arme, und die Gnädige öffnet sie auch und beugt sich nieder auf die Kissenburg. In den Armen liegen sich beide ...

Stille. Ein Engel geht durchs Zimmer.

Dann fängt der Dicke an, stärker zu heulen. Betrunkener Schuft!

Die Gräfin hat die Scene angegriffen, sie wünscht Ruhe, Alleinsein, — ich habe auch genug.

Zweites Kapitel.

Ja, ich habe auch genug von diesem Tantenbesuch. Und wenn ich nicht gehe, so ist dies die vis inertiae, die sich allen mitzuteilen scheint, die lange in dieser Villa zu hausen gezwungen sind. Der Medizinalrat kritzelt mit der Rechten Rezepte, mit der Linken rückt er sich die verschobene Perücke unauffällig zurecht. Schweres Schädelweh! Endlich trabt er ab. Sollen ihn sofort holen lassen, falls der Puls elend würde ... Auf einmal die zarte Sorge! Reaktionsstimmung. Er hätte das letzte Glas Chambertin nicht trinken sollen.

Der liebende Neffe bleibt, um der Gnädigen Gesellschaft zu leisten.

Wir sind wieder im Lolazimmer. Die Flucht der gräflichen Gemächer ist jetzt geöffnet bis zum letzten, dem kreuzfidelen Lazarett. Ich kann von meinem knarrenden Schaukelstuhl den schwächlichen, gelben Dunstkreis der Nachtlampe hin und her schwanken sehen. Es ist sechs Uhr und so dämmerig wie vor einem Erdbeben. Madame wünscht kein Licht. Mir recht. Döst sich auch besser so.

Wir sprechen wohl eine Stunde kein Wort.

Dann fängt sie an: „Tüchtiger Arzt?"

„Vor zwanzig Jahren!"

„Diskret?“

„Nach der Probe vorhin sehr!“

Ich döse weiter. Sie haucht gegen das Fenster und malt Figuren mit nervöser Hand.

„Warum gehen Sie eigentlich nicht, Graf Carén?“

„Gehen Sie auch, gnädige Frau?“

„Jemand muß doch dableiben ...“

„Die barmherzige Schwester ...“

„Ja, ja ... Ich würde aber an Ihrer Stelle doch lieber gehen, Graf Carén.“

„Wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thue, gnädige Frau?“

„Gefallen nicht. Aber einer ist genug.“

„Sehr richtig! ... Ob ich nun meinen Stumpfsinn hier lasse, oder ob ich ihn weiterschleppe, das kommt auf eins 'raus.“

„Ich würde aber doch gehen ... Sie sehen, es ist ja nichts ...“

„Warum wollen Sie mich eigentlich partout los sein, gnädige Frau?“

„Ich denke nicht daran, lieber Graf!“

„Also bleibe ich.“

Hätte sie gesagt: warum bleiben Sie? ich wäre sicher gegangen. Das ist meine Art von Charakter der Gnädigen gegenüber. Ich mißtraue ihr grundlos wie immer. Sie bleibt. Sollte es schlimmer stehen, als es scheint? Sie hat doch keinen schärferen Blick als der Arzt!

Wir schweigen uns wieder aus. Die Schatten sinken schwer, tief. Die ungewissen Umrisse der Gegenstände dehnen sich ins Riesige, verschwimmen — nur die gelben Messingstäbe des verwaisten Vogelbauers gleißen feindlich, als wenn ihnen der tote Tyrann seinen Haß vererbt hätte. Ich unterscheide Madame kaum noch. Sie sitzt unbeweglich — ein graues Gespenst. Ist sie überhaupt noch da?

„Licht, gnädige Frau?"
„Wollen Sie?"
„Nein."
„Ich danke auch."

Dann kommt die Dürre mit der Medizin. Ich winke ihr stumm. Sie verschwindet mit dem lautlosen Schritte gutgeschulter Dienstboten. — Ich schiebe die Arzneiflasche weit von mir weg, mitten auf den Tisch, bis das Silberpapier um den Kork nur ein Schein von mattleuchtendem Grau ist. Dieser Schein zwingt mich, hypnotisiert meine Sinne wie das blitzende Glasprisma eines Magnetiseurs. Als ob Tod und Leben in der farblosen Flüssigkeit darunter stumm ruhten! Dieser Schein birgt mein Geschick. Ich weiß es. Und meine Gedanken suchen die Nacht — und suchen auch das Licht. Der Kopf wünscht kühl den Tod — das Herz bittet lau um das Leben. Ich gleiche den halben Bösewichtern, die erst Gift geben und dann den Sterbenden mit ihren Küssen bedecken. Mitleid verdienen die gutherzigen Bösewichter nicht — und ich bin einer von ihnen. Wie ich dies Halbe hasse!

Als ich mich endlich losreiße von diesem elenden Silberpapier, da fühle ich an einem schwankenden Schatten mir gegenüber, daß sich auch zwei andre Augen losreißen . . . Was hat die Dame mit der charakterlosen Linie gedacht? — Kam das Weib zu dem ganzen Schluß, vor dem der Mann flüchtet? — Und ich fühle auch, daß sich in der tiefen Dämmerung unsre Augen suchen, daß zwei Menschen sich anstrengen, in den Gesichtern zu lesen — zwei Menschen, die sich nicht sehen. Was brauchen wir beide eigentlich noch Seelenkunde, die wir uns so genau kennen: Nichts — sie; weniger als nichts — ich.

Ich wünschte, es bliebe noch lange so finster! Aber die Gnädige hat sich erhoben, befiehlt Licht.

„Nun, wozu haben Sie sich entschlossen, gnädige Frau?" Höfliche Phrase — auch mehr. Denn ihre Bewegungen haben wirklich etwas Entschlossenes.

„Wozu ich mich immer entschließe, wenn ich eine Stunde mit mir allein bin, Graf Carén: Nichts halb thun!"

„Sie sind zu beneiden, gnädige Frau."

„Ich habe selten eine glückliche Hand, glauben Sie es mir! ... Uebrigens konstatiere ich an mir zum erstenmal, daß ich Nerven besitze. Warum habe ich mich eigentlich vorhin für fremde Morphium-süchtige aufgeregt? Mich ärgerte die Art von dem Menschen. Ich glaube natürlich nicht daran ... aber schließlich — warum sollte sie nicht! ... Wenn sie sich nur nicht in der Dosis irrt ... Das könnte den Gehirnnerven der alten Dame mit einem Schlage gefährlich werden. — Was ich noch sagen wollte ... hat man Sie wirklich geholt, oder hielt Ihre Diplomatie den Abschiedsbesuch denn doch für notwendig?"

„Halten Sie das letztere für wahrscheinlich, gnädige Frau?"

„Nein! Es würde mich sogar irre an Ihnen gemacht haben. Dafür verstehe ich nun wieder die alte Dame nicht. Sie war vor einigen Tagen so aufgebracht gegen Sie, daß ich sogar für ihre Gesundheit fürchtete — und heute will sie den ‚mißratenen Neffen' partout sehen!"

„Vielleicht hat sie mich in der Zwischenzeit enterbt."

„Scherzen Sie nicht, Graf Carén! Sie war sehr geneigt dazu. Ich glaube aber an nichts Positives derart. Sie zeigte mir das frühere Testament, wie sie mir überhaupt alles anvertraut — das neue würde sie mir wenigstens angedeutet haben. Ich hatte allerdings neulich abends stark die Befürchtung, daß es dazu kommen könne. Und es ist vielleicht

gut, daß die Herzschwäche dazwischenkam. Die mag sie an ihre verwandtschaftlichen Gefühle erinnert haben. Sie sind ein sehr schlechter Neffe, Herr Graf! Das wird wohl vorhin auch Ihrer Tante klar geworden sein . . ."

Es ist gut, daß die Dürre mit der Lampe erscheint und die Philippika unterbricht. Die Wahrheit war's — leider! Die Wahrheit ist so reizend von roten Lippen, wenn ein einziger Kuß genügt, um ihren Quell zu schließen. Von schmalen, blassen mag ich sie nicht. Im Licht hat Madame jetzt wieder die leeren, die absolut leeren Augen, die absolut glatte Linie. Und in der Dunkelheit vorhin hatte ich diese leeren Augen doch gefühlt! Das war freilich vor dem Entschluß. Was mag das für ein Entschluß gewesen sein? Ein neuer Hut, eine verspätete Badereise? — Wie jetzt Madame das Silberpapier vom Stöpsel langsam abschält, möchte man fast glauben, diese zarte, schlanke Frauenhand sei die einer Samariterin — und der Entschluß ein Samariterentschluß.

Die Krankenpflege thut auch wieder not, ich beteilige mich an ihr nur als das unbedingt überflüssige fünfte Rad, promeniere noch leiser als gewöhnlich durch die Zimmerflucht. Ich würde die „Wintergartensterne" durch die Zähne pfeifen, wenn das nicht allzu lieblos klänge — im Geiste thu' ich's aber . . . Eine langweilige Promenade! Zuweilen guck' ich verstohlen wie ein Schuljunge in das Schlafzimmer, wo Madame im Dunstkreis der Nachtlampe auf dem Bettrand sitzt und mit meiner Tante wegen der Medizin parlamentiert.

„Aber, Frau Gräfin, es wird Ihnen gut thun!"

„Nein, nein, meine liebe, selbstlose Freundin — lassen Sie mich lieber ‚ohne'! Das Zeug schmeckt so bitter und bekommt mir sicher nicht. Ich fühle

mich auch etwas wohler ... Nur die Gedanken — die Gedanken!"

„Natürlich, Frau Gräfin, wie Sie wünschen ... Aber versuchen Sie doch mal. Sie trinken etwas hinterher, das den häßlichen Geschmack benimmt ... vielleicht Cognac ..."

Bei Cognac spitze ich die Ohren. Sollte sie den Sorgenbrecher doch heimlich lieben? — Aber sie beschämt mich. „Ach nein, meine liebe Frau Le Fort! So was bin ich gar nicht gewöhnt. Früher trank ich wohl nach Tisch einen Marasquino, das ist jedoch schon sicher dreißig Jahre her ..."

Die Alte nickt in ihrer Burg von Federbetten ganz wie die Großmutter in Rotkäppchen — man sieht nämlich nichts als die weiße Nachtmütze über den Kissen sich bewegen. Madame ist der Wolf — und ich bin Rotkäppchen. Was hat man doch noch für Galgenhumor!

„Dann soll ich Sie wohl lieber allein lassen, Frau Gräfin?" fragt die Gnädige wieder. Sie erhebt sich etwas unbefriedigt.

Aber die Schildkröte hält sie fest. „Nicht etwa ganz gehen! Sie sind mir eine solche Beruhigung; es ist mir ein Sicherheitsgefühl, wenn ich weiß, Sie sind im Wohnzimmer ... Vermißt man Sie auch zu Hause nicht? Sie thun hier ein gutes Werk! ... Daß ich Ihre reizenden Töchter noch nicht kennen gelernt habe — immer verfehlt. Auf dem Bilde sieht die Jüngere entzückend aus. So was Junges, Reizendes immer um sich zu haben, muß doch ein Genuß sein."

Die Gnädige schweigt darauf markant. Ich stecke den Kopf fast bis ins Zimmer. Es wäre eigentlich die natürliche, frauenzimmerliche Logik dieser seltsamen Freundschaft, daß ich jetzt auf eins von den Mädels gehetzt würde. Ich erwarte es. Aber kein

Ton! Trotz aller Abscheulichkeiten, die mir die Tiergartenvilla nachsagt und nachdenkt, bin und bleibe ich doch der halbe Lasis, der unvergleichliche Carén, der sein schlechtes, altes Blut nur mit noch schlechterem, älterem mischen darf. Eine mit fünfzig Zinken in der Krone — das wäre das Wahre! . . . Aber eine Bürgerliche, eine Le Fort — nicht mal in Gedanken! . . . Wie ich es dir nachfühlen kann, alte Jungfer! Als wenn hinter einem Lafitte-Etikett sich niemals Schund verkröche! Und unsre Adelsauffassung ist im besten Falle nur ein Etikett, für dessen Wein wir nicht garantieren sollten — und wir garantieren doch. Schöner Schund!

Auf diesem Umwege hat sich wenigstens die Tante meiner erinnert — selbstverständlich nicht im guten. „Mein Neffe ist wohl schon sehr lange gegangen?“

Die Gnädige sieht auf — sieht mich — einen Horcher auf der Thürschwelle sehen Frauenaugen unbedingt. Und sie hat mich doch nicht gesehen! Denn sie sagt freundlich und unbeirrt: „Gegangen, Frau Gräfin? Im Gegenteil! Er ist im Wohnzimmer und hört uns nicht.“

„Liebe, gnädige Frau, seien Sie offen! Glauben Sie wirklich, daß er sich noch einmal bessert? . . . Ich fürchte, nur die Armut vermag es noch.“ (Höllengelächter auf der Thürschwelle.) „Ach, ich weiß wirklich nicht . . . Neulich war die kleine Baronesse Rotenstein da — so ein sympathisches, kluges Mädchen! (meine mit den Sommersprossen) . . . Er hat auch in dem Hause Besuch gemacht: einmal und nie wieder! — Das ist die Art der Lasis . . . Was hat der Junge uns schon für Sorgen bereitet!“

Jetzt, wo es über mich hergeht, ordnen sich die Gedanken wunderbar schnell. Damit die Gnädige nur um Gottes willen noch erfährt, daß ich als siebzehnjähriger Fähnrich mit einer Solotänzerin bei Uhl

soupiert habe — es war die blödeste Jugenddeselei eines Bengels, der nach seiner Mutter Ansicht die Tausendmarkscheine nicht schnell genug klein bekam. Daß ich ferner unzählige anständige Mädchen ins Unglück gestürzt habe — die Solotänzerin war auch so eine Unschuld vom Lande! — Daß ... daß ... Die Tante scheint für mich das Register meiner Unthaten geführt zu haben — ich erinnere mich gewisser häßlicher Details nicht halb so genau.

Die Gnädige sollte mich verteidigen — und sie sitzt am Bett, stumm, gelangweilt, mit einem leichten Gähnreiz um die Mundwinkel. Louis Carén horcht. Louis Carén verreist — sich einem Undankbaren zu opfern, wird nicht beliebt. Aber ein Gutes hat das konsequente Schweigen doch: die Tante langweilt die Aufzählung schließlich selbst — oder sollte sie sich doch etwas schämen? — Die Gedanken verwirren sich wieder. „Was ich doch sagen wollte ... ahh ... ahh ...“ Die Nachtmütze gerät in starkes Zittern. Das ist Anfall Numero drei ... „ahh ... ahh ...“ Sie liegt bewegungslos.

Mich berührt's nicht mehr. Nur als Horcher werde ich überflüssig.

In dem Lolazimmer finden die Gnädige und ich uns nach geraumer Zeit wieder zusammen.

„Ihre Tante schläft — oder thut wenigstens so.“

Ich knurre irgend eine Antwort. Wenn die Schildkröte wieder aufkommt, enterbt sie mich. Die Gnädige weiß das auch, aber sie scheint darüber ruhiger zu denken. Es sind ja auch nicht ihre Millionen.

„Wir dürfen übrigens der Gräfin nicht mehr den Willen lassen, sie ist wirklich krank. Sie muß die Medizin nehmen. Wir sind dem Arzte gegenüber verantwortlich, Graf Carén.“

„Ich nicht! — Ich hätte überhaupt nie kommen sollen, und jetzt gehe ich definitiv.“

„Thun Sie das.“

Wenn ich den letzten Rest von Verstand zusammennehme, muß ich mir sagen: ‚Thu es nicht, Louis! Es wäre der helle Wahnsinn — solche Fahnenflucht wird nie vergeben. Mutiger Bösewicht oder feiger: du hast die Wahl. Wenn du ihr nun aber wirklich etwas vorwinselst — und sie enterbt dich hinterher doch?‘

Ich klingle nach dem Regenmantel. Während ich ihn im Nebenzimmer langsam anziehe und noch einmal an den Knöpfen: Ja — nein — ja! — mißtrauisch abzähle, ob auch die Vorsehung mich gehen heißt, sagt Madame halblaut: „Wissen die Leute hier im Hause Ihre Adresse?“

„Selbstverständlich.“

Dann erscheint Madame selbst auf der Schwelle. „Sie reisen doch nach Mähren?“

„Warum nicht?“ Ich sehe sie dabei verwundert an. Exdiplomaten lügen doch nicht immer, wenn sie den Mund aufthun.

„Man wird Sie vermissen, Graf Carén.“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht.“

„Werden Sie uns vermissen?“

„Welche Frage! — Grüßen Sie, bitte, Fräulein Ethel noch herzlichst von mir.“ Da sieht sie an mir vorbei. Ich bin beim letzten Ueberzieherknopf — das Knopfloch ist verquollen und will nicht. Ich könnte mich ebensogut auch der Grünäugigen empfehlen lassen. Wozu der Höflichkeit die Konzession? Wir haben nie etwas füreinander gefühlt, wir paßten von Anbeginn nicht füreinander; der eine wollte rechts, der andre links — und jetzt sind wir schon so weit, daß wir uns kaum noch sehen. Der Knopf ist immer noch nicht zu, und Madame steht noch immer auf der Thürschwelle. Ich habe mal wieder das Gefühl eines Abschieds auf Nimmerwiedersehen.

Es muß auch Leute geben, deren Ahnungen immer falsch sind.

Madame begleitet mich noch bis zur Hausthür, die Dürre, der mein Abgang sehr sympathisch ist, fragt zuvorkommend, ob ich in diesem Hundewetter nicht das Coupé wünsche, die Braunen ständen schon aufgeschirrt im Stall. Der Medizinalrat, der fast in Westend wohnt, hat im grauen Elend diese Vorsicht ausgeklügelt. Ich gebe aus einer Art Feigheit nach, um mir das Hausmeiertum nicht mehr zu entfremden.

Es dauert lange. Die Gnädige fröstelt leicht, was ich nicht verstehe — aber sie will mich abfahren sehen. Endlich Stampfen, Schnauben — dunstumwallte Riesenrosse — trübe Laternen, auf die der Regen niederklatscht — das vorsündflutliche Coupé. Adieu, Millionen!

„Herr Graf!“ Die Haube der barmherzigen Schwester fliegt. „Die Comtesse ist eben aufgewacht und fragt nach Ihnen.“

Ich klettere wieder heraus. Es scheint mein Schicksal, wenn ich irgendwo mit meinem eignen Willen hineingeklettert bin, vermittelst eines fremden wieder herauszuklettern.

Allein mit ihr! — Geheimnisvolles Halbdunkel — Stickluft — an der Wand malt die Nachtlampe unheimliche Schattenbilder. Aus der Kissenburg eine schwache Stimme: „Louis, du?“

„Zu Befehl.“

„Komm an mein Bett, mein guter Junge.“ Demnach milder Südwest aufgesprungen.

Ich thue wie gewünscht. „Tantchen?“

„Gieb mir deine Hand . . . Ich glaube, ich werde nie mehr warm! . . . Was du für 'ne heiße Hand hast! Du bist doch nicht krank?“

„Nervös.“

„Ach, Louis, warum ruinierst du dich mit Gewalt? . . . Aber die Wärme thut mir wohl . . . Du hast so 'ne junge Hand!“ Und sie umklammert meine schmale, heiße mit ihren dicken, gichtischen, eiskalten, zieht sie unter das Zudeck. „Du wolltest wegfahren, Louis? — Ich bin von dem Wagenrollen aufgewacht. Ich dachte, es wäre schon wieder der Arzt . . . Es ist doch gut, daß du noch nicht weg warst. Ich habe plötzlich so eine Sehnsucht nach dir bekommen.“ Dabei drückt sie krampfhaft meine Hand. Ich mag die Schildkröte jetzt nicht mal ansehen, weil ich dann ein freundliches Gesicht schneiden müßte. Der Haussegen über dem Bett interessiert mich darum außerordentlich. „Louis, ich habe nämlich von deinem Vater geträumt. Wir trafen uns — er wollte mir etwas sagen — und konnte es nicht!... Da bekam ich eine schreckliche Angst. Er quälte sich so, die Lippen bewegten sich auch — und kein Laut! Es war sicher etwas Wichtiges. Ich glaube, er wollte von dir sprechen . . . Louis, sehe ich nicht etwas wohler aus?“

Ich kann mich von dem Haussegen nicht trennen. „Sehr viel wohler, liebe Tante.“

„Aber du siehst mich ja gar nicht ordentlich an!“ Und sie zieht mich an der Hand hinab auf ihr Bett. Die Augen schwimmen, was Hilfloses liegt darin. Das Gesicht ist unverändert: grüngelb, faltig; die Schatten der Nachtlampe zittern darüber. Jetzt spricht die Tante ganz leise, geheimnisvoll. „Er war nicht im Himmel... vielleicht ist er gar nicht im Himmel?... O Gott, Louis, denke doch — dein armer Vater!“

Und ich vermag nur verstockt zu denken: ‚Was haben auch Caréns im Himmel zu suchen!‘

Die Tante aber regt der Gedanke furchtbar auf. „Er sah nicht alt und nicht jung aus, aber so sonderbar! . . . Weißt du, er erinnerte mich doch an

dich. — Was hat er nur sagen wollen?" Sie stöhnt, die alten Hände pressen mich . . . „Louis, du ahnst wohl gar nicht, warum ich dich heute morgen habe holen lassen?"

„Nein, Tantchen."

„Ich wollte dir nämlich sagen, daß du dich nicht wundern sollst . . ." Da verliert sie den Faden oder ist zu feige, es zu sagen.

„Ja, was wolltest du mir denn sagen?"

„Louis, du hast Lola nicht vergiftet?" Die losgegangene Schraube rollt wieder selbständig in dem alten Gehirn 'rum.

„Tante!" Ich zieh' die Hand weg.

„Nein, bleib doch, bleib doch!" bittet sie. „Deswegen war es auch nicht . . . Gieb mir doch die Hand wieder — so eine junge Hand, das thut wohl!" Ich gebe sie ihr nicht gern. „Nein, ich wollte etwas andres von dir wissen . . . Warum hast du mich eigentlich neulich im Tiergarten nicht gegrüßt?"

„Weil du mich en canaille behandelst, liebe Tante. Etwas verwandtschaftlicher konntest du wohl schon lange deinem einzigen Neffen gegenüber sein. Das hat dir wahrscheinlich auch der Vater im Traum sagen wollen."

„Ja, ja, Louis! Aber du hättest mich doch grüßen sollen . . . Sieh mal, du bist so jung und ich so alt! . . . Richtig war's nicht . . . Denk doch, wenn ich mich so geärgert hätte über deine Herzlosigkeit, daß ich ein neues Testament aufsetzen wollte, wonach du nichts bekommst?"

„Darauf bin ich gefaßt, liebe Tante. Du hast meine Mutter nie leiden können, ebensowenig wie mich, und das wirkt gegenseitig."

„Nein, nein, mein Junge, das sollst du nicht von deiner alten Tante denken! . . . Seitdem ich

den Traum gehabt habe . . . Gieb mir auch deine andre Hand . . . Es wärmt mich so . . . ich weiß gar nicht, ob ich überhaupt noch Puls habe . . . Du sollst alles haben, Louis, verstehst du — alles! Es ist viel mehr als du denkst; ich habe meine Zinsen nie halb gebraucht." — Das ist angenehme Zukunftsmusik. Aber die alten, kalten Hände sprechen eine andre Sprache, eine Sprache, der man sich doch nicht ganz entziehen kann. Und sie hat noch etwas auf dem Gewissen, das nicht herunter will: ich fühle das. „Willst du mir versprechen, mein lieber Junge, daß du nicht wieder alles so sinnlos vergeuden willst . . . und an deine alte Tante mit Liebe denken?"

„Ich habe die letzten Monate allerdings von Schulden gelebt, aber, weiß Gott, nicht leichtsinnig."

Dieses Geständnis scheint sie zu freuen. „Lieber Junge, wenn ich dich ansehe — ein gutes Gesicht hast du doch . . . Denk mal, wenn ich den letzten Anfall nicht überlebt hätte . . ." Und bei dem Gedanken daran fängt sie schon wieder an zu zittern.

„Tantchen!"

Sie hat meine Hände losgelassen. Jetzt packt sie sie plötzlich wieder und drückt und streichelt sie. „Gieb mir einen Kuß, Louis! . . . Du kommst mir jetzt vor, als wärst du noch ein ganz kleiner Junge, wie damals, als sich dein Vater so über dich freute . . ."

Das Küssen ist nicht nach meinem Geschmack, obgleich im Augenblick wir beide wohl das gleiche Blut fühlen. Wenn einmal das Gefühl echt ist, dann erscheint es einem erst recht als Komödie.

„Gieb mir doch einen Kuß!" fleht sie beinahe. Und sie umarmt mich. Die Angst vor dem Tode weht sie eisig an. Und sie flüstert abgebrochen: „Louis, Louis, mein guter Junge! . . . Ach, ich will nicht sterben . . . Louis, ich darf nicht! . . .

Louis, bete doch, daß ich den morgenden Tag noch erlebe ... Ich will nicht sterben — nicht sterben! ... Louis, bete doch!" Und sie drückt mich so fest an sich, daß ich niedergebeugt kaum atmen kann. „Ich habe deinen Vater so deutlich gesehen — jetzt weiß ich auch, was er mir hat sagen wollen. Ich darf nicht sterben ... hörst du? ... Ich darf nicht ... Bete! ..."

Und den Kopf an dem alten Munde, werde ich schlapp, sentimental und stottere mir ein Vaterunser zusammen. Sie spricht's mit. Ein elend Gebet — ein elenderes Echo! — Da fühl' ich einen Luftzug im Haar — jemand muß im Zimmer sein; ich höre auch einen leisen Tritt. Die Gnädige! Die soll mich in dieser Pose nicht sehen. Und als ich aufspringe, fallen die alten Arme schlaff zurück. Auf der Schwelle des Nebenzimmers steht die Dürre. Sie hat natürlich gehorcht. Aber vor Dienstboten geniere ich mich nicht, das sind keine Menschen.

Madame horcht nicht. Das würde zu der charakterlosen Linie stimmen — und nicht zu Peau d'Espagne. Ich finde sie im Lolazimmer bei der Lektüre des neuesten Ohnet, von dem meine Tante erst einige Seiten aufgeschnitten hat.

„Nun, wieder da, Graf Carén?"

„Wie Sie sehen, gnädige Frau."

Geredet wird nicht viel. Den Gemütsdackel will ich nicht spielen. Aber jetzt denke ich an die Medizin. Die Gnädige ist bereit. Sie schwebt voran, ich trotte nach. Offen gesagt, bin ich so schachmatt, daß ich jetzt die barmherzige Schwester nicht mehr markieren könnte. Ich weiß nicht mal, ob es bei der Tante großer Ueberredungskünste zum Einnehmen bedurfte. Die alten Augen sind geschlossen, die Backen hängen. Gluck, gluck — die farblose Flüssigkeit fließt in den silbernen Löffel. Gluck, gluck —

es ist gar ein trübseliges Geräusch. Madame sitzt auf der Bettkante. Wir sehen uns an. Da gerät der Löffel ins Schwanken, schwappt über, ein paar große, glänzende Tropfen fallen auf das weiße Zudeck. Der Löffel war nicht übervoll — die Gnädige hat wahrhaftig auch Nerven!

„Frau Gräfin . . .“

Der zahnlose Mund mit den schlaffen Lippen öffnet sich mechanisch. Wieder gluck, gluck — die Kranke verschluckt sich, hustet, ein widerwilliges Schütteln . . . „Bitter . . . bitter . . .“ Und sie hebt abwehrend beide Hände. Nur nicht mehr! — Wie doch alle Heilmittel im Leben so furchtbar bitter sind! Auch ein bitterer, bitterer Geruch schleicht durch das Zimmer, stark und fade zugleich. Kuriose Mischung! Ehe Madame sich erhebt, zieht sie ihr silbernes Riechflacon aus der Tasche. Ein paar Tropfen in die Hand — ein paar Tropfen aufs Bett. Es ist Peau d'Espagne. Von Bitternis nichts mehr — nur die schwere Süße. Als wir auf Zehen hinausschleichen, zerreibt sich Madame das Parfüm lautlos in den Händen — es sind nervöse Hände. Aus dem Eßzimmer schwebt sie noch einmal zurück; Riechflacon vergessen. So was kann nun nicht ohne Peau d'Espagne existieren — zu lächerlich!

Ich bin herunter mit meinem Nervenkostüm, so daß mir wie hier die dümmsten Kleinigkeiten auffallen und mich ärgern. Im ersten Stock ist ein uraltes Fremdenzimmer. Da gedenke ich auf dem viereckigen Kasten von Empiresofa einen erquickenden Schlaf zu thun. Fort darf ich heut nicht mehr. Oder es hieße mit dem Glück bodenlos leichtsinnig spielen. Die Gnädige ist auch abattue, wie begreiflich. Sie gedenkt mich nicht mehr zu erwarten . . . Aber ich scheine heute zum Schiefsehen eingenommen

zu haben — der Chambertin war's also nicht — Madame sieht thatsächlich alt aus.

Aber schlafen — impossible! Das Zimmer haucht so 'ne trockene Herbariumsluft aus, die mich ruhelos macht wie das Hochgebirge.

Also repetieren wir den Tag! Wichtig ist er ja wohl. Stirbt sie, bin ich reich — lebt sie weiter, kann ich ohne Gewissensbisse den guten Lasis schwächen. Und sollte man's für denkbar halten, — beide Möglichkeiten regen mich nicht sonderlich auf. Das Geld und die Carriere ist es also nicht! . . . Was will ich denn eigentlich vom Schicksal? Mit achtundzwanzig Jahren um einen Wunsch verlegen sein — fin de siècle. Ich bin wie ein Kranker in einem Feldlazarett. Die Wunde brennt nicht mehr — und die Lebenskraft entrinnt doch unaufhaltsam. Es sind die Verwundeten, die sich wohl fühlen und rettungslos am kalten Brand sterben . . . Wenn mich doch das Leben wirklich packte, emporrisse — meinetwegen zu einer Todsünde, die den Priester im Beichtstuhl stumm macht und bleich! Ja, ja, so was muß kommen. Eine Flutwelle, die mich an einen weltfernen Strand spült. Die kleinen Wellen, die mich umspielen, meinen's wohl gut, aber den trägen Block reißen sie nicht mit . . . Ich brauche den Orkan! . . . Dieser kleine Tod hier kann mir nichts geben, nur etwas nehmen. Du enterbst mich nicht, Schildkröte — also vegetiere in Gottes Namen weiter, liebe und beweine noch hundert Kanarienvögel, überlebe mich auch, werde steinalt statt meiner! Ich mag's nicht. Der Tod könnte mich dann feige finden, wie er dich heute feige gefunden hätte. Und ich möchte ihm kühl lächelnd ins Angesicht schauen dürfen. Ein eitler Wunsch — jedoch mein einziger . . . Es sei . . .

In dieser langen Nacht habe ich das sogenannte

Tagebuch weitergeführt. Es ist auch danach. Ich habe Aehnlichkeit mit einem verbesserten Phonographen, in den zwölf Stunden lang ein halbes Dutzend gleichgültiger Menschen, mich selbst eingerechnet, hineinsprechen. Jetzt werden die Stanniolplatten wieder abgeleiert. Was heraustönt, ist den teuern Apparat nicht wert. Ich weiß auch eigentlich nicht, warum ich so krampfhaft leiere. Zu guter Letzt strengt das lange Leiern doch an, wie jede mechanische Arbeit.

Die Sonne dringt durch die Jalousieritzen, und das Lampenlicht bekommt so was Fahles, Uebernächtiges . . . Endlich abgeleiert! . . . Wenn's meine Neffengefühle zulassen, fahre ich doch nach Mähren. Vorher aber eine Stunde Schlaf.

*

Natürlich fahr' ich nicht nach Mähren!

Mit dem Schlafe ist's auch so so. Die Vögel piepsen, der Morgenwind rauscht, und die Jalousie klappert; ein lichtgebadeter Sommermorgen — selbst im Zimmer fühlt man seinen frischen Hauch. Unten im Korridor huschen sie ohne Unterlaß auf und ab, in gut gebauten Häusern hört man bekanntlich jeden Laut. Die Treppe knarrt auch. Jemand kommt behutsam bis an meine Thür gekrochen, horcht — diskretes Räuspern — schleicht wieder weg. Rücksichtsvolles Gesindel.

Ich muß doch wohl etwas eingenickt sein. Im Pferdestall klirren Halfterketten — die Tiere werden herausgeführt — helles Wiehern. Es muß was los sein! Ich springe auf. Wie ich die Fensterflügel aufreiße, strömt mir eine reine Luftwoge entgegen. Der alte Kutscher schirrt verschlafen in Hemdärmeln die Braunen auf. Die Dürre keift dazu: „Machen Sie doch schneller, Friedrich!"

„Zum Medizinalrat?" frage ich von oben.

„Jawohl, Herr Graf." Und der Alte springt eiligst nach der Remise, den Livreerock anzuziehen. Die Leute könnten doch erst abwarten, bis ich meine Befehle gebe. Mir nichts dir nichts holt man nicht emeritierte Aerzte aus ihrem wohlverdienten Alkoholschlummer. — Mürrisch die Stiegen heruntergeklettert. Die Hausthür ist weit offen, in der Küche flattert die bunte Gardine und wirft Tassen um. Der Dicke rast an mir vorüber. Ich muß ihn am Rockschoß erwischen. Ein ekelhafter Fuseldunst umwallt ihn.

„Hat die Gräfin den Arzt befohlen?"

Er sieht mich stier an. „Die gnädige Comtesse sterben!"

Ja, Comtesse Carén starben in der That. An einem leuchtenden Sommermorgen zu sterben — seltsamer Geschmack . . .

Ich habe plötzlich einen pappigen Geschmack im Munde, und die Füße wollen nicht recht, während ich die Thür zum Krankenzimmer aufklinke. Hab dich nicht, Louis Carén!

Wieder die muffige Stickluft — das knisternde Nachtlicht — der Riesenschatten der Nachtmütze ist unbeweglich. Am Bett kniet die barmherzige Schwester und betet. Sie sieht mich, erhebt sich langsam, vorwurfsvoll.

„Tante Jeannette!"

Keine Antwort. Ich fasse die Hand — sie ist eiskalt, leblos, kein Puls zu spüren. Wie ich sie loslasse, fällt sie schwer aufs Zudeck zurück. Ich reiße das Zudeck zurück, drücke das Ohr aufs Herz — es schlägt noch. Gott sei Dank! — Nur wenige empfinden reine Freude, wenn ein Herz ausgeschlagen hat. Ich rüttle den Körper; er ist so schwer, schwammig, das Gesicht aschfahl, der Unterkiefer herabgesunken, die Augen halb offen, ohne Ausdruck, die Pupille ein linienschmaler, starrer Ritz, dessen

toter Ausdruck mich frösteln macht ... Ich schüttle sie stärker. Dem offenen Munde entflieht ein ächzender Ton, der weither zu kommen scheint. In der Pupille zuckt ein winziger, lichter Punkt auf ... Ich reibe der Sterbenden die Hände — der Puls findet sich — fadendünn — schlägt stärker. Auch das Herz pocht mit leisem, zitterndem Schlage, der Schlag einer Wanduhr, deren Perpendikel ausgehakt ist... das Schütteln scheint wirklich das entfliehende Leben zurückgerufen zu haben. Ich horche — ich fühle — es dauert lange, ehe das Dasein sich seiner elenden Pflicht erinnert: der Puls mit vollem, schnellem Pochen, das Herz mit schwerem, gewaltsamem Schlagen ... Die Medizinflasche von gestern steht neben mir. Ich setze der Sterbenden das Glas direkt an den Mund, die farblose Flüssigkeit gurgelt hinein und sickert an den herabhängenden Mundwinkeln heraus. Thut nichts! Sie lebt ja. Wie bei Schwerfiebernden gehen jetzt Herz und Puls stark und schwer. Vielleicht ist's die Rettung, vielleicht auch nicht.

Ich renne auf den Korridor. „Der Arzt noch nicht da?"

„Nein." Die Dürre antwortet's verbissen.

„Holt einen andern!"

„Die gnädige Frau hat beim Weggehen extra gesagt, man solle niemand anders als den Medizinalrat holen; der kenne die Konstitution von Comtesse allein ..."

Die überlegene Vernunft hat wieder mal recht.

Als ich zum Krankenbett zurückkomme, beginnt der Puls zu flattern, wird unregelmäßig, das Herz stockt — wieder der ausgehakte Perpendikel. Ich reibe, ich schüttle, ich thue, was ich kann, und denke wahrhaftig nicht an die Erbschaft — dennoch fühle ich, wie das Leben langsam verrinnt ... Schließlich spür' ich den Puls nicht mehr. Aber das

Herz pocht noch — so elend, tödlich matt! Und da suche ich, wie zum Trost, bis der Arzt kommt, an den alten Lippen, an denen ich gestern das Vaterunser heruntergestottert habe, nach dem dünnen, dünnen Hauch des Lebens. Der Hauch ist noch da... er wird schwächer und schwächer... ich muß mein Ohr an ihren Mund pressen, um ihn noch zu fühlen... ich spüre ihn nicht mehr. Nur das Herz... das Herz schlägt — schlägt — die Sekunden zwischen den einzelnen Schlägen sind Ewigkeiten... Jetzt schlägt's nicht mehr...

Comtesse Carén sind gestorben. Einmal ahnte ich doch richtig. Und wie der Perpendikel ruht, das Herz eingeschlafen ist, rieselt es mir kalt über den Rücken. Allein mit einer Toten — es ist was Eignes. Es ist wieder mal die Angst des Wilden vor dem natürlichen, langsamen Sterben — eine elende Feigheit, die mich auch nach durchwachter Nacht nicht übermannen sollte. Es dauert nur eine Sekunde... Dann streiche ich das Zudeck zurecht, falte der Toten die Hände und streiche ihr die Augenlider herunter, weil ich den starren Pupillenritz nicht länger sehen will... Und zuletzt mach' ich der frommen Konventionalität noch einen Knicks, ich beuge mich auf das Bett und bete halblaut, indem ich das Kreuz schlage.

Eigentümlich, wie gewisse Gerüche und gewisse Nervenreize uns Vorstellungen vermitteln... Die Krankenstubendünste kommen nämlich wieder gekrochen: der Koniferengeist, das Karbol, auch das Bittere kriecht heimtückisch mit, doch so matt, so fade... Ein andres Parfüm überwogt es — heiß, schwer — geheimnisvoll. Peau d'Espagne... Und unglaublich! — der Gedanke zuckt mir unvermittelt durch das überreizte Gehirn: Peau d'Espagne hat meine Tante getötet...

Bin ich nun wirklich verrückt?

Langsam finden sich auch die andern: die barmherzige Schwester, die in ihrer Seelenangst zu einem Arzt hat laufen wollen und einen Prediger erwischt hat — der gute Mann ist begreiflicherweise etwas betreten; die Dürre, die sich noch schnell eine neue Rüsche in ihr schwarzes Kleid geheftet hat; sehr zuletzt der Dicke — kommt natürlich aus dem Eßzimmer und reibt sich mit seinen zitternden Katerfingern die geschwollenen Augen. Die Nachtlampe kämpft mit dem Erlöschen. Jedesmal, wenn die Thür geöffnet wird und das Tageslicht hereinflutet, berührt mich peinlich die ungesund dämmerige Helle, die stagnierende Arzneiluft des Sterbezimmers. Der Prediger und ich stehen am Bett, düster schweigend; die andern im weiten Kreis. Sie schielen nach der Toten hinüber, möchten sie auch gern neugierig betrachten und empfinden dabei die abergläubische Scheu vor der Leiche. Der Dicke will wieder gluckſen, die Dürre schuppst ihn zur Vernunft. In ihrem langen Jungfernleben hat sie sich sehr feste Begriffe von Wohlanständigkeit in Herrschaftszimmern angeeignet; außerdem hat das Weinen jetzt keinen Sinn mehr. Ich weiß nicht, ob ich etwas fühle. Ich putze mein Monocle, setze es auf, putze es wieder. Der Prediger, ein Luther aus dem Domstift, bewegt hörbar Lippen und Zunge. Ich liebe die Stegreifpredigten nicht, der fromme Eifer vergaloppiert sich stets, weckt zwiespältige Gefühle ... Endlich beginnt's mit voller Stimme: „Geliebte Anwesende! Die Verewigte starb einen schönen Tod, sanft, schmerzlos — ein Lächeln scheint noch jetzt um ihren Mund zu schweben, gleich als wenn sie sterbend schon das ewige Licht geschaut hätte ..." (Ich sehe davon nichts. Selbst durch die geschlossenen Lider starrt mich noch der winzige, tote Pupillenspalt an, der vor dem ewigen Licht sich zusammenzog, weil es dem Auge wehthat.) ...

„Geliebte! Du, Schwester, die in selbstloser Pflichterfüllung auch an diesem Sterbebett gewaltet — ihr beide, die ihr in der Treue nie wankend geworden seid durch so viele Jahre — Sie selbst, Graf und Edler Herr Carén, der Sie der Lebenden, der Gatte und Kinder versagt waren, ein liebender Sohn und ihres Herzens ganze Freude gewesen sind und noch rechtzeitig kamen, der Sterbenden die müden Augen zuzudrücken — ihr alle seid betrübt bis in den Tod und solltet euch doch herzinniglich freuen, daß eine teure Seele hinübergeschwebt ist zur Seligkeit ... Und wir, die wir hier versammelt sind als gläubige protestantische Christen, wollen der Worte der Heiligen Schrift gedenken: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt. Und wie der Fels *unsrer* Kirche, der gewaltige Doktor Martin Luther, uns lehrt, wollen wir mutig den Willen der Vorsehung tragen ... Amen!"

„Amen ..." Die andern wiederholen es murmelnd, ich schlage mechanisch das Kreuz. Die Schwester zuckt zusammen — die Dürre und der Dicke stoßen sich an — der Prediger senkt verwirrt die Augen. Peinliche Pause. Und wir konnten doch beide nichts dafür.

Da wird die Thür aufgerissen — der Medizinalrat. Er erschrickt etwas, wie er den Geistlichen sieht, aber er war zu lange Hausarzt in adligen Familien, um nicht schnell der tiefen Abneigung der Wissenschaft gegen den Glauben ein Mäntelchen umhängen zu können. Vorerst thut er noch eilig seine überflüssige Pflicht, horcht nach dem Herzen der Toten, hält ihr den Spiegel vor den Mund — kein Hauch trübt den. Darauf schüttelt er voll Ergebung den Kopf ... „Hätte das noch nicht so früh erwartet ..." Der Arzt und der Prediger verbeugen sich dabei steif gegeneinander.

Jetzt läßt man mich mit dem Medizinmann allein, der verlegen durch die Zahnstummel pfeift. „Schnell gegangen, Herr Graf!“

„Todesursache?“

„Herzlähmung.“

„So hätten wir uns mit dem Morphium doch wohl geirrt . . .“

Da fährt er sich ärgerlich über die Perücke. „Wollen lieber davon nicht sprechen! Haben der alten Dame unrecht gethan . . . Außerdem ist sie tot.“ Die Gnädige hat ihn so zahm gemacht, daß er aus der Hand frißt. Während er an einem Jalousie-Ritz den Totenschein ausfüllt, stöhnt er leise . . . „Traurig . . . sehr traurig! . . . Die letzte Flasche Chambertin hat mich gestern höllisch gerissen — aber gut war er doch!“ . . . Ein Arzt und ein Erbe haben die sentimentale Komödie nicht mehr nötig, wenn sie allein sind.

Als wir dann zusammen aus dem Haus hinaustreten, in das Licht, in den Morgen, thut die strahlende Helle meinen übernächtigen Augen weh . . . „Traurig — sehr traurig! Aber gut war es doch!“ . . . Ja, jeder Mensch hat zwei Gesichter: das offizielle und das wahre. Ich auch. Ich weiß nur nicht, welches von beiden das verlogenere ist.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Hausbuch deutscher Kunst

Ein Familien-Bilderbuch in 375 Abbildungen

Zusammengestellt und herausgegeben von

Eduard Engels

In vornehmem Leinenband M. 10.—

„Eine Anthologie von Bildern, von Reproduktionen echter Kunstwerke, die sich an die Motive und Stimmungen, die das Leben uns rastlos nahelegt, anschließt und so eine unmittelbare Beziehung zu unserem normalen Dasein, das so sehr der Erhöhung und Durchgeistigung bedarf, gewinnt Jeder, der in diesem Buche blättert, wird sich im Gemüte berührt und jeder künstlerisch angeregt und über den Druck des Lebens hinausgehoben fühlen. Eine der schönsten Wirkungen dieses ‚Hausbuches' wird sicherlich darin liegen, daß sich die vielen, die sich am Gebotenen erfreuen, innerlich aufgefordert fühlen werden, für ihr Bedürfnis weiter zu suchen, zu forschen und zu sammeln, vielleicht auch zu gestalten, und so ihr geistiges Leben mit immer reicherem künstlerischen Inhalt zu erfüllen."

Prof. Alfred Klaar in der Vossischen Zeitung, Berlin.

„Wer dieses Buch seiner Hausbücherei einverleibt, der darf sich getrost sagen, daß er einen kleinen Hausschatz von bleibendem Werte besitzt, der alt und jung immer wieder erfreuen und nicht nur erfreuen, sondern auch fördern wird in dem Verständnisse und dem Genusse echter deutscher Kunst. Es ist eine quellend frische, frohe Stimmung, die uns Blatt für Blatt begleitet bis zum Schlusse. Zu diesem Eindrucke trägt nicht wenig bei, daß ein begleitender Text, abgesehen von der kurzen Einleitung, nicht dazwischengeschaltet ist. Ein Blatt folgt auf das andere und jedes ist eine vorzügliche Leistung der Reproduktionstechnik. Der Wert des Buches ist ganz auf Anschauung gegründet: ein überaus richtiges Prinzip."

Münchner Neueste Nachrichten.



